# NEUES HANNOVERISCHES MAGAZIN







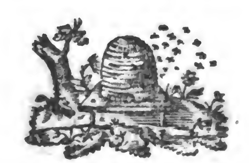
# Neues Hannoversches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.



## 21ter Jahrgang.

vom Jahre 1811.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, Buchdrucker.
1812.

# Erstes Register,

## Rubriken, vom Jahre 1811.



II.

# Erstes Register,



II.

Zwei'

# Zweites Register,
## nach alphabetischer Ordnung.
### Vom Jahre 1811.

## A.



## B.



## C.



## D

N.

Neues
Hannoversches Magazin.
1tes Stück.
Montag, den 7ten Januar 1811.

## Entwurf zu einer zweckmäßigen Einrichtung des Medicinalwesens für das platte Land. *)

Von Herrn Ernst Heinrich Wilhelm Münchmeier,
Doctor der Heil- und Wundarzneikunst, Arzt zu Gifhorn im Aller-Departement, und substituirter Land-Chirurgus.

§. 1.

Vorläufig darf über das Ganze bemerkt werden, daß die allgemeinsten Grundsätze für die Verbesserung des Medicinalwesens in folgenden Regeln enthalten sind, die dem ganzen Gebäude zu Hauptstützen dienen müssen:

1) Man suche für eine anständige Subsistenz einer hinreichenden Anzahl von Medicinalpersonen auf dem platten Lande zu sorgen; man mache dann aber auch an dieselben in Hinsicht ihrer wissenschaftlichen Bildung und Kenntnisse alle die Forderungen, welche hierin überhaupt nur gemacht werden können, und begnüge sich nie mit unvollständig oder halbgebildeten Aerzten, wodurch jeder anderweitig noch so gut angelegte Plan vereitelt werden muß. Hierin sind die Bedin-

*) Die Königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen hatte für den November 1810 die sehr wichtige ökonomische Preisfrage aufgestellt:

**Wie kann das Medicinalwesen für Flecken und Dörfer, oder für das platte Land am besten eingerichtet werden?**

Unter mehrern Abhandlungen wurde, wie man im 188sten Stücke der Göttingischen gelehrten Anzeigen vom vorigen Jahre angezeigt findet, derjenigen der Preis zuerkannt, wovon hier der vierte Abschnitt, der die eigentliche Beantwortung der Frage enthält, mitgetheilt wird. Die ganze Abhandlung schien für diese Blätter zu lang. Die Angabe des Inhalts der übrigen Abschnitte findet man im erwähnten Stücke der Götting. gelehrten Anzeigen S. 1875. Red.

dingungen gegeben, welche das Medicinalwesen in sich befassen kann.

2) Man suche auf alle mögliche Weise eine vernünftige Bildung und Aufklärung des Volks zu befördern, so daß es die Wohlthat einer guten Medicinalverfassung begreift, dankbar annimmt, und selbst für das weitere Emporkommen derselben mitzuwirken strebt. Dann ist Alles eingerichtet, was einen guten Erfolg bewirken kann.

§. 2.

Eine jede ihrem Zwecke entsprechende Medicinalverfassung kann nur vom Staate ausgehn. Die erste hier nothwendige Bedingung ist also: daß der Staat hievon überzeugt werde, und zur Erreichung dieser Absicht entschlossen und thätig sey.

§. 3.

Sobald das der Fall ist, muß im Staate für die Besorgung aller auf das Medicinalwesen sich beziehenden Geschäfte eine oberste Centralbehörde niedergesetzt werden, bestehend aus den rechtschaffensten Männern, die mit allen Theilen des ärztlichen Wissens und Handelns gründlich und umfassend bekannt sind, welche die höchste Staatsgewalt für diesen Zweig repräsentirt.

§. 4.

Diese oberste Behörde mag hier Medicinalcollegium heißen. Dieses Collegium muß der Stützpunkt seyn, auf welchem die Medicinalverfassung ruht, wodurch das Ganze in Ordnung gehalten wird, und wovon die Leitung aller Gegenstände abhängt, die hierauf Bezug haben. Das Personale eines solchen Collegiums richtet sich natürlich nach dem Umfange seines Wirkungskreises, wovon es auch abhängt, ob demselben mehrere subordinirte Medicinal-Collegien unterzuordnen sind.

§. 5.

Der Einfluß eines solchen Medicinalcollegiums muß sich erstrecken über das ganze Land — auf die Städte so gut als auf das platte Land; dadurch wird es nur möglich, Einheit in das ganze Medicinalwesen zu bringen, und durch den einen Zweig auf den andern zu wirken.

§. 6.

Dieses Medicinal-Collegium muß ausgerüstet seyn mit aller der Gewalt und dem Nachdrucke, welchen eine Staatsgewalt überhaupt haben kann, denn es soll alle die Einrichtungen, welche zweckmäßig erachtet werden, begründen, in Ausführung bringen und in Thätigkeit erhalten.

§. 7.

Ist diese formale Bedingung von Seiten des Staats gesetzt, so muß die Frage darauf kommen, was nun für das Material des Medicinalwesens

wesens selbst und namentlich auf dem platten Lande, wovon hier die Rede ist, zu thun sey?

§. 8.

Es hat sich früher ergeben, daß das dringendste Bedürfniß für die Medicinalverfassung des platten Landes darauf beruhe: hier eine hinreichende Anzahl geschickter Medicinalpersonen in richtiger, gleichmäßiger Vertheilung zu bewerkstelligen. Ebenfalls ist es bewiesen, daß dieses nur dann der Fall seyn könne, wenn eine solche Anzahl von Medicinalpersonen ihren anständigen Unterhalt findet. Der erste Punkt beruht also darauf: einer solchen Anzahl von Medicinalpersonen, als auf dem Lande verhältnißmäßig erfordert wird, anständigen Unterhalt zu verschaffen.

§. 9.

Hiezu giebt es überhaupt zwei Wege: entweder diese Medicinalpersonen werden vom Staate ganz besoldet, oder sie werden gar nicht oder nur zum Theile besoldet, und müssen von den Beiträgen der Einzelnen leben, denen sie Dienste erzeigt haben.

§. 10.

Den ersten Fall dürfen wir nicht voraussetzen. Denn es würde äußerst schwer halten, von Seiten des Staats dieses Geld aus andern Quellen herbeizuschaffen, als durch eine allgemeine Steuer, die doch immer das Unbillige in sich schließen würde, daß der, welcher vielleicht selten oder überall nicht krank wird, für den mitbezahlen müßte, der öfter erkrankt. Ganz anders ist es mit einer Steuer, wovon weiterhin die Rede seyn wird, welche bloß dazu führen soll, daß jeder im Fall der Noth einen Arzt haben kann. Es würde auch in Hinsicht auf die Aerzte nicht gut seyn, wenn sie im Allgemeinen bezahlt würden, und ihre einzelnen Hülfsleistungen unentgeldlich verrichten müßten. Denn wenn gleich auf die Gewissenhaftigkeit derselben fast Alles ankommt, so müssen doch auch möglichst alle äußern Momente mit zu Hülfe genommen werden, um sie in den einzelnen Fällen zu der größten Thätigkeit und Anstrengung zu motiviren, welches allerdings die zu hoffende Bezahlung mit bewirkt. Es bleibt also nur der zweite Fall übrig.

§. 11.

Die Annahme aber, daß die ärztlichen Individuen von den Beiträgen Einzelner leben müssen, macht wieder zur nothwendigen Bedingung: 1) daß so wenig Aerzte als möglich ist auf eine so große Anzahl von Menschen, als sie nur immer besorgen können, gerechnet werden. Denn jeder Einzelne kann und soll nicht viel bezahlen, wo aber jeder nur wenig bezahlt, kann allein durch die Beiträge Vieler eine Summe herauskommen, wovon eine Medicinalperson anständig leben mag. 2) Jede

Medicinalperson muß in der Ausübung so viele Zweige der Medicin vereinigen, als nur möglich ist, weil grade dadurch das ärztliche Personale vermindert und die Summe ihrer Einnahme vermehrt wird.

§. 12.

Diesem zufolge werden von den verschiedenen Medicinalpersonen auf dem platten Lande nur erforderlich seyn: 1) Aerzte, die den ganzen Umfang der Kunst theoretisch kennen und praktisch ausüben — Männer also, welche auf der einen Seite überhaupt dafür sorgen, daß alle intendirten Zwecke des Medicinalwesens erreicht werden, und in dieser Hinsicht auch die Materialien für die Gesundheits- und Medicinalpolizei bearbeiten, und über die Einrichtungen derselben wachen; auf der andern Seite aber die Geschäfte des Arztes, Wundarztes und Geburtshelfers technisch ausüben; 2) Apotheker; 3) Hebammen; 4) Krankenwärter. Daß eine solche Vereinigung mehrerer Zweige der Ausübung in einer Person möglich sey, ist schon früher gezeigt; noch weiter wird aber die Rede davon seyn, warum und durch welche Mittel dieses am zweckmäßigsten zu bewirken sey.

§. 13.

Hiernach muß nun ausgemittelt werden, einen wie weiten Wirkungskreis jedes von diesen Individuen möglicher Weise sowohl der Entfernung als Menschenzahl nach übernehmen könne, ohne daß der nächste Zweck der Medicinalverfassung selbst darunter leide. So viel Medicinalpersonen, als dann hiernach nothwendig erforderlich sind, müssen angestellt und alle mögliche Hülfsmittel herbeigezogen werden, ihnen anständigen Unterhalt zu verschaffen.

§. 14.

Zur Bestimmung des Wirkungskreises der Ausdehnung und Menschenzahl nach muß nun vorläufig nicht vergessen werden, daß die richtige Anwendung des Prinzips des Nothbehelfs hier wieder eintreten könne; folglich den Medicinalpersonen ein so großer Wirkungskreis angewiesen werden müsse, als nur immer mit den nothwendigsten Zwecken einer guten Medicinalverfassung verträglich ist, sollten auch einige weniger wesentliche Bedingungen dazu aufgeopfert werden.

§. 15.

Es können und dürfen hiebei also einige Forderungen aufgeopfert werden, die in der Idee einer ganz vollkommnen Medicinalverfassung liegen, vorausgesetzt, daß nur der Hauptzweck erreicht werde, der unter den bestehenden Verhältnissen ganz wegfallen würde, wenn jenen Forderungen sollte ganz vollständig entsprochen werden. Es darf also hiebei Statt finden, daß in seltenen Fällen Kranke nicht in dem Augenblicke Hülfe erlan-

langen, wo sie es wünschen, oder wo auch wohl die Natur der Krankheit es forderte, wenn nur die größte Zahl von Kranken so bald Hülfe erreicht als nothwendig ist, damit die Krankheit nicht durch den Verzug gefährlich oder unheilbar werde. Es ist natürlich, daß viele Kranke zu ihrem Troste und Beruhigung, und selbst oft zur Unterhaltung die Besuche des Arztes öfter, und seine Anweisung länger wünschen, als der Zweck der Heilung absolut fordert; darauf darf hier eben so wenig gerechnet werden, und die Landbewohner werden auch wirklich um so weniger darauf dringen, da sie oft genug von aller Hülfe entblößt sind, und also gern zufrieden seyn werden, wenn sie diese überhaupt erhalten, sollten auch nicht alle wünschenswerthe Bedingungen damit vereinigt seyn.

## §. 16.

Dieses vorausgesetzt läßt sich annehmen, daß ein Arzt auf dem Lande unter günstigen Bedingungen der Lage, der Wege und der Menschen selbst von seinem Wohnorte als dem Mittelpunkte aus auf eine Entfernung von zwei, und in seltenen Fällen von drei Meilen für die intendirten Zwecke wirksam seyn, und dabei im höchsten Nothfalle die unter einer Anzahl von 8000 Seelen gewöhnlich vorkommenden Kranken versehn könne. In Betreff der Entfernung muß aber gleich dabei bemerkt werden, daß es nicht zu viel Oerter seyn dürfen, welche zwei Meilen, und nur sehr wenige, die drei Meilen von dem Wohnsitze des Arztes entfernt sind, sondern daß die größte Zahl der Oerter, die er versorgen soll, näher liegen muß.

## §. 17.

Dieses ist aber vorläufig nur eine allgemeine Annahme, die durch viele Nebenumstände modificirt und oft umgeändert wird. Die Seelenzahl, für welche ein Arzt hinreichen soll, zusammengenommen mit dem Flächenraume, worauf diese Seelenzahl wohnt, sind zwar die Hauptbedingungen, nach denen sich diese Bestimmung richten muß, es kommen dabei aber noch andere Nebenumstände in Betrachtung.

## §. 18.

Sind die Verhältnisse, worin eine gegebene Seelenzahl sich befindet, von der Art, daß unter dieser Zahl mehrere Krankheiten überhaupt herrschen, als man gewöhnlich annehmen muß, so kann ein Arzt natürlich nicht eine so große Seelenzahl überhaupt versorgen. Ist die geographische Beschaffenheit einer Fläche, worauf eine gegebene Seelenzahl wohnt, von der Art, daß durch schlechte Wege, durch Berge, Flüsse oder andere Hindernisse die Communication oder das schnelle Fortkommen in diesem Distrikte erschwert, oder zu manchen Zeiten ganz unterbrochen ist, so kann ein Arzt lange nicht eine so große Seelenzahl versorgen, und auch nicht

so

so ausgedehnt wirksam seyn, als unter günstigen Verhältnissen dieser Art. Je näher eine gewisse Seelenzahl auf einer Fläche zusammen wohnt, für eine desto größere Zahl reicht ein Arzt unter gleichen Bedingungen der Salubrität hin; denn unter einer kleinern Seelenzahl auf einer größern Fläche wohnend kommen freilich weniger Kranke vor, aber die Krankenbesuche nehmen desto mehr Zeit hin.

§. 19.

Je mehr die Wohnung des Arztes, die aber noch durch andere Bedingungen bestimmt werden muß, im Mittelpunkte eines von ihm zu besorgenden Distrikts liegt, desto mehr Kranke kann er verhältnißmäßig besorgen, und je mehr Hülfsmittel sich grade in einem gegebenen Distrikte finden, z. B. unterrichtete Krankenwärter, andere aufgeklärte Leute, welche sich der Sache mit annehmen, richtiges und vernünftiges Benehmen von Seiten der Kranken selbst rc., um so leichter kann wieder der Arzt mit weniger Zeit und Mühe auskommen, als wo dies nicht ist.

§. 20.

Hiernach wird also angenommen, daß wo jene Bedingungen nicht vorzüglich ungünstig sind für eine Zahl von 8000 Seelen, von denen die äußersten und doch dabei die wenigsten nicht über zwei, höchstens drei Meilen entfernt seyn dürfen, ein Arzt hinreichen möge. Wenn nemlich die Umstände für die Subsistenz desselben so ungünstig als möglich wären. Sind aber diese Umstände günstiger, so daß entweder eine gegebene Volksmenge überhaupt wohlhabender ist, oder doch mehr Reiche darunter wohnen; oder sind die andern vorhin erwähnten Bedingungen, welche bei der Wirksamkeit des Arztes in Betrachtung kommen, ungünstiger, so muß sowohl die Seelenzahl als der Flächenraum kleiner genommen werden, für deren Bedürfnisse ein Arzt ausreichen soll, oder es muß demselben wenigstens ein sehr brauchbarer Gehülfe beigegeben werden.

§. 21.

Zu klein darf der Wirkungskreis eines Arztes aber auch nicht bestimmt werden, denn das hat sonst zuerst auf dessen Subsistenz und dadurch auf dessen Wirksamkeit überhaupt den nachtheiligsten Einfluß, weil grade seine Subsistenz von der Menge der Kranken abhängt, die er behandelt. Es dürfte demnach in den meisten Fällen auf dem platten Lande für den Wirkungskreis eines Arztes durchaus nicht weniger als eine Zahl von 6000 Seelen gerechnet werden, für deren Bedürfnisse, wenn sie nicht weiter als zwei Meilen entfernt sind, ein thätiger Arzt gewiß hinreicht.

§. 22.

Man kann ungefähr rechnen, daß auf dem platten Lande jährlich im Durch-

Durchschnitte der rote Mensch von einer ernstlichen Krankheit befallen wird — dieses würde auf eine Seelenzahl von 8000 jährlich betragen 800 Kranke. Unter diesen wird ungefähr die Hälfte, also 400 an schweren Krankheiten leiden, die dem Arzte bedeutende Mühe und mehrere Besuche kosten, von den übrigen werden noch manche zu ihm ins Haus kommen können, und also wenig Mühe machen. Von den 800 Kranken wird ungefähr der zwölfte Theil an äußern Uebeln leiden, und davon wieder kaum die Hälfte an recht bedeutenden, die freilich mehr Zeit erfordern, aber auch gewöhnlich an den Wohnort des Arztes gebracht werden können, und dann wenigstens keine Reisen erfordern. Ja es reicht bei diesen oft aus, wenn der Arzt nur die allgemeine Direction des Curplans führt; zu den übrigen hiebei nöthigen oft ganz mechanischen Verrichtungen können auf vielerlei Weise Gehülfen und Handlanger angeschafft werden.

§. 23.

Man sieht wohl, daß diese Annahme weder ganz genau noch ganz allgemein gültig seyn könne; sie ist entworfen nach den Beobachtungen eines auf dem Lande sehr beschäftigten Arztes in einer nicht ungesunden Gegend. Es sind dabei nur berechnet die Krankheitsfälle, die eigentlich bei den bestehenden Verhältnissen unter die Behandlung des Arztes fallen können, und wo dieselbe wahren Nutzen hat. Es sind also wenig in Anschlag gebracht alle die langwierigen, unheilbaren Uebel, bei denen die Kunst nichts vermag, als höchstens einigen Trost und Linderung zu verschaffen. Bei solchen Uebeln verlangt der reiche Städter höchst wahrscheinlich immer noch die Besuche des Arztes und die Anwendung von Arzneien, sollte es auch nur seyn, um sich mit süßen Hoffnungen zu täuschen. Der unbemittelte Landmann kann hiezu aber die Kosten nicht aufbringen, und es ist bei ihm hinreichend, wenn nur das geschieht, was etwa in solchen Fällen wahre Linderung geben kann. — Alles Ueberflüssige muß hier schon nothwendig wegfallen. Ganz leichte Unpäßlichkeiten, die entweder von selbst vorübergehn, oder durch paßliche Diät oder den Gebrauch eines zweckmäßigen Hausmittels bald aufhören, sind ebenfalls nicht in Anschlag gebracht, so wenig wie nicht alle Jahr vorkommende Epidemien z. E. von Ruhren, Masern, Scharlach, Keichhusten 2c., welche gewöhnlich weit um sich greifen, und eine größere Zahl von Kranken nach sich ziehn. In allen diesen Fällen ist aber gewöhnlich ein herrschender, ziemlich gleichmäßiger Krankheitscharakter, und die Kranken finden sich gewöhnlich mehr auf einem Punkte zusammen, so daß dieses wieder die Behandlung sehr erleichtert.

§. 24.

§. 24.

Dem Arzte auf dem platten Lande wird es überhaupt dadurch möglich, eine bedeutende Anzahl von Kranken zu behandeln, daß ein großer Theil der dort herrschenden Uebel einen gleichmäßigen Charakter hat, der entweder von den allgemeinen climatischen Verhältnissen, oder der besondern Witterungsconstitution, oder den grade zu einer gewissen Zeit vorfallenden Arbeiten, oder auch von bestimmten Sitten und Gewohnheiten herrührt; der sich deshalb bei vielen Kranken zugleich äußert, und dieselben Erscheinungen darbietet, so wie er dieselbe Behandlung erfordert. Ist der Arzt erst einmal überhaupt hiemit bekannt, oder hat er den jedesmaligen epidemischen Charakter erst richtig ausgemittelt, so erleichtert ihm das die Diagnose und Behandlung sehr, und er kann in solchen Fällen oft mit Krankenberichten ausreichen, ohne genöthigt zu seyn, die Kranken selbst immer zu besuchen.

§. 25.

So viel leuchtet hieraus wenigstens hervor, daß ein geschickter, thätiger Arzt, der dabei nicht gezwungen ist, seines Unterhalts wegen noch weitere Reisen zu machen, für die dringendsten, nothwendigsten Bedürfnisse einer angegebenen Seelenzahl und in der bestimmten Entfernung ausreiche. Geht es an, so bestimme man aber den Wirkungskreis in Hinsicht der Ausdehnung und Seelenzahl kleiner. Uebrigens muß man nicht vergessen, daß die in einzelnen Distrikten hiegegen aufstoßenden Schwierigkeiten bei einer solchen allgemeinen Annahme nicht berücksichtigt werden können, sondern bei der jedesmahligen besondern für ein bestimmtes Locale passenden Einrichtung zu beachten sind.

§. 26.

Unter andern Verhältnissen kann eine Apotheke für eine noch größere Seelenzahl ausreichen, als ein Arzt, ja es ist grade für den guten Zustand und für das Bestehen einer Apotheke sehr vortheilhaft, recht vielen Absatz zu haben. Hier kommt aber wieder die Entfernung in Betrachtung, welche vom Kranken bis zur Apotheke nicht zu groß seyn darf, deswegen würde am besten auf jeden Bezirk, für welchen ein Arzt erforderlich ist, auch nur eine Apotheke zu rechnen seyn, welche wo möglich an dem Wohnorte des Arztes befindlich seyn muß. Das Bestehen mehrerer Apotheken in einem solchen Distrikte würde nur unter besondern günstigen Umständen zu gestatten seyn, grade weil eine große Anzahl von Apotheken mit einer guten Beschaffenheit derselben nicht bestehen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöversches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 14ten Januar 1810.

---

# Entwurf zu einer zweckmäßigen Einrichtung des Medicinalwesens für das platte Land.

Von Herrn Ernst Heinrich Wilhelm Münchmeier,

Doctor der Heil- und Wundarzneikunst, Arzt zu Gifhorn im Aller-Departement, und substituirter Land-Chirurgus.

(Fortsetzung.)

§. 27.

Was die für einen gegebenen Distrikt zu bestimmende Anzahl des nun noch übrigen Personals für die Zwecke des Medicinalwesens betrifft, nemlich der Hebammen und Krankenwärter, so gilt darüber vorläufig folgendes. Die Zahl der Hebammen muß weit grösser und wo möglich in jeder bedeutenden Commüne wenigstens Eine vorhanden seyn. Grade an der Zahl derselben hat es bisher am wenigsten gefehlt, desto mehr an den erforderlichen Kenntnissen derselben, wofür also hauptsächlich zu sorgen seyn würde. Es wird davon weiter unten die Rede seyn. Die Zahl guter Krankenwärter kann nicht leicht zu hoch gesteigert werden; da dieses aber kein Personal ist, welches gut förmlich angestellt werden kann, so wird nur noch der Punkt in der Folge erörtert werden müssen, wie es möglich seyn möge, eine gehörige Anzahl von guten Krankenwärtern überhaupt zu bilden.

§. 28.

Das Vorgetragene würde also den allgemeinen Maaßstab für die Zahl und richtige Vertheilung der Medicinalpersonen auf dem platten Lande enthalten. Jedes Land nun, für welches ein zweckmäßiges Medicinalwesen eingerichtet werden soll, muß vorerst nach diesen aufgestellten Grundsätzen in medicinische Distrikte eingetheilt werden, und dann durch Her-

beiziehung aller Hülfsmittel dafür gesorgt werden, daß in jedem solchen Distrikte die erforderlichen Medicinalpersonen anständig leben, und daß sie für diesen Distrikt in möglichst hohem Grade wirksam seyn können, woraus von selbst folgen wird, daß es bei der gehörigen anderweitigen Fürsorge nicht an hinreichenden mit den erforderlichen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüsteten Individuen fehlen wird, um diese Stellen zu besetzen.

§. 29.

Für jeden solchen Distrikt wird zuvörderst ein Arzt erfordert. Soll dieser anständig darin leben können, welches, wie wir gesehn haben, eine Hauptbedingung für den Zweck des Ganzen ist, so muß er allein darin seyn, und es dürfen nicht mehr darin geduldet werden. Der Hauptgrundsatz für ein besseres Medicinalwesen des platten Landes würde also seyn: in jedem solchen Distrikte an dem paßlichsten Orte eine fixirte, unmittelbar vom Staate ausgehende, mit einer kleinen Einnahme verbundene ärztliche Stelle zu begründen, außerdem aber weiter gar keine willkührliche medicinische Praxis zu gestatten, auf dieselbe Art wie für die Rechtspflege, für die Finanzen und für den religiösen Cultus solche bestimmte Stellen überall nur in gewisser Anzahl fundirt sind.

§. 30.

Nur durch diese Bedingungen, daß in jedem Distrikte eine solche bestimmte ärztliche Stelle gestiftet, außerdem aber gar kein anderer von jemand willkührlich gewählter praktischer Wirkungskreis gestattet wird, ist es möglich zu erreichen: daß überall auf dem platten Lande, wo es erforderlich ist, Aerzte leben können, daß man von diesen Aerzten gewisse Pflichten und Dienstleistungen strenge fordern kann, und daß zwischen denselben und den ihnen anvertraueten Distrikten ein gewisses näheres Verhältniß, eine gewisse gegenseitige Berührung erfolgt, wodurch erst die volle ärztliche Wirksamkeit für die Zwecke des Medicinalwesens möglich wird.

§. 31.

Nothwendig und nützlich ist diese Einrichtung für die Subsistenz und das bessere Fortkommen der Aerzte auf dem platten Lande. Denn dadurch, daß nur eine bestimmte Anzahl von ärztlichen Stellen in einem Distrikte gesetzt wird, wo jährlich eine Anzahl von Kranken vorkommen wird, deren Beiträge für den Unterhalt eines Arztes hinreichen, ist jeder, der eine solche Stelle erhält, gesichert, einen bestimmten Wirkungskreis und eine anständige Einnahme zu bekommen, und für immer zu behalten. Bei der jetzigen in den meisten Ländern bestehenden Ein-

Einrichtung, wo jeder Arzt seinen Wirkungskreis wählen darf, ist das weit weniger der Fall. Denn da hängt der Wirkungskreis und Verdienst eines Arztes, hauptsächlich auf dem Lande, wo die Subsistenz der Aerzte sogleich aufhört, so bald ihre Zahl das Verhältniß der vorkommenden Kranken nur irgend übersteigt, gar zu sehr vom Zufall ab, und kein Arzt ist dabei sicher, seinen Wirkungskreis und seine Subsistenz für immer zu behalten. Auch erfolgt das nicht einmal hiebei, daß wenigstens der würdigste unter ihnen den größten Wirkungskreis erhielte. Denn grade die Würdigkeit kann hier am wenigsten beurtheilt werden, und die Wahl der Kranken hängt größtentheils von der Ortsnähe und von vielen andern zufälligen Umständen ab. Deshalb muß, wo irgend die Zahl der Aerzte das Verhältniß der Kranken auf dem platten Lande übersteigt, der Würdige mit dem Unwürdigen leiden.

§. 32.

Auf den ersten Blick scheint dies eine unnöthige Bedingung zu seyn, weil man glauben sollte: es wären auf dem Lande eher zu wenig als zu viel Aerzte. Für das platte Land, im Ganzen gerechnet, mag das auch wahr seyn; nehmen wir aber einzelne Strecken desselben, so läßt sich gar nicht läugnen, daß in einigen derselben, welche für die Einnahme der Aerzte noch einigermaßen günstig sind, verhältnißmäßig deren für ihre Subsistenz zu viel vorhanden sind, die in andern wieder fehlen. Soll dieses Mißverhältniß aufhören, so müssen die für das Auskommen der Aerzte vorheilhaften und unvortheilhaften Strecken des platten Landes zusammengenommen, und in beiden nur eine grade ausreichende Zahl von Aerzten angesetzt werden. Auch muß durch diese Einrichtung dafür gesorgt werden, daß, wenn ein geschickter Arzt sich entschließt, seine Dienste dem platten Lande zu widmen, nicht früh oder spät ein Anderer, vielleicht lange nicht so würdiger, hinzukommt, und ihm seine Subsistenz verkümmert oder vernichtet. Dieser Fall ist gar so selten nicht, denn man bemerkt es häufig, daß ein Arzt sich in einer Gegend des platten Landes niederläßt, der es endlich mit großer Mühe und Anstrengung dahin bringt, sich einen Wirkungskreis und anständigen Unterhalt zu verschaffen. Kaum wird das bemerkt, so glauben Andere, daß auch sie hier noch würden leben können — lassen sich also an demselben Orte oder in der Nähe nieder, und entziehn jenem ersten das, was er füglich mit versorgen könnte, und der Erfolg ist — daß sie nun beide nicht leben können.

§. 33.

Man wird hier freilich den Einwurf machen, daß durch die Ansetzung einer

einer so bestimmten und nur grade für die dringendsten Bedürfnisse ausreichendan Zahl von Aerzten die freie Wahl und das Zutrauen der Kranken zu sehr beschränkt, und die so wohlthätige Concurrenz der Aerzte aufgehoben werde. Alles das aber kann auf dem platten Lande nicht ohne den größten Nachtheil für das Ganze erreicht werden. Denn die Lage ist hier nun einmal von der Art, daß nicht viele Aerzte leben können. Will man hier eine solche Wahl für die Kranken und eine solche Concurrenz der Aerzte gestatten, so kommen deren mehr als leben können, sie sinken dann in Hinsicht ihrer Kenntnisse und ihres Charakters tief herab, müssen darauf hinausgehn, die wenigen Kranken, welche ihnen in die Hände fallen, über die Gebühr zu schröpfen, verlieren dadurch das Zutrauen, geben Veranlassung, daß Quacksalber und Afterärzte mehr gesucht werden wie sie, und müssen am Ende wohl gar verhungern oder sich nach einer andern Stelle umsehn. Daher ist überhaupt die Lage für Aerzte auf dem platten Lande in so übeln Ruf gekommen, daß jeder, der etwas auf seine Ausbildung gewandt hat, dort sich nicht hinwünscht, und daß man selbst bei den Behörden am Ende geglaubt hat, man müsse sich hier mit unvollständigen, dürftig gebildeten Aerzten behelfen.

§. 34.

Hiezu muß man noch das nehmen, daß der reiche Städter, der sich bewußt ist, reichlich die Bemühung des Arztes belohnen zu können, weit eher auf eine Auswahl unter den Aerzten Ansprüche mache und mit Recht machen kann. Einem solchen ist es also nicht zu verdenken; wenn er verlangt, nicht bloß geheilt, sondern auf die angenehmste Art geheilt zu werden, und folglich von seinem Arzte mancherlei Nebeneigenschaften fordert, die man auf dem platten Lande gern erläßt, wenn nur der Zweck der Heilung erreicht wird. Ganz kann die Concurrenz auch hiedurch nicht aufgehoben werden, da der bemittelte Landbewohner immer noch Gelegenheit genug behalten wird, sich auch andere Aerzte aus der Stadt oder aus entfernten Gegenden zu verschaffen.

§. 35.

Die Errichtung solcher ärztlichen Stellen in einem bestimmten Bezirke hat für das bessere Fortkommen der Aerzte auch noch den Vortheil, daß ein jeder Hülfsbedürftige gleich weiß, an wen er sich mit desto mehr Zutrauen wenden kann, wodurch der Wirkungskreis und die Einnahme solcher Aerzte sehr gewinnen muß. Bei der gewöhnlichen Verfassung gehört der Arzt nur dem an, der ihn bezahlt und am besten bezahlt— er wird also seines Unterhalts wegen oft Kranke in der Nähe versäumen müssen, um bei entfernteren etwas zu verdienen. Hier soll aber ein ganz

ganz anderes näheres Verhältniß zwischen dem Arzte und dem ihm anvertraueten Distrikte eintreten, wovon gleich weiter die Rede seyn wird, die Bewohner desselben werden sich weit allgemeiner an ihren Arzt wenden und durch die mehreren, wenn gleich geringen Beiträge, seine Einnahme vermehren. Bei der jetzigen Verfassung, wo sich bald hie, bald da auf dem platten Lande ein Arzt ansiedelt, geht selbst oft längere Zeit darauf hin, ehe ein solcher bei den Landbewohnern in gehörigen Ruf kommt; wären nun an bestimmten Oertern beständig gute Aerzte vorhanden, so würde schon die Gewohnheit, welche hiebei viel thut, die Hülfsbedürftigen der benachbarten Gegend beständig nach diesen Oertern hinziehn und den dortigen Aerzten einen dauerhaften Wirkungskreis sichern.

§. 36.

Hiedurch wäre nun schon sehr dafür gesorgt, daß solche bestimmt und nur in gewisser Zahl angesetzte Aerzte besser fortkommen könnten. In so fern aber der Staat mehr von ihnen verlangt als bisher und sie zu der Ausführung besonderer Zwecke benutzen wird, müßte derselbe auch unmittelbar noch etwas für sie thun. Es müßte also mit diesen Stellen eine kleine von aller Praxis unabhängige Einnahme verbunden seyn, nicht so stark, daß der Arzt allein davon leben könne, denn wie wir gesehen haben, möchte das nicht angehen und in mancher Hinsicht nicht gut seyn, sondern nur ein Ersatz dafür, daß der geschickte Arzt sich hier in eine verhältnißmäßig ungünstige Lage für seine Einnahme begiebt, statt daß er vielleicht in einer andern Lage mehr verdienen könnte — mit einem Worte nicht eine Vergütung für die Arbeiten des Arztes, sondern nur überhaupt ein Mittel zur Möglichkeit, daß hier ein guter Arzt leben kann. Diese Besoldung möchte etwa zwischen 2 u. 300 Thl. zu bestimmen seyn.

§. 37.

Wäre es nicht möglich, daß der Staat diese Besoldung etwa aus andern Quellen nehmen könnte, so würde es gar nicht unbillig seyn, wenn zu diesem Behufe eine mäßige Steuer von jedem Bewohner eines solchen Distriktes erhoben würde, welche für den Einzelnen wenig betragen könnte, und wofür er, wenn er in Krankheit verfällt, dem doch jeder ausgesetzt ist, die größten Vortheile genösse.

§. 38.

Es würde dann noch sehr wünschenswerth seyn, wenn diese ärztlichen Stellen nach Maaßgabe der Umstände, sollte es auch nur hie und da angehn, mit andern Vortheilen dotirt werden können, wozu die

die besondere Lage und die eigenen Verhältnisse mancher Oerter günstiger sind, als anderer. Von der Art würde es seyn, wenn solchen Aerzten beständige Wohnung, Gärten, Fourage für ein Reitpferd und dergleichen könnten ausgemittelt werden, welches da oft mit leichter Mühe angeht, wo die Gemeinheitstheilungen erst in Gang gebracht werden. Ganz vortrefflich würde es auch seyn, wenn entweder allgemein oder an den verschiedenen Oertern für die Witwen solcher Aerzte eine kleine Einnahme fundirt würde, wozu allenfalls jährlich ein gewisser Theil der oben berührten Steuer angewandt werden möchte. Großen Nutzen würde es endlich haben, wenn jährlich etwas dazu angewandt würde, bei diesen ärztlichen Stellen eine kleine Sammlung der nothwendigsten Instrumente, Apparate oder der nutzbarsten Bücher anzulegen.

§. 39.

Durch diese und andere Umstände würde immer eine ärztliche Stelle vor der andern Vorzüge und Annehmlichkeiten behalten. Es könnte und müßte hiebei deshalb ein gewisses Avancement Statt finden, so daß dem jüngern oder weniger verdientern Arzte zuerst eine der geringern Stellen zu Theil würde, dagegen Verdienst und Alter die ersten Ansprüche zur Beförderung gäben. Vorzüglich müßte hiebei darauf gesehen werden, daß die mühsamsten Stellen vor andern den jüngern und die bequemen den ältern Arzten zufielen. Am allerpaßlichsten möchte es seyn, wenn ältere, verdiente Aerzte zur Belohnung vom Lande in grössere Städte befördert würden, wo sie es doch immer bequemer haben. — Wir setzen hiebei nehmlich voraus, daß unsere Aerzte auf dem Lande in Hinsicht ihrer Kenntnisse und ihrer ganzen Bildung so mit dem Geiste der Zeit fortschreiten, daß sie auch in der Stadt nicht am unrechten Orte seyn werden.

§. 40.

Bei der allgemeinen Einrichtung dieser Stellen muß auch auf den Wohnsitz der Aerzte in ihrem Distrikte gehörige Rücksicht genommen werden. Dieser muß wo möglich im Mittelpunkte des Distrikts liegen, um nach allen Seiten schnell genug hinkommen zu können; er muß aber wo möglich auch so gewählt werden, daß er mit der Apotheke an einem und demselben Orte ist, und dann noch, wenn es irgend angeht, an einem Orte, wo Umgang mit gebildeten Menschen zu haben ist und wo Verkehr mit der übrigen Welt durch Postenverbindung und dergl. nicht zu schwierig ist. Die beiden letztern Punkte sind durchaus nöthig, um dem Arzte auch von Aussen beständigen Antrieb zum Fortschreiten in der allgemeinen und besondern Bildung zu geben und ihm die noth-

wen-

wendigen literarischen Verbindungen möglich zu machen.

§. 41.

Für die Subsistenz und das Fortkommen der Aerzte würde auf diese Art hinlänglich gesorgt seyn; es kommt also nun die Reihe an die Apotheken, deren, wie wir gesehen haben, in jedem solcher Distrikte auch wenigstens Eine vorhanden seyn muß. Diese Apotheken würden keiner unmittelbaren Unterstützung von Oben bedürfen, weil sie gewiß da bestehn können, wo ein so sehr beschäftigter Arzt lebt und wo sie dabei noch immer einigen Nebenverdienst durch Handverkauf haben. Nur müßte in dieser Hinsicht darauf gesehen werden, daß nicht zu viele Apotheken angelegt werden, also in den meisten Fällen nicht mehr als eine in einem solchen Distrikte, weil sonst eben so viele und noch größere Nachtheile daraus entstehn, als wenn zu viele Aerzte vorhanden sind; dann müßte mit Strenge darauf gesehn werden, daß kein anderer Kaufmann durch den Absatz von Medicinalwaaren den Verdienst des Apothekers schmälern dürfte, welches ohnehin zu vielen Quacksalbereien Veranlassung giebt.

§. 42.

Durch eine solche zweckmäßige Sorge für die Subsistenz und das Fortkommen der Aerzte wird natürlich das Recht errungen, von diesen dermaaßen begünstigten Aerzten auch wichtige Pflichten und Dienstleistungen für die Absichten des Medicinalwesens zu verlangen. Diese sind überhaupt darin begriffen, daß ein solcher Arzt die eigenste Verpflichtung auf sich nehme, die wichtigsten schon oft berührten Forderungen eines guten Medicinalwesens in seinem Distrikte möglichst in Erfüllung zu bringen; daß sein höchster Ruhm darin besteht, wenn dieses der Fall ist und daß er dafür verantwortlich gemacht wird, wenn eine dieser Forderungen durch seine Schuld unbefriedigt bleibt.

§. 43.

Die erste hieraus entspringende Pflicht ist also, daß ein solcher Arzt sich mit allen Gegenständen genau bekannt macht, welche in seinem Distrikte auf das Gesundheitswohl der Bewohner irgend Bezug haben, theils in Hinsicht auf die Begründung und Realisirung einer zweckmäßigen Gesundheitspolizei, theils in Hinsicht auf die Behandlung der Krankheiten selbst, welche dadurch sehr gewinnen muß. Für diesen Zweck ist die wichtigste Bedingung: über jeden solchen Distrikt eine vollständige medicinische Topographie auszuarbeiten und jährlich mit den gehörigen Zusätzen zu bereichern. Dieses ganze Verhältniß der Dienstpflicht solcher Aerzte, so wie die darüber einzusendenden Berichte sind in den Königl. Baierschen und Salzburgischen Medi-

dicinal-Verordnungen musterhaft bestimmt und aus einander gesetzt, worauf ich mich hier ganz beziehen darf *).

§. 44.

Die zweite allgemeine Verpflichtung eines solchen Arztes würde darin bestehen: eifrig dahin zu streben, daß, wo möglich, jeder in seinem Distrikte vorhandene Kranke baldige und zweckmäßige Hülfe bekomme. Er soll also nicht blos denen Kranken beistehn, von denen er ausdrücklich verlangt und bezahlt wird, sondern wo er nur einen Kranken weiß, soll er wenigstens alle Mittel aufbieten, daß derselbe seine Hülfe annimmt, und da hierin vieles von der Thätigkeit und dem guten Willen des Arztes abhängt, so muß es ihm zum Vorwurfe gereichen, wenn viele solche Kranke in seinem Distrikte ohne Hülfe bleiben.

§. 45.

Drittens endlich muß ein solcher Arzt alle Kranke in seinem Distrikte ohne Unterschied mit demselben Eifer und derselben Sorgfalt behandeln, sie mögen arm oder reich seyn. — Die Armen muß er ganz unentgeldlich besorgen, bei den übrigen aber muß er eine sehr billige Taxe befolgen, die ihm hier mit Rechte vorgeschrieben werden kann, da ausserdem auf eine so kräftige Art für sein Fortkommen gesorgt ist. Endlich muß es ihm nicht erlaubt seyn, Kranke ausser seinem Distrikte und auf weite Entfernung zu behandeln, wenn Kranke innerhalb des Distrikts darunter leiden würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Organisches Edict über das Medicinalwesen im Königreiche Baiern. Salzburger medicinisch-chirurgische Zeitung vom 10ten Novbr. 1808. — Chur. Salzburgische Dienstordnung für die Physiker des Churfürstenthums Salzburg und der Fürstenthümer Passau und Berchtesgaden, §. 13 — 24. Instruction für die angestellten und besoldeten Landärzte in dem Fürstenthume Bamberg.

---

## Anfrage.

Welches unschädliche Mittel giebt es, dem einheimischen Taback einen bessern Geruch zu geben?

Neues
Hannoversches Magazin.
3tes Stück.
Montag, den 21ten Januar 1811.

## Entwurf zu einer zweckmäßigen Einrichtung des Medicinalwesens für das platte Land.

Von Herrn Ernst Heinrich Wilhelm Münchmeier,
Doctor der Heil- und Wundarzneikunst, Arzt zu Gifhorn im Aller-Departement, und substituirter Land-Chirurgus.

(Fortsetzung.)

### §. 46.

Durch dieses Alles wird ein näheres Verhältniß und gegenseitige Berührung zwischen dem Arzte und seinem Distrikte begründet, welches für die Erreichung des letzten Zwecks der Medicinalverfassung sehr wohlthätig seyn muß. Die Hülfsbedürftigen eines jeden solchen Distrikts wissen nun ihren Mann, von dem sie Kenntnisse und billige Behandlung erwarten dürfen — sie werden ihn daher betrachten als ihnen angehörig und als für sie passend — ganz auf die Art, wie sie in anderer Hinsicht ihren Beamten, ihren Prediger betrachten, und sie werden sich mit vollem Zutrauen an ihn wenden. Der Arzt wiederum mit dem Bewußtseyn, daß der Staat ihn für diesen Distrikt anstellt und besoldet, ja daß seine Bemühungen fortdaurend bemerkt und belohnt werden sollen, wird es zum höchsten Ziele seines Strebens machen, für diesen Distrikt wohlthätig zu wirken. Er wird dabei die beste Gelegenheit haben, in einem solchen Bezirke, in welchem er ganz zu Hause ist, alle Hindernisse zu bemerken, die seiner Wirksamkeit im Wege stehn, und durch den öftern Verkehr und das größere Zutrauen, welches er sich nach und nach bei den Menschen erwirbt, wird er am besten im Stande seyn, diese zu heben, und überhaupt auf Volksbildung für medicinische Zwecke kräftig zu wirken.

§. 47.

Die eine große Bedingung für ein besseres Medicinalwesen ist erfüllt, wenn der Staat auf diese löbliche Art für das Auskommen einer hinreichenden Anzahl von Aerzten sorgt; aber ein eben so wichtiges Augenmerk muß nun auch auf die ärztlichen Bildungsanstalten gerichtet werden, um Subjekte zu erziehn, die grade für diese Zwecke passen. Diese müssen dann mit der größten Strenge ausgewählt werden, so daß nur würdige Subjecte zu diesen Stellen gelangen, und es müssen endlich alle Hülfsmittel angewandt werden, die auf diese Art angestellten Aerzte unter beständiger Aufsicht zu halten, damit sie nicht in ihrem Berufe erkalten, oder wenn das etwa der Fall seyn sollte, die Unwürdigen zur Strafe zu ziehn, oder ausser Thätigkeit zu setzen.

§. 48.

Der allgemeinste Grundsatz, von dem nie abgegangen werden darf, muß hiebei überhaupt seyn: in Hinsicht des Grades der Kenntnisse an die Aerzte für das platte Land alle die Forderungen zu machen, welche überhaupt nach dem Grade der Cultur der Heilkunde an dieselben gemacht werden können. Nie müssen die schlechten Aerzte etwa auf das Land verwiesen werden, während die bessern in den Städten bleiben. — Das Leben und die Gesundheit der Landbewohner muß dem Staate eben so wichtig und theuer seyn, als das der Städter. Ja auf dem Lande muß eigentlich noch mehr auf vorzüglichen Werth der Aerzte gesehen werden, weil da der geringen Anzahl wegen auch der schlechteste doch leicht einen gewissen Wirkungskreis findet, der in der Stadt, wegen des Vorhandenseyns besserer Aerzte, nicht so leicht Zutrauen gewinnt.

§. 49.

In Hinsicht des Umfangs der Kenntnisse sollen die Aerzte auf dem platten Lande nicht allein die Gegenstände der Gesundheits- und Medicinalpolizei besorgen, sondern auch den ganzen Umfang der Heilkunde technisch ausüben — sie sollen also Aerzte Wundärzte und Geburtshelfer in einer Person seyn.

§. 50.

Hiezu muß der Plan in ihrer ganzen Bildung früh angelegt werden. Es muß also eine strenge Aufsicht Statt finden, daß Niemand zu dem Studium der Heilkunde zugelassen wird, der nicht mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet ist, oder fehlte es ihm ja noch an einigen derselben, so muß er von Zeit zu Zeit strenge Beweise beibringen, daß er diese auf der Akademie nachhole. Hiezu wäre also eine rigoröse Prüfung vor dem Antritte der eigentlichen ärztlichen Bildungsperiode nothwen-

wendig, der sich jeder unterwerfen müßte, welcher sich irgend Hoffnung zu einer künftigen Anstellung machen wollte.

§. 51.

Bei dem medicinischen Studium selbst muß nothwendig eine beständige Aufsicht Statt finden, daß jedes Individuum dabei eine gewisse Ordnung beobachtet, und keinen der Zweige vernachlässigt, der auf den künftigen Beruf Bezug hat. In dieser Hinsicht muß vorzüglich darauf gesehn werden, daß jeder Zögling ausser den übrigen medicinischen Wissenschaften in der Anatomie, in der Operations- und Verbandlehre und in der Entbindungskunst sich solide Kenntnisse verschafft. Hiezu müssen dann auch gute Hospitäler vorhanden seyn, in welchen diese Gegenstände technisch geübt werden.

§. 52.

Auf unsern meisten Universitäten sind alle diese Einrichtungen schon vorhanden, und es möchte nur einer Verbesserung derselben hie und da bedürfen. Die Hauptsache wird aber seyn, daß jeder Zögling diese Anstalten gehörig benutzen muß, und sich nicht allein den theoretischen Speculationen überlassen darf, welches, weil es für die jungen Leute viel Bequemes und Anziehendes hat, in unsern Tagen leider Ueberhand nimmt, und dann freilich keine Aerzte bildet, die für unsre Zwecke passen.

§. 53.

Ein auf solche Art gebildeter Arzt wird gewiß im Stande seyn, die äußere und innere Heilkunst, so fern sie für das platte Land erforderlich ist, zu vereinigen. Freilich gehören zu manchen der schwierigen Operationen körperliche Anlagen und Talente, die nicht jeder besitzt; das hebt aber die obige Behauptung nicht auf. Denn die Talente und Geschicklichkeit, welche für die gewöhnlichen äußern Krankheiten auf dem Lande erfordert werden, muß jeder Arzt bei sich entwickeln können. Sehr schwierige Operationen fallen hier selten vor, und wenn es geschieht, so sind die Fälle meist von der Art, daß, wenn sie nur früh genug richtig unterschieden werden, die Operation noch etwas verschoben, und die Kranken transportirt werden können. Zu diesem Ende muß nun nothwendig in jedem Lande eine Anzahl von Hospitälern vorhanden seyn, bei denen Aerzte von der höchsten operativen Geschicklichkeit für diesen Zweck angestellt sind, und hauptsächlich muß das auf den Akademien der Fall seyn, wohin solche Kranke abzuliefern sind, um daselbst wieder selbst für den Unterricht nützlich zu werden. Diese Auskunft ist um so nothwendiger, da in den Wohnungen und unter den Verhältnissen der Landbewohner alle die Hülfsmittel fehlen, welche zu solchen wichtigen Operationen unentbehrlich sind.

§. 54.

Wenn übrigens der Arzt zugleich guter Wundarzt ist, so trägt das sehr viel dazu bei, ihm unter den Landleuten mehr Zutrauen zu verschaffen, denn grade in diesen Fällen wird am ersten Hülfe gesucht, und die sinnlichen, handgreiflichen Beweise, welche der Arzt hier von seiner Geschicklichkeit ablegen kann, und die der gemeine Mann so sehr liebt, flößen auch von den übrigen Kenntnissen des Arztes eine gute Meinung ein. Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß eine vollständige Kenntniß der technischen Behandlung der Brüche auf dem platten Lande vorzüglich nothwendig ist, weil dieses Uebel unter den äußern Krankheiten am häufigsten vorkommt, und oft die schleunigste Hülfe fordert.

§. 55.

Nach geendigter Bildungsperiode wäre nun wieder eine strenge Prüfung nöthig, in welcher gültige Beweise von allen diesen Kenntnissen abgelegt werden müßten, die dann nur allein die Aussicht zu einer künftigen Anstellung eröffnen könnten.

§. 56.

Diejenigen Candidaten, welche diesen Forderungen entsprechen, dürfen aber nun nicht nach eigener Willkühr gleich in Thätigkeit treten, und sich einen beliebigen Wirkungskreis wählen, weil nur eine bestimmte Anzahl von angestellten Aerzten vorhanden seyn soll. Es kommt also darauf an, den Zwischenraum von Beendigung ihrer Bildungsperiode bis zu ihrer Anstellung auf eine zweckmäßige Art auszufüllen. Hiezu würde am besten seyn, wenn solche junge Leute, die irgend Mittel haben, durch Reisen oder den Aufenthalt in grössern Hospitälern sich noch weiter zu vervollkommnen suchten. Wer das aber nicht kann, muß einem andern schon angestellten Arzte als Gehülfe mit sehr wenigem oder gar keinem Gehalte so lange beigegeben werden, bis sich eine Anstellung für ihn findet. Dieses würde noch den Nutzen haben, daß ein solcher junger Arzt mit allen den Verhältnissen vertraut würde, welche auf dem Lande zu berücksichtigen sind.

§. 47.

Es hat dieser Punct zwar manche Schwierigkeiten, aber wenn eine solche Einrichtung nur erst einige Zeit bestanden hat, so wird die Zahl der Expectanten mit der Summe der jährlich ledig werdenden Stellen sich bald in ein passendes Verhältniß setzen. Am wenigsten darf man fürchten, daß es unter diesen Umständen an einer hinreichenden Anzahl von fähigen Competenten fehlen werde. Denn grade die Aussicht zu einer gewissen, anständigen und daurenden Subsistenz, für welche freilich einige Jahre der Aufopferung mehr erforderlich sind, wird viel mehr Anlok-

ken-

kendes haben, als die bisherige Einrichtung, wo freilich jeder nach Willkühr in Thätigkeit treten konnte, aber dabei fürchten mußte, nie zu einer anständigen und dauerhaften Subsistenz zu gelangen.

§. 58.

Zur Vollständigkeit des Ganzen gehört nun noch die Erörterung der Mittel, wodurch der Staat ein auf solche Art organisirtes Medicinalwesen in beständiger, reger Thätigkeit erhalten kann. Das Medicinalcollegium steht natürlich an der Spitze dieser ganzen Einrichtung, und leitet alle darauf Bezug habende Angelegenheiten. Von ihm hängen also die Prüfungen, die Ertheilung der Expectanzen und die wirklichen Anstellungen ab. Um das vollständig leisten zu können, muß es auch den gehörigen Einfluß auf die Einrichtung der Bildungsanstalten und der Hospitäler haben. Von ihm gehn endlich alle Abänderungen oder neue Einrichtungen in diesem Medicinalwesen aus, und es ist die höchste Behörde für alle Medicinalpersonen im Lande.

§. 59.

Um diesen Einfluß desto besser zu verbreiten, wird es sehr zweckmäßig seyn, eine gewisse Anzahl der angestellten Aerzte immer unter eine Unterbehörde zu vereinigen, welche zwischen ihnen und dem Medicinalcollegio in der Mitte steht, und das Organ für die Vollziehung der Einrichtungen des letztern ist. Hiezu möchte eine passende Anzahl der verdientesten und geschicktesten Aerzte unter dem Namen der Landphysiker angestellt werden, welche jedesmal aus der Mitte der übrigen Aerzte genommen würden. Diese müßten dann vorzüglich über die Ausführung des ganzen Plans im Einzelnen wachen, und die erste Instanz seyn, welche auf das gehörige Benehmen der Aerzte ein wachsames Auge führte. Diese Einrichtung nebst einer genauen Angabe der Pflichten und Obliegenheiten dieser Landphysiker und ihres Verhältnisses zu dem übrigen ärztlichen Personale ist in den oben angeführten Salzburgischen und Baierschen Medicinal-Verordnungen so musterhaft angegeben, daß sie hier unbedingt empfohlen werden darf.

§. 60.

Diesen Landphysikern wird zugleich die Ausübung der Arzneikunde, wovon hier noch nicht die Rede gewesen ist, am besten übertragen, wie es schon bisher in vielen Ländern der Fall gewesen ist. Ihre Stellen würden billiger Weise etwas besser seyn müssen, als die der übrigen Aerzte, und in dieser Hinsicht eine Aussicht der Verbesserung für diejenigen unter letztern eröffnen, die sich vorzüglich auszeichneten.

§. 61.

§. 61.

Bei der Einrichtung der Apotheken wird die größte Sorgfalt und strengste Aufsicht auf ihre gute Beschaffenheit um so nothwendiger seyn, da sie auf den unmittelbaren Act der Krankenheilung den wichtigsten Einfluß haben. Hiezu muß ebenfalls eine sorgfältige Aufsicht auf die pharmaceutischen Zöglinge und eine strenge Prüfung vor ihrer Anstellung vorbereiten. Dann muß für eine allgemeine zweckmäßige Landespharmacopoe und für eine billige Taxe der Apothekerwaaren gesorgt werden. Endlich ist es dringend nothwendig, zu verhüten, daß die Apotheker sich nicht an die Behandlung von Kranken wagen, und überall ohne Vorschrift des Arztes keine Arzneien ausgeben, wozu sie sehr geneigt sind. Die Aufsicht der Apotheken in den verschiedenen Districten wird am besten in der ersten Instanz den Aerzten, und in der zweiten den Landphysikern anvertraut.

§. 62.

Soll diese neue Einrichtung nun wirklich in einem Lande eingeführt werden, so tritt der unangenehme Fall ein, daß in einem solchen Lande wahrscheinlich mehrere Medicinalpersonen sich befinden werden, die für diesen Zweck nicht passen, aber doch nun einmal in Thätigkeit und in dem Besitze gewisser Vorrechte und Privilegien sind. Hieher würden sowohl Aerzte gehören, die sich bloß mit der Behandlung innerer Krankheiten beschäftigen, als Wundärzte, die auf der andern Seite nichts weiter verstehn, als äußere Uebel zu heilen, oder nur den Namen führen und weiter nichts gelernt haben, als einige mechanische Handgriffe der Wundarzneikunst. Was soll aus diesen werden?

§. 63.

Vermöge der früher entwickelten Grundsätze wird es dem Staate erlaubt seyn, zum allgemeinen Besten hierin eine völlige Aenderung zu treffen. Die erste nothwendige Verfügung wird also darauf gehn, daß solche nur einseitig brauchbare ärztliche Individuen forthin nicht mehr gebildet werden, sondern jeder sich zu den künftig zu erfüllenden Zwecken gehörig vorbereiten muß.

§. 64.

Die ganz unwissenden Subjecte, die nichts weiter gelernt haben, als einige mechanische Handgriffe der niedern Chirurgie, und welche das Bartscheeren zu ihrem Hauptgeschäft machen, werden sich nicht beschweren können, wenn sie in ihre eigentliche Sphäre zurückgewiesen werden, und ihnen alles selbstständige Eingreifen in die Heilung sowohl äußerer als innerer Krankheiten untersagt wird. Diese Menschen passen sich aber unter der Aufsicht der Aerzte recht gut

zu

zu Krankenwärtern und zu den niedern bloß mechanischen Hülfsleistungen bei äußern und innern Kranken. Sie müssen also nach und nach bis auf die Zahl aussterben, welche hiezu und zu dem Bartscheeren erforderlich ist, wornach sie dann auch in den verschiedenen Gegenden vertheilt werden müßten.

§. 65.

Gute Wundärzte im wahren Sinne des Worts würden immer auch gute brauchbare Aerzte seyn, und für alle die früher angegebenen Zwecke passen. Es giebt aber hievon eine Mittelklasse, die sich vor jenen unwissenden Bartscheerern durch mehrere Kenntnisse hauptsächlich in der Behandlung äußerer Krankheiten auszeichnen, doch aber dabei in dem Gebiete der innern Heilkunde ziemlich fremd sind, und eigentlich keine allgemeine wissenschaftliche Bildung besitzen. Diese werden also erst brauchbar in Verbindung mit einem Arzte, der die eigentlich medicinische Behandlung leitet. Dagegen giebt es wieder Aerzte, die mit der Behandlung äußerer Krankheiten wenig oder gar nicht umzugehn wissen. So lange diese beiden Klassen von ärztlichen Individuen noch vorhanden sind, müssen sie dazu angestellt werden, daß immer ein solcher Arzt und ein solcher Wundarzt, wovon letzterer dem erstern subordinirt ist, da angestellt werden, wo in der Folge ein auf die vorhin angegebene Art gebildeter Arzt ausreichen wird. Ueberhaupt liegt es in der Natur dieses Gegenstandes, daß einige Vollkommenheit des Medicinalwesens nicht mit einem Mal, sondern erst nach und nach erreicht werden kann, da es auf dem platten Lande eigentlich ganz neu geschaffen werden muß.

(Der Schluß folgt.)

---

## Etwas über Meteorsteine.

Daß die Meteorsteine keine Geschöpfe der Einbildungskraft sind, sondern daß wirklich dergleichen aus der Luft zuweilen herabstürzen, davon ist man in neuern Zeiten durch mehrfältige Erfahrungen überzeugt worden. Berühmte Chemiker haben die Bestandtheile dieser Steine untersucht, und mancherlei Meinungen über den Ursprung und die Entstehungsart derselben sind in Umlauf gekommen. Einige Naturforscher setzen ihren Geburtsort in die Atmosphäre, Andere halten sie für Mondauswürfe oder auch

auch für Bruchstücke von andern Weltkörpern, die zwischen den Bahnen der Planeten herumirren, bis sie von ungefähr in die Attraktionsphäre der Erde gerathen, und so dann schleunig herabgezogen werden. Wiewohl die gute Mutter Natur hinter ihrem Schleier oft über die menschlichen Hypothesen zu lächeln Ursache haben mag, so verdienen dergleichen Erklärungsversuche doch immer Aufmerksamkeit und Achtung. Es liegt nun einmal im Wesen des Menschenverstandes, der ja auch ihr Werk ist, den Ursachen und Veranlassungen der Erscheinungen nachzuforschen, um sie sich begreiflich zu machen, und vielleicht sollen die schweren Räthsel, die sie ihm aufgiebt, auch mit dazu dienen, seine Kräfte zur Thätigkeit aufzuregen und zu üben, gesetzt daß ihm auch die Auflösung nicht völlig gelänge. Merkwürdig scheint es mir indessen zu seyn, daß man in der Vorzeit das Herabfallen solcher Steine nicht nur schon wahrnahm, sondern daß man auch schon vor mehr als hundert Jahren auf die sonderbar scheinende Meinung gerieth, sie könnten wohl lunarischen Ursprungs seyn, und von Gebirgen des Mondes auf unsere Erde stürzen.

Hannover.

In einem Buche, betitelt:

> Musaeum septalianum, Manfredi Septalae, Patritii Mediolanensis, industriose labore constructum; Pauli Mariae Terzagi. mediolanensis Physici collegiati, geniali laconismo descriptum etc. Dertonae 1664.

fand ich Seite 44. folgendes:

> Lapidibus pluisse olim, veterum monumenta temporum testantur historiae. Refert, ut alios sileam, *Gesnerus*, anno 1492 ingentis molis lapidem e coelo cecidisse pondere trecentarum librarum, qui Ensishemii ut prodigiosum quid reservatur in templo. Und nun setzt er hinzu: Labant philosophorum mentes sub horum lapidum ponderibus; instantaneam videntur enim generationem arguere; si successive enim fierent, quonam in utero sustentarentur, ni dicere velimus, *lunam terram alteram, sive mundum esse, ex cujus montibus divisa frusta in inferiorem nostrum hunc orbem delabantur.*

G. F. Koch.

Hannoversches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 28ten Januar 1811.

# Entwurf zu einer zweckmäßigen Einrichtung des Medicinalwesens für das platte Land.

Von Herrn Ernst Heinrich Wilhelm Münchmeier,

Doctor der Heil- und Wundarzneikunst, Arzt zu Gifhorn im Aller-Departement, und substituirter Land-Chirurgus.

(Schluß.)

§. 66.

Was die Hebammen betrifft, so fehlt es nicht so sehr an einer hinreichenden Anzahl derselben, als bei den mehrsten an den erforderlichen Kenntnissen. Die Hauptsorge muß also dahin gehn, für einen zweckmäßigen Unterricht derselben zu sorgen. Dieser kann nur in einem Entbindungshospitale Statt finden, wo die Lehren nicht bloß theoretisch vorgetragen, sondern auch praktisch geübt werden. Es muß also hinführo jede Hebamme auf eine erforderliche Zeit in einem solchen Hospitale Unterricht genießen, der aber nicht weiter zu gehn braucht, als was zur vernünftigen Diätetik Schwangerer und Wöchnerinnen und zur Behandlung natürlicher, regelmäßiger, und zur Unterscheidung schwerer, regelwidriger Geburtsfälle gehört, um im letztern Falle gleich weitere Hülfe zu suchen. Können die Gemeinden, für welche die Hebamme bestimmt ist, die Kosten hievon nicht tragen, so müssen sie aus derselben Casse genommen werden, woraus die Besoldung der Aerzte fließen soll. Die Aerzte sowohl als die Landphysiker müssen darauf sehen, daß solche Hebammen, wo es erforderlich ist, angestellt werden, so wie sie sich zu bemühn haben, dieselben beständig unter Aufsicht zu halten, und ihnen erforderlichen Falls noch weitere Nachhülfe zu ertheilen.

§. 67.

Hiemit wären die hauptsächlichsten Forderungen befriedigt, welche bei der Begründung eines guten Medicinalwesens für das platte Land auf der Anstellung einer hinreichenden Anzahl und auf der zweckmäßigen Vertheilung eines brauchbaren ärztlichen Personals beruhen, und folglich die Hauptbedingung für den Zweck des Ganzen erfüllt. Nun kommt es nur noch darauf an, diejenigen Umstände möglichst zu beseitigen, welche von Seiten der Kranken einer solchen guten Einrichtung hinderlich sind. Denn auch die besten Aerzte und die besten Anstalten können wenig helfen, wenn sie den Kranken nicht wirklich zu gute kommen.

§. 68.

Wir haben früher gesehn, daß die Haupthindernisse von Seiten der Kranken, welche auf dem platten Lande einer guten Medicinalverfassung im Wege stehn, vorzüglich in folgenden Momenten enthalten sind. 1) Eine große Indolenz und Gleichgültigkeit der Landleute gegen das Leben, und eine daraus entspringende Vernachlässigung ihrer Krankheiten und Mangel an recht lebhaftem Wunsche nach Hülfe. 2) Zu rohe und verkehrte Begriffe über die Natur und über die Verhältnisse von Gesundheit und Krankheit und daraus entspringendes zweckwidriges Verhalten aller Art in den Krankheiten und beim Arzneigebrauche. 3) Mangel an hinreichendem Vermögen, um die nothwendigen Erfordernisse zur Cur und Pflege zu bezahlen. 4) Das Zutrauen und der Beifall, den alle Arten von Quacksalbern und Afterärzten auf dem platten Lande finden, wodurch natürlich der wohlthätige Einfluß geschickter Aerzte vermindert wird.

§. 69.

Die Beseitigung dieser Hindernisse muß theils und hauptsächlich schon in der Art der Medicinalanstalten selbst liegen, und durch die fortwährenden Bemühungen der Aerzte bezweckt werden; theils kann sie aber nur durch anderweitige Anstalten und Vorkehrungen bewirkt werden.

§. 70.

Die Gleichgültigkeit der Landbewohner gegen Leben und Gesundheit auf der einen, so wie ihre verkehrten, mangelhaften Begriffe über die Natur der Krankheiten und Gebrechen auf der andern Seite, sind doch hauptsächlich daher entsprungen, weil es ihnen so schwer und so kostbar wurde, die Hülfe geschickter Aerzte zu erreichen, und weil sie daher keine Gelegenheit hatten, sich von dem wohlthätigen Einflusse derselben zu überzeugen, sondern höchstens auf eine Art behandelt wurden, welche sie in dieser verkehrten Denkweise bestärken mußte. Das kann und soll

aber

aber durch die neue Einrichtung aufgehoben werden.

§. 71.

Etwas Schuld hieran hat freilich auch die geringe Aufklärung und der Mangel an vernünftiger Bildung der Landbewohner überhaupt. Hierauf für ihren Zweck wohlthätiger zu wirken wird indessen den Aerzten ebenfalls durch die neue Einrichtung sehr erleichtert, weil es nicht fehlen kann, daß sie dadurch mit den Landbewohnern überhaupt in größern Verkehr kommen, und öfterer auch beiläufig Gelegenheit haben, dessen Irrthümer zu berichtigen. Es wird dann nur auf die Aerzte ankommen, dabei die rechte Art zu beobachten — nicht auf einmal den Landmann umwandeln zu wollen, sondern sich Anfangs zu den Begriffen desselben herabzustimmen, und nach und nach das Bessere zu bewirken. Der Landmann ist wirklich gegen das Gute und Bessere, wenn es ihm nur auf die rechte Art und für seine Begriffe faßlich dargestellt wird, nicht so ganz verschlossen. Der Arzt sey nur human, herablassend, gebe sich mit jedem, auch dem Geringsten Mühe, und lasse nie zu großen Eigennutz blicken, so wird ihm Liebe und Zutrauen auch unter den Landleuten gewiß nicht fehlen! Es könnten zum Belege hiervon Fälle angeführt werden, wo geschickte Aerzte, die diese Kunst verstanden, es selbst in Gegenden des platten Landes, wo die größte Verkehrtheit in diesem Stücke herrschte, und wo man sich Anfangs gar nicht um sie bekümmerte, oder ganz gegen sie eingenommen war, sich mit der Zeit allgemeines Zutrauen und allgemeine Liebe erwarben.

§. 72.

Vorzüglich viel muß hiezu aber ein zweckmäßig eingerichteter Volksunterricht beitragen, dem auch dieses wichtige Ziel bestimmt vorgesteckt werden muß. In dieser Hinsicht wäre es sehr zu wünschen, daß in den Volksschulen überall eine faßliche Belehrung über die wichtigsten Leben und Gesundheit betreffenden Gegenstände als Leitfaden eingeführt würde.

§. 73.

Am meisten für diese Absicht thut aber unstreitig die zweckmäßige Belehrung und das gute Beispiel solcher Männer, die unter den Landleuten wohnen und ihr Zutrauen genießen. Es ist unglaublich, was aber gewiß jeder auf dem Lande beschäftigte Arzt erfährt, wie viel sich auch unter den unwissendsten, verkehrtesten Menschen ausrichten läßt, wenn man einen Mann auf seiner Seite hat, dessen bessere Einsichten sowohl als guten Willen diese Menschen anerkennen. Wo ein solcher vorangeht, da folgt ohne Schwierigkeit eine ganze Dorfschaft nach. Am deutlichsten bewies sich dies zu einer Zeit, wo man gegen die Schutzblat-

tern auf dem Lande noch sehr eingenommen war, und dieses sich als der leichteste Weg bewährte, denselben Eingang zu verschaffen, wenn ein solcher Mann mit seinem Beispiel voranging. Alle Männer also, die sich in einer solchen Lage befinden — Gutsbesitzer, Beamte, Prediger, Schullehrer, ja selbst Landleute, die vernünftiger sind, als die übrigen, müssen auf diesen wichtigen Beruf aufmerksam gemacht, und auf alle mögliche Art aufgefordert und aufgemuntert werden, für diesen großen Zweck mitzuwirken.

§. 74.

Wegen des Mangels an Vermögen bei den Landleuten müssen die hier angestellten Aerzte es sich vorzüglich angelegen seyn lassen, alle theure Arzneien und alle kostbare Vorkehrungen zur Cur so viel nur immer möglich ist zu vermeiden. Die Natur der Krankheiten auf dem platten Lande erlaubt dies schon mehr als in den Städten, und wenn nur ernstlich darauf studirt wird, kann es hierin gewiß weit gebracht werden. Die ärztliche Hülfe soll ja den Kranken sehr billig zu stehn kommen, es soll ebenfalls dahin gebracht werden, daß die Kranken zu rechter Zeit Hülfe bekommen; wird also bei den Arzneien auch die höchste Sparsamkeit gesucht, so müssen die Kosten solcher Curen die Kräfte der Landleute in den meisten Fällen nicht übersteigen.

§. 75.

Ein vernünftiges diätetisches Verhalten und eine zweckmäßigere Pflege der Kranken wird von selbst erfolgen, so wie die Begriffe hierüber nach und nach berichtigt werden, und der Arzt oft genug Gelegenheit hat, dabei die nöthigen Vorschriften, wobei er wieder auf die möglichste Wohlfeilheit und Einfachheit sehn muß, zu ertheilen, und die vorhandenen Vorurtheile zu berichtigen.

§. 76.

Auf dieselbe Weise wird auch der Glaube und das Zutrauen zu Quacksalbern und Afterärzten sich vermindern und aufhören, so wie bessere Begriffe sich hierüber verbreiten, und die Hülfe geschickter Aerzte nicht zu entfernt und zu kostbar ist. Das Heer dieser Afterärzte und Pfuscher aller Art ist aber groß, und ihre Kunst der Verführung sehr gefährlich, deswegen muß ihr Wesen außerdem noch mit dem größten Ernste gehemmt, und ihre Versuche mit der äußersten Strenge bestraft werden, wozu in den meisten Ländern schon Verordnungen genug vorhanden sind, denen nichts weiter fehlt, als daß über ihre Befolgung recht aufmerksam und nachdrücklich gehalten wird.

# Einige Notizen
## aus den Annalen der Stadt Hannover.

Die sogenannten geschriebenen Annalen der Stadt Hannover, deren Glaubwürdigkeit von der Zeit an, wo die verschiedenen Urheber derselben als Augenzeugen schrieben, wohl nicht zu bezweifeln seyn möchte, sind von den Bearbeitern der Vaterlandsgeschichte nicht unbenutzt geblieben. Unter andern hat Rehtmeier Vieles daraus fast wörtlich in seine Braunschweig-Lüneburgische Chronik aufgenommen. Es finden sich aber doch in diesen Annalen noch viele Notizen, die demjenigen, der eine zusammenhängende Geschichte der Stadt schreiben wollte, wohl nicht unwichtig seyn dürften. Wenn auch die wenigen Data, die ich aus dem Zeitraum von 1538 an, bis zu der unglücklichen Periode des dreißigjährigen Krieges daraus hier mittheile, nicht durchgängig großes historisches Gewicht haben, so werden sie doch, hoffe ich, für manche Leser dieser Blätter nicht ohne einiges Interesse seyn.

G. F. Koch.

---

1538 wurden vom Magistrat einigen Bürgern Aecker auf der Bult, um solche mit Wein zu bepflanzen, gegen die jährliche Abgabe von 1 Gulden auf 24 Jahre ausgethan.

1551 galt der Scheffel Rocken 9 und der Scheffel Hafer 3 Groschen.

In demselben Jahre wurde der erste Pfeifenbrunnen (Pipenborn nennt ihn das plattdeutsche Manuscript von Berkhusen) auf dem Markte gebaut.

1561 wurde, als Mag. V. Buscher Rector war, die Schulcurrende angerichtet.

1562 stiftete der Magistrat nach dem Testament von Heinrich Nachtrasen, Hermann Lüttecken und M. Volkmar von Anderten, gewesenem Canonicus zu Lübeck, drei Stipendien für Studierende von 120 Thaler. Hievon sollten 3 in Hannover gebohrne Bürgersöhne 3 Jahre auf einer Universität unterstützt werden, so daß jeder davon auf die 3 Jahre 40 Thaler ausgezahlt erhielte. Doch sollten sie vorher vom Rector, Conrector und Cantor der Schule examinirt werden.

Der gedachte Canonicus, Volkmar von Anderten, hat auch die Bibliothek auf dem Rathhause gestiftet.

1566 wüthete eine schreckliche Pest in Deutschland. Der Bürgermeister Berkhusen schreibt, daß hier in Hannover über 4000 Menschen daran gestorben. Man hob daher durch ein

ein strenges Verbot allen Verkehr mit der Stadt auf. Niemand wurde hineingelassen. Auf dem Nicolai-Kirchhofe fehlte es an Raum zu Gräbern, und man mußte 3 bis 4 Leichname in ein Grab senken. Unter andern wurden 9 Magistratspersonen ein Raub dieser Seuche.

Wer liest nicht mit Unwillen, daß in demselben Jahre hier zwei Weiber, Adelheid W. *) und die B., der Zauberei wegen, jene lebendig, und diese, da sie schon gestorben war, verbrannt wurden. **)

1572 den 22sten Julius, stieg die Leine so hoch, daß das Wasser von dem Leinthor ab bis in den Judenteich ***) strömte. Keiner erinnerte sich damals einer größern Fluth.

In demselben Jahre wurden die Spitzgroschen im Lande und in Hannover herabgesetzt, und 18 auf einen Thaler gerechnet, desgleichen die Gutegroschen auf 15 Scherf, die Apfelgroschen auf 18 Scherf oder 12 gute Pfennige. Es entstand daher ein Sprichwort. Man sagte, wenn jemand seines Amtes entsetzt wurde, er ist ein Funfzehender geworden.

1573. Als ein spanischer Graf von Megen, der den Orden des goldenen Vließes dem damaligen Landesherrn Herzog Erich II., der sich auf dem Calenberg eben aufhielt, von Seiten seines Souverains Philipp II. überbrachte, durch Hannover kam, so wurde er von dem Magistrat und der Bürgerschaft sehr ehrenvoll empfangen; auch wurde ihm zu Ehren auf dem Markte eine Salve gegeben, wobei aber Heinrich Wilken unversehens erschossen wurde.

In demselben Jahre wurde beim St. Nicolai-Kirchhofe ein Steinweg gemacht, wozu die Bürger von einer Kuh 2 mgr. und von einem Schwein 1 mgr. geben mußten.

Auch publicirte der Magistrat eine Schützenordnung. Den Schützen wurden aus der Cämmerei jährlich 30 Fl. versprochen, und 2 Schützenschaffer gemacht, die dem Rath schwören mußten.

1574.

*) Aus gutem Grunde setze ich nur die Anfangsbuchstaben der Namen her.

**) Von dem Verbrennen der Zauberer und Hexen findet man in der letzten Hälfte des Reformationssecultums bekanntlich überhaupt in Deutschland sehr viele Beispiele. In der Geschichte des Fürstenthums Hannover von Spittler Th. 1. S. 304 f. sind mit vielem Scharfsinn die Ursachen erörtert, wodurch dies Unwesen damals bewirkt wurde.

***) Der Judenteich war bekanntlich auf der Calenberger-Neustadt, wo jetzt der Neustädter Markt und Kirche ist. S. Grupen's Alterthümer der Stadt Hannover S. 269.

1574 den 19ten Januar war um Mittag ein starkes Gewitter von Hagel begleitet. Ein Blitzstrahl fuhr in den St. Crucis-Thurm, entzündete die Orgel in der Kirche, so daß mehrere Orgelpfeifen schmolzen. Das Feuer wurde jedoch in der Kirche bald gelöscht, im Thurme aber glimmte es bis zum Abend, und es zeigte sich um 10 Uhr in der Thurmspitze eine helle Flamme, die viele Funken umhersprühte. Es wurde mit den Glocken gestürmt, und man war schon im Begriff, die Spitze zu durchsägen, als das Feuer von selbst erlosch.

1575 war wohlfeile Zeit. Eine Tonne Rocken galt 16 ggr. Eben so viel auch eine Tonne Heringe.

1579 im Julius begann die Pest sich wieder zu zeigen. *) Den 20sten Julius wurden 8 Todte zugleich aus dem Steinthore getragen. Es wurden an 300 Menschen dadurch weggerafft.

Ein lange anhaltender Regen verdarb die Erndte. Theurung entstand. Der Scheffel Weizen galt 2 Gulden, Rocken 1 Thaler, Gerste 30 mgr.

In demselben Jahre ließ der Bauverwalter Jürgen Wilken den Damm an der Leine bei Ricklingen, jenseit des schnellen Grabens, machen.

Den 11ten December kam Feuer im Schulgebäude aus durch Unvorsichtigkeit des Küsters, der Asche aus dem Ofen in einen hölzernen Schrank geschüttet hatte. Es wurde aber wieder gelöscht.

1580 den 8ten Sept. wurden Cord Kohbard sen. und Tonnies Kösters Sohn im Keller vom Stöhmen (so nennt es der Annalist) des Broihans erstickt.

1581 waren in drei Monaten nacheinander, im Februar, März und April, drei große Wasserfluthen.

Es wurde ein Gießhaus auf der Burgstraße bei der Mauer gebaut, um darin Geschütz, Glocken u. dgl. zu gießen.

1582 den 26sten October wurde ein Verbrecher, aus der Stadt gebürtig, auf dem Sandberge gerichtet, aufs

*) Es leidet wohl keinen Zweifel, daß man damals manche Krankheit Pest nannte, welche die heutigen Aerzte mit einem andern Namen bezeichnen würden. Zieht man aber in Betracht, daß damals innerhalb Wall und Mauern noch nicht so sorgfältig für Reinlichkeit in den Häusern und auf den Gassen, wie jetzt, gesorgt wurde, und die Stadtluft weit mehr mit mephitischen Dünsten geschwängert war, so läßt sich leicht erklären, wie manche Krankheiten pestartiger und verheerend in den Städten werden mußten.

aufs Rad gelegt, und bei ihm 3 hölzerne Kelche gesetzt. Bei einen andern Verbrecher, der im folgenden Jahre gerädert wurde, setzte man 5 hölzerne Kelche auf das Rad.

1583 ließ der Rath durch Christoph Harenberg 20 Stück Geschütz gießen. Man machte hinter dem St. Nicolai-Kirchhofe am 25sten November Proben damit. Einige sprangen davon, und weil der Gießer keine gute Materie dazu genommen hatte, so wagte man auch nicht, die übrigen im Ernst zu gebrauchen. Sie wurden um das Jahr 1630 zu Kanonen wieder umgegossen.

1584. In diesem Jahre gediehen der Wein, der Rocken und der Hopfen *) vortrefflich. Der Scheffel Rocken galt 17 gr.

1585 den 15ten Julius erfolgte ein mit Sturmwinden begleiteter außerordentlich starker und lange anhaltender Regen, der ein Austreten der Leine und große Ueberschwemmungen veranlaßte. Der Sommer dieses Jahrs war überhaupt naß. Das Heu auf den Wiesen verdarb, und das Getreide war nicht kornhaltig.

1586 war große Theurung. Ein Scheffel Saatrocken galt einen Thaler und stieg auf einen Goldgulden. Man mußte häufig Gerstenbrod essen. In diesem Jahre hat man angefangen, mit Steinkohlen Kalk zu brennen. Es wurde dazu ein runder Ofen vor dem Aegidienthore angelegt. Es hat aber diese Kalkbrennerei nicht lange gedauert.

In D. Büntings Hofe beim Markte wurde ein Thiergefecht gehalten. Ein Löwe und ein Stier waren die Kämpfer. Dem Bullen waren zwar die Hörner abgesäget, aber er war doch dem Löwen zu stark, und preßte denselben so gewaltig an die Wand, daß er entsetzlich brüllte. Nach einiger Hülfe faßte aber der Löwe das Maul des Bullen, und dämpfte ihn.

1587 wurde zwischen der Regierung **) und dem Rathe wegen der Juden in der Stadt vielfältig verhandelt, wie man ihrer wollte los werden, und es wurde ihnen, wie der Annalist sagt, das Handwerk mit ihrem wucherlichen Handel dergestalt gelegt, daß sie sich nach Kaiserlicher Reichsconcession verhalten mußten.

*) Der guten oder schlechten Hopfenerndte wird von den Stadtannalisten mit der Angabe des Preises dieses unentbehrlichen Bieringredienzes sehr häufig gedacht. Man sieht daraus, welchen Werth man auf die Cultur desselben damals legte.

**) Nehmlich zu Wolfenbüttel, wo damals unter Herzog Julius die Residenz war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues
# Hannoversches Magazin.
5tes Stück.
Montag, den 4ten Februar 1811.

## Einige Notizen
### aus den Annalen der Stadt Hannover.

(Fortsetzung.)

1589. Den 28sten Mai wurde die Pulvermühle vor dem Leinthor bei der Lohe- und Bokemühle durch Unvorsichtigkeit des Pulvermüllers in die Luft gesprengt, und es blieb nichts davon, als das Wasserrad. Der Müller war zum Glück in die Ohe gegangen, als die Mühle aufflog.

1590. In diesem Jahre wurden zu Wolfenbüttel viele Hexen verbrannt. Den 14ten März traf diese Strafe die V., die hier vor dem Leinthore wohnte, und für eine Erzhexe gehalten wurde. *)

Es war ein sehr heißer Sommer, und die große Hitze dem Gedeihen mancher Producte nachtheilig. Der Hopfen stand auf den Stangen, als wäre er versengt, daher das Fuder auf 36 Thaler kam. Des Weins war wenig, die Gerste galt 26 und der Hafer 20 Gr. Der Preis des Rockens fiel aber wieder, weil die Mast ziemlich gerathen war.

1591

*) O Dank, warmen Dank der Philosophie eines Thomasius, Leibnitz, Locke rc. daß sie einen Wahn größtentheils vernichtet hat, der damals das Volk mit sammt seinen Gesetzgebern und Richtern so sehr verblendete und irre führte! Aus den Städten ist der Glaube an Hexerei jetzt Gottlob wohl fast ganz verbannt, — und auch aus den Köpfen der Landleute wird er völlig verschwinden, wenn ihm von aufgeklärten Geistlichen, Richtern und Aerzten fernerhin kräftig entgegen gearbeitet wird.

aufs Rad gelegt, und bei ihn 3 hölzerne Kelche gesetzt. Bei einen andern Verbrecher, der im folgenden Jahre gerädert wurde, setzte man 5 hölzerne Kelche auf das Rad.

1583 ließ der Rath durch Christoph Harenberg 20 Stück Geschütz gießen. Man machte hinter dem St. Nicolai = Kirchhofe am 25sten November Proben damit. Einige sprangen davon, und weil der Gießer keine gute Materie dazu genommen hatte, so wagte man auch nicht, die übrigen im Ernst zu gebrauchen. Sie wurden um das Jahr 1630 zu Kanonen wieder umgegossen.

1584. In diesem Jahre gediehen der Wein, der Rocken und der Hopfen *) vortrefflich. Der Scheffel Rocken galt 17 gr.

1585 den 15ten Julius erfolgte ein mit Sturmwinden begleiteter außerordentlich starker und lange anhaltender Regen, der ein Austreten der Leine und große Ueberschwemmungen veranlaßte. Der Sommer dieses Jahrs war überhaupt naß. Das Heu auf den Wiesen verdarb, und das Getreide war nicht kornhaltig.

1586 war große Theurung. Ein Scheffel Saatrocken galt einen Thaler und stieg auf einen Goldgulden. Man mußte häufig Gerstenbrod essen. In diesem Jahre hat man angefangen, mit Steinkohlen Kalk zu brennen. Es wurde dazu ein runder Ofen vor dem Aegidienthore angelegt. Es hat aber diese Kalkbrennerei nicht lange gedauert.

In D. Büntings Hofe beim Markte wurde ein Thiergefecht gehalten. Ein Löwe und ein Stier waren die Kämpfer. Dem Bullen waren zwar die Hörner abgesäget, aber er war doch dem Löwen zu stark, und preßte denselben so gewaltig an die Wand, daß er entsetzlich brüllte. Nach einiger Hülfe faßte aber der Löwe das Maul des Bullen, und dämpfte ihn.

1587 wurde zwischen der Regierung **) und dem Rathe wegen der Juden in der Stadt vielfältig verhandelt, wie man ihrer wollte los werden, und es wurde ihnen, wie der Annalist sagt, das Handwerk mit ihrem wucherlichen Handel dergestalt gelegt, daß sie sich nach Kaiserlicher Reichsconcession verhalten mußten.

*) Der guten oder schlechten Hopfenerndte wird von den Stadtannalisten mit der Angabe des Preises dieses unentbehrlichen Bieringredienzes sehr häufig gedacht. Man sieht daraus, welchen Werth man auf die Cultur desselben damals legte.

**) Nehmlich zu Wolfenbüttel, wo damals unter Herzog Julius die Residenz war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues
Hannoversches Magazin.
5tes Stück.
Montag, den 4ten Februar 1811.

## Einige Notizen
### aus den Annalen der Stadt Hannover.

(Fortsetzung.)

1589. Den 28sten Mai wurde die Pulvermühle vor dem Leinthor bei der Lohe- und Bokemühle durch Unvorsichtigkeit des Pulvermüllers in die Luft gesprengt, und es blieb nichts davon, als das Wasserrad. Der Müller war zum Glück in die Ohe gegangen, als die Mühle aufflog.

1590. In diesem Jahre wurden zu Wolfenbüttel viele Hexen verbrannt. Den 14ten März traf diese Strafe die V., die hier vor dem Leinthore wohnte, und für eine Erzhexe gehalten wurde. *)

Es war ein sehr heißer Sommer, und die große Hitze dem Gedeihen mancher Producte nachtheilig. Der Hopfen stand auf den Stangen, als wäre er versengt, daher das Fuder auf 36 Thaler kam. Des Weins war wenig, die Gerste galt 26 und der Hafer 20 Gr. Der Preis des Rockens fiel aber wieder, weil die Mast ziemlich gerathen war.

1591

*) O Dank, warmen Dank der Philosophie eines Thomasius, Leibnitz, Locke rc. daß sie einen Wahn größtentheils vernichtet hat, der damals das Volk mit sammt seinen Gesetzgebern und Richtern so sehr verblendete und irre führte! Aus den Städten ist der Glaube an Hexerei jetzt Gottlob wohl fast ganz verbannt, — und auch aus den Köpfen der Landleute wird er völlig verschwinden, wenn ihm von aufgeklärten Geistlichen, Richtern und Aerzten fernerhin kräftig entgegen gearbeitet wird.

1591 den 16ten Julius wurde Ilsabe R. bei dem St. Nicolai Kirchhofe mit dem Schwerdt hingerichtet. Diese Frau pflegte vor dem Steinthor Obst feil zu haben. Sie geräth da mit zwei Frauen von Engelbostel, die nach Hause zurück wollten, den 12ten Julius in Gezänke und Schlägerei, und sticht dabei mit einem Messer die eine Frau in die Backe, die andere in die Brust, wovon die letztere in der Nacht stirbt. Die Thäterin wurde gleich gefänglich eingezogen. Ihr Proceß, wie man aus den angegebenen Datis sieht, dauerte nur einige Tage.

1592 wurden vom Harz viele Tannenbalken und Holz die Leine hinunter geflößt, dessen vor dieser Zeit nicht gedacht wird.

1593 ließ der Rath, weil man Theurung befürchtete, 77 Last Korn für 3620 Thaler zu Bremen aufkaufen, und nachher unter die Bürger, den Scheffel zu 30 mgr., austheilen.

Den 15ten Januar wurde Dieterich B. von Limmer wegen Gartendieberei in den Korb über dem Graben vor dem Leinthor gesetzt, und mußte darin die Nacht hindurch bis den folgenden Morgen um 9 Uhr bleiben. Er hatte darin, wie der Annalist hinzufügt, ziemlichen Frost erlitten.

1594 den 15ten November wurde Heinrich Sch. wegen Zauberei auf dem Sandberge verbrannt. Der Mann hatte zwar mancherlei Wunderkünste mit Krystallensehen u. dgl. getrieben, auch Badecuren bei unfruchtbaren Weibern versucht, war jedoch auf der Tortur nicht zum Geständniß zu bringen, daß er Jemand geschadet habe, wiewohl ihm Schuld gegeben wurde, daß er einen Brauerknecht auf der Osterstraße, Heinrich Knocken, bezaubert habe, der nach vieler Qual davon gestorben sey.

1595 war im Februar große Wasserfluth, die an Brücken und Häusern großen Schaden that. Es war in diesem Winter so vieler Schnee gefallen, daß er zwei Ellen hoch in der Stadt lag.

Im Mai wurden im Kolk des schnellen Grabens zwei Stöhre gefangen, wovon der eine 7, der andere 8 Fuß lang war. Der letztere wog 135 Pfund.

1596. In diesem Jahr kam viermal Feuer in der Stadt aus.

1597 war große Theurung. Um Johannis galt der Scheffel Rocken 40 mgr., Weizen 3 Gulden, Gerste 1 Thaler, Weißhaber 1 Thaler. Da im Lande kein Getreide mehr für Geld zu haben war, ließ der Rath den Bürgern und auch Fremden Korn abmessen. Selbst nach der Erndte fielen die Preise nur wenig.

Der

Der allgemeinen Theurung folgte die Pest, von der sich im August auch hier einige Spuren äußerten. Der Magistrat ließ deshalb Vorkehrungen machen. Es wurde, da sie in Hildesheim schon stark grassirte, der Aufkauf des Kopfkohls von daher verboten, in den Kirchen geräuchert u. dgl.

Der Rath deliberirte wegen Anrichtung eines Wechsels, und es wurden auf Martinitag vier Wechselherrn angestellt.

Man fing an, eine große steinerne Brücke mit drei Schwibbogen über die Leine zu bauen.

1598. Um Pfingsten dieses Jahrs fror es Eis, worauf eine große Hitze erfolgte.

Die Pest wurde in der Stadt sehr verheerend. Den 14ten August wurden 32 Todte auf einmal herausgetragen. Es starben an 4000 Menschen jung und alt. Ausser der Pest war auch die Ruhr häufig.

Der St. Nicolai-Kirchhof wurde erweitert, so daß er noch einmal so groß wurde wie vorher, und mit einer neuen Mauer umzogen.

1599 im November brannte Hans Herbstes Haus ab. Die Nachbarhäuser, an die schon die Flamme schlug, wurden mit nassen Laken gerettet. Das Feuer hatte schon zwei Tage vorher in dem Hause geglimmt, ehe es ausbrach. Nach diesem Brande wurde der Gang der Wächter bei den Mauern und auf den Straßen angeordnet, und im folgenden Jahre 8 Nachtwächter auf den 4 Hauptstraßen angestellt.

1601 den 12ten Julius wurde ein Schützenhof oder Freischießen, so von Northeim her verschrieben war, in der Ohe gehalten. Auf des Raths Ausschreiben fanden sich Schützen dazu aus Hessen, Thüringen, Northausen, vom Harz, aus Wolfenbüttel, Hildesheim, Göttingen, Einbeck, Hameln rc. ein. Mit Fahnen gieng der Schützenzug aus der Stadt in die Ohe. Der Preis stand nicht auf den besten, sondern den meisten Schüssen. Nachdem einige Tage geschossen war, wurden die Schüsse gezählt. Mehrere hatten gleichviel gethan. Diese mußten nun darum stechen. Es wurde zu dem Ende eine außerordentlich große Scheibe besonders aufgerichtet, und wer von diesen darin den besten Schuß that, hatte Anspruch an den Preis. Mit wehenden Fahnen zog nun die ganze Schützengesellschaft, während von den Wällen die Stücke abgefeuert wurden, in die Stadt zurück. Der Rath hatte Abends alle Schützen auf dem Rathhause zu Gaste, ließ die Gewinste austheilen, und verehrte den Kranz wieder nach Wolfenbüttel, wohin nun von hier das Freischießen verschrieben wurde.

Den 25sten December gerade in der Christnacht entstand Wassernoth. Die Leine schwoll so an, daß ihr Was-

Wasser vor dem Leinthore über den Steinweg hin bis an die Ihmenbrücke gieng. Die Bewohner der Neustadt mußten auf die Böden flüchten. Die Kühe des Predigers auf der Neustadt wurden in die Kirche gebracht, und weil auch darin Wasser stand, mußte man ihnen ihr Futter auf den Altar legen. Großer Schade geschah an Häusern, Kellern und Brücken.

1602. Der durch die Ueberschwemmung verdorbene Steinweg und die weggeflossenen Brücken wurden mit großen Kosten wieder gemacht. Der Steinweg wurde erhöht.

Am St. Stephanstage entstand wieder eine große Fluth, die über den erhöhten Steinweg gieng und großen Schaden that, obgleich das Wasser eine halbe Elle niedriger als voriges Jahr war.

Das Fuder Hopfen galt im Sommer 12 Thaler, um Martini und Weihnachten 26, und stieg nachher auf 44 Thaler.

1603. Der Bau der Ihmenbrücke, womit man im vorigen Jahre anfieng, wurde vollendet.

Zwei Bürgersöhne, die leibliche Brüder waren, geriethen auf der Rathsschenke mit einander in Zank; der eine verfolgte von da den andern, und erstach ihn in der Schuhstraße.

1604. Hilla M., aus der Grafschaft Schaumburg gebürtig, wurde als Zauberin verbrannt.

Der Wein gerieth ziemlich gut, doch aber nicht so gut, wie im vorigen Jahre.

1605. In diesem Jahre wurden wieder einige Hexen und Zauberinnen hingerichtet, deren Geständnisse durch die Tortur erpreßt waren.

Der Magistrat kam in Gefahr, das Halsgericht zu verlieren.

1607. Es wurden in diesem Jahre zwei Gefängnisse über der Probestube erbaut. In das eine wurde Ilse K. gesetzt wegen vieler Schmähungen, die sie über den Magistrat geäußert, weil er ihre Mutter als Hexe verbrennen lassen. Sie starb darin.

1608 den 13ten April wurde Capitain Bartold Knust zum Stadthauptmann angenommen, da man vorhin hier nur einen Wachtmeister hatte.

Auf Anstiften des Stadtvogts Molinus kamen wieder einige Juden auf die Neustadt, ungeachtet auf landesherrlichem Befehl im Jahr 1591 die Juden aus dem ganzen Lande vertrieben waren.

Den 12ten December war Nachts ein Donnerwetter.

1609. Den 20sten Febr. wurde die Leine so groß, daß sie vor dem Leinthore über den erhöheten Steinweg gieng, und in die Zingeln floß.

Donnerstags vor Septuagesima wurde von Seiten des Magistrats bewilligt, daß keine Brauhäuser mehr ge-

gemacht werden sollten, und es wurde damals eine Brauerordnung confirmirt und nachher publicirt.

Im Mai fieng der Vogt Molinus an, auf dem Berge der Neustadt, da wo vorhin der Papagaienbaum der Stadt gestanden, eine Reihe Häuser für die wieder aufgenommenen Juden zu bauen, jedoch nicht ohne Widerspruch des Raths, dem die Wiederaufnahme der Juden zuwider war, und der den Besitz jenes Platzes, worin die Stadt seit mehr als 200 Jahren nach seinem Vorgeben gewesen seyn sollte, nicht wollte fahren lassen.

Im Julius, August und September raffte die Pest viele Stadtbewohner hinweg. Man nannte sie jedoch die kleine Pest in Rücksicht jener größern, die im Jahr 1598 grassirte.

1610. Die schon seit einigen Jahren obgewalteten Streitigkeiten des Raths mit dem Stadtvogt und den benachbarten landesherrlichen Beamten, besonders dem Amtmann zu Coldingen, wegen Hut und Weide, und der nahen Holzungen, wurden in diesem Jahre lebhaft. Von Seiten des Raths wandte man sich daher durch eine Gesandtschaft an den Landesfürsten Heinrich Julius, der eben zu Prag sich aufhielt.

Den 25sten Julius wurde der Knopf auf den St. Aegidien-Thurm, der vorhin renovirt war, gesetzt, und darin ein schriftliches Monument gelegt. *)

Den 26sten Julius entstand des Morgens um 7 Uhr eine Feuersbrunst, die in zwei Stunden 55 Häuser in die Asche legte.

*) Diese in lateinischer Sprache verfertigte Denkschrift, wovon die Copie in der Chronik sich befindet, enthält manche nicht unwichtige Data aus der Stadt- und Zeitgeschichte; sie ist jedoch zu lang, um sie hier mitzutheilen.

Der Schluß folgt.

---

## Beantwortung der Anfrage an Naturforscher im 84sten Stücke des Hannov. Mag. v. 1810.

Die zitternde Bewegung des Seils kann nicht wohl anders entstehen, als durch eine Ausdehnung oder Zusammenziehung desselben, wie bei einem Hygrometer, wenn die Luftschicht plötzlich vom Feuchten zum Trocknen oder umgekehrt übergeht, dasselbe bewirkt wird. Man befestige an einem fingersdicken Seil von festgeflochtenem Hanf ein Gewicht von

von einigen Pfunden, hänge dasselbe an ein Brett, und bezeichne durch einen Kreidenstrich genau die Stelle des herunterhängenden Gewichts, so wird man abwechselnd eine Verlängerung oder Verkürzung des Seils bemerken, ohne daß man in demselben Augenblick schon eine Veränderung in der Atmosphäre wahrzunehmen vermag. Will man sich augenblicklich davon überzeugen, so braucht man nur das Seil anzufeuchten. Bemerklicher wird dieses, wenn man sich statt des Seils einer Darmseite bedient, und sie durch Wasserdämpfe anfeuchtet.

Ueber dem Wasser, wo die untere Luftschicht vorzüglich eine starke Veränderung durch das Verdünsten des Wassers erleidet, wo so viele Wärme gebunden wird, daß dadurch die nahe Atmosphäre eine auffallende Kälte erhält, muß die Wirkung vermöge der Länge und Schwere des Seils fühlbar seyn. Ist erst die geringste Bewegung an dem Seil hervorgebracht, so wird solche durch die Schwungkraft, welche bei der Länge des Seils Statt hat, vervielfältigt und verstärkt bis zu den befestigten Enden fortgepflanzt, und sie wird an den befestigten Enden bemerkbarer als in der Mitte seyn, weil hier der Widerstand am stärksten ist. So wie zum Beispiel, wenn durch einen Steinwurf im Wasser eine Bewegung entstanden, die sich fortpflanzende Bewegung am Ufer bemerkbarer ist, als in der Mitte. Die Verdünnung und Verdickung der Luft, welche durch Absonderung oder Aufnahme der Wassertheile, durch die Bindung oder Freiwerdung des Wärmestoffs, durch eine bloß mechanische Beimischung, oder durch eine chemische Auflösung und Zersetzung der Wassertheile bewirkt wird, geht oft da schon vor sich, wo wir noch im Aeußern mit dem Auge nichts wahrnehmen können, wobei auch die Electricität oft eine Hauptrolle mitspielt. So wie einige Menschen, deren Knochentheile sich im verletzten Zustande befinden, schon immer 24 Stunden, ja wohl einige Tage, eine Veränderung in der Atmosphäre vorher empfinden. Auch verschiedene Steine haben die sonderbare Eigenschaft, bei einer eintretenden nassen Luftveränderung eine wässrige Feuchtigkeit auszudunsten, welches entweder von einem höhern Kältegrad ihrer Theile oder von einer Zusammenziehung oder Ausdehnung derselben herrührt.

Es wäre auch gedenkbar, daß jene zitternde Bewegung bei dem stark betheerten Seil die Electricität oder der Magnetismus zu bewirken vermöchte ; so wie bei der wunderbaren Wünschelruthe, die bei Aufsuchung von Quellwassern und Erzen noch vor kurzem wieder ins Gedächtniß zurückgerufen und angewandt ist, - eine zitternde Bewegung durch die Ausdünstung des Wassers oder der Metalle hervorgebracht werden soll, wobei, wenn es sich also verhielte, doch wohl die wirkende Ursa-

che in einer electrischen Kraftäußerung zu suchen wäre. — Wenn man, wie bekannt, ein Stückchen Schwefel an einen Zwirnsfaden knüpft, und das Ende des Fadens zwischen den Fingerspitzen mit gestütztem Arme hält, so daß der Schwefel beinahe den Erdboden berührt, so entsteht oft eine, jedoch nicht bei allen Personen gleich starke Bewegung, nach verschiedenen Richtungen zu, die in der anziehenden und zurückstoßenden Kraft der Electricität oder des thierischen Magnetismus ihren Grund hat. Folglich wäre es möglich, daß der Theer im trocknen harzigten Zustande eine electrische Wirkung hervorzubringen vermögte, gleich wie der Schwefel und das Geigenharz. Allein mir scheint denn doch die zuvor angegebene Ursache die einleuchtendste und glaubhafteste zu seyn, und ich zweifle nicht, daß auch andere Naturforscher derselben Meinung seyn werden, nemlich, daß die zitternde Bewegung des Seils der ähnlichen Aeußerung des Hygrometers gleichkomme.

Koppenbrügge. Kohli.

---

# Merkwürdiges Alter.

Ilse Dorothea Schäfer zu Dannenberg, Witwe des vor 40 Jahren verstorbenen Schuhmachergesellen Christoph Mehske, ist seit 6 Monaten in ihr Ein hundert drittes Lebensjahr mit vollem hellen Bewußtseyn ihrer selbst, und überhaupt mit einer ihr erhaltenen Kraft, besonders des Geistes, getreten, wie man sie selten auf solcher Stuffe des Alters finden möchte.

Die fortdauernde heitere Stimmung ihres Gemüths, die sich in dem freundlichen Blick ihrer Augen spiegelt, die Lebendigkeit ihrer Erinnerungskraft, worin sie sich noch die kleinsten Umstände aus ihrer Jugendzeit, und vorzüglich die damals gelernten Bibelstellen und Gesänge zurückruft, die ungelähmte reine deutliche Sprache, welche man von ihr hört, die Nahrung und Stärkung, welche ihr aufgeweckter Geist noch vermag aus sich selbst, besonders aus dem Schatze ihrer religiösen Ueberzeugungen und Gefühle zu ihrer Aufrichtung und Tröstung zu schöpfen, die Munterkeit ihrer Sinne, wovon nur ihre Sehkraft seit einem Jahre merklich geschwächt ist, ihre freilich matten aber noch nicht bis zu einer gänzlichen Unfähigkeit für

jede

jede kleine Arbeit abgestumpften körperlichen Kräfte, da sie sich noch diesen Winter fast täglich mehrere Stunden lang mit Spinnen beschäftigt, wenn sie nicht aus Mangel an nöthiger Wärme in ihrem Bette zurückgehalten wird, alle diese Vorzüge geben ihrem Alter eine sehr ausgezeichnete Seite.

So wäre ihr die Last ihrer Jahre sehr erleichtert, wenn sie nicht unter dem Druck der tiefsten Armuth lebte.

Von ihren fünf Kindern ist ihr nur eine einzige nun siebenzigjährige und eben so dürftige Tochter Catharine Marie verwitwete Ludewig, als ihre jetzige vorzügliche Stütze, übrig geblieben, die so gern ihren kurzen Bissen mit ihrer Mutter theilt, sich herzlich freuet, wenn sie nur ihr durch die Arbeit ihrer Hand oder durch die Mildthätigkeit anderer ein kleines Labsal erringen kann, und die in ihrer kindlich treuen dankbaren Liebe, wie zugleich als Pflegerin einer zu sich genommenen Ein und achtzigjährigen völlig blinden verarmten weiblichen Person, wofür sie nur vier Groschen wöchentlich aus der hiesigen sehr beschränkten Armenkasse erhalten kann, ihre großen Verdienste hat.

Dannenberg. Mannes.

---

## Verbesserung der Schaafwolle.

Die Gebrüder Ternaux in Paris haben durch ihre Versuche die Frage entschieden, ob man schönere und bessere Wolle erhält, wenn man die Schaafe bedeckt. Nach ihren Beobachtungen giebt die bedeckte Wolle weniger Abgang als die unbedeckte, sie ist fester nach dem Ausfetten, läßt sich besser kämmen und leichter weben. Aber den größten Vorzug giebt ihr die außerordentliche Weiße, welche sie fähig macht, alle Farben anzunehmen, und bei weißem Tuche ohne Schwefel, der die Wolle sehr hart macht, gebraucht zu werden.

Neues
# Hannoversches Magazin.
6tes Stück.
Montag, den 11ten Februar 1811.

## Einige Notizen
### aus den Annalen der Stadt Hannover.

(Schluß.)

1611. Im Frühlinge d. J. wurde ein landesherrliches Patent angeschlagen, kraft dessen die kleine Münze, als Klittern und hessische Dreier abgeschafft wurden.

Den 11ten Julius wurde hier die Kaiserliche Acht wider die Stadt Braunschweig affigirt.

Während der Abwesenheit des Landesfürsten, der sich noch zu Prag aufhielt, und die Achtserklärung gegen das widerspenstige Braunschweig ausgewirkt hatte, erhielt die hiesige Stadt ein Schreiben von den landesherrlichen Räthen zu Wolfenbüttel, die Musterung der Bürgerschaft betreffend, welche sie hier anstellen wollten. Der Magistrat erwiederte, daß man schon im Begriff sey, die Bürgerschaft selbst zu mustern, und die Musterung wurde auch bald darauf vollzogen, indem man die Bürger an den Stadthauptmann Knust wies.

Den 21sten Mai starb der Stadtvogt Jacob Lange, wie der Annalist sagt, unter vielen Qualen. Dieser Mann hatte sich so viele Feinde in der Stadt gemacht, daß ihn kein Bürger zu Grabe tragen wollte. *)

1812.

*) Eine unparteiische Lebensgeschichte dieses Jacob Lange, dem die Stadtannalisten so vieles Böse nacherzählen, so vieles Schuld geben, würde interessant seyn, und vielleicht mehr Licht über jene Zeitperiode verbreiten, wo die städtischen Gerechtsame noch nicht im ruhigen Verhältniß mit landesherrlichen Rechten standen.

1612. Als den 19ten Mai dem noch zu Prag sich aufhaltenden Landesherrn Heinrich Julius eine Tochter zu Wolfenbüttel gebohren war, die den 26sten Junius getauft wurde, so wurden von hier 30 Bürger zur Aufwartung nach Wolfenbüttel abgefertigt, die den 15ten Julius wiederkamen.

Den 27sten August kam die Herzogin Elisabeth, die Gemahlin des Landesherrn, mit ihrem Prinzen Friedrich Ulrich durch die Stadt. Sie wurde von dem Rath bei der Schreiberei empfangen, und dem Prinzen wurde ein stattlicher Pokal verehrt.

Das Getreide war in diesem Jahre ziemlich theuer. Der Scheffel Weizen galt 1 Thaler 9 mgr. und der Preis stieg noch höher; Rocken und Gerste 30 mgr.

1613. Am Neujahrabend blitzte und donnerte es.

Den 3ten April zerstöhrte der Großvogt zum Eulenberge, Lucas Langemantel, auf herzoglichen Befehl den Judentempel zwischen den auf Mozkuus Anstiften auf der Neustadt erbaueten Judenhäusern.

Den 20sten Julius starb Herzog Heinrich Julius zu Prag mitten in Entwürfen für das Beste des österreichischen Kaiserhauses. Als darauf am 8ten October die Fürstliche Leiche zu Wolfenbüttel eingesenkt werden sollte, giengen von dem hiesigen Magistrat drei Personen, warunter der Bürgermeister war, zur Beiwohnung der Begräbnißfeier dahin ab.

Wegen der bevorstehenden Huldigung des neuen Herzogs Friedrich Ulrich wurde auf dem Walle eine Musterung der Bürger vorläufig veranstaltet. Die Bürgerschaft wurde jetzt nach den vier Hauptstraßen in vier Fahnen, die weiße, rothe, grüne und gelbe, abgetheilt. Jede Fahne hatte 10 Corporalschaften, einen Fähndrich und 3 Officiere. Vorhin hatte man nur 2 Fahnen, auch keine Corporale, sondern Rottmeister, in jeder Rotte 10.

Den 25sten November zog der neue Landesherr H. Friedrich Ulrich zum Aegidienthore hier ein, und logirte in Büntings Hause. Bei dem Einzuge stellte der Hauptmann Knust die Bürgerschaft an vier Oertern in der Stadt mit ihren Fahnen auf. Doch wurde keine Trommel gerührt, keine Heerpauke, Trompete oder Geschützdonner wurde gehört, weil noch alles in der Trauer wegen des verstorbenen Herzogs war.

Den 26sten November gieng die Huldigung vor sich. Als etwas Besonderes wird dabei bemerkt, daß außer dem Rath und der Bürgerschaft auch der Huldigungseid von Predigern und Schullehrern geleistet worden, welches sonst nicht geschehen war. Nach der Huldigungsfeierlichkeit und Bestätigung der Stadtprivilegien wurde das grobe Geschütz auf dem Walle gelöset.

1614.

1614 den 4ten September verehelichte sich der Landesherr zu Wolfenbüttel mit der Brandenburgischen Prinzessin Anne Sophie. Es wurden deshalb 10 junge Bürger zu Trabanten von hier dahin gesandt, die der Rath dazu kleiden ließ.

1615 den 18ten Januar fuhr ein Blitzstrahl, von starkem Donner begleitet, in den St. Crucisthurm, schlug den Draht an dem Zeiger ab, so wie die Windladen bei der Orgel entzwei, verdarb das Positiv daran, und einige Orgelpfeifen waren geschmolzen.

Den 18ten October entstand auf der hiesigen Neustadt in Blotzen Hause eine Feuersbrunst, wodurch 80 Häuser in die Asche gelegt wurden. Der Bewohner des genannten Hauses hatte, wie der Annalist sagt, eine Wurst vom Wimen mit einem Licht abbrennen wollen, wodurch das Feuer veranlaßt wurde.

In diesem Jahre wurde der Schnellegrabe aus dem Grunde gebauet.

1618 den 14ten Julius entstand aus Fahrlässigkeit des damals sogenannten Spiel- und Hausmanns-Jungen auf dem St. Georgen-Thurm ein Feuer, das jedoch bald wieder gelöscht wurde. Der junge Mensch, der es nicht gleich löschen kann, läuft vom Thurm herunter, aus dem Steinthor, auf den Sandberg, um von da zu sehen, wie es mit dem Thurme ablaufen würde.

1619. In der Woche Esto mihi wurde zwischen dem Landesherrn und Magistrat die Sache wegen der Criminaljurisdiction, die der Stadt streitig gemacht war, beigelegt und beendigt.

Den 29sten April wurde Bartold von A. in seinem Keller vom Ströhmen des Broihans erstickt.

In diesem Jahre wurde der neue Pfeifenbrunnen gemacht, und der alte, der 1551 angelegt war, heruntergebrochen.

1621 den 26sten April ist Berthold Büntings Hausfrau, die im Kindbette gestorben war, zu allererst von Mannspersonen zu Grabe getragen, da vorhin Sitte war, daß verstorbene Kindbetterinnen von Frauenzimmern, nicht ohne viele Unkosten, auf den Kirchhof getragen wurden. *)



*) Ein Gemälde von einem solchen Leichenzuge findet man in der Nicolai-Capelle vor dem Steinthor an der Wand aufgehängt. Auf demselben sieht man 6 Frauen die Leiche tragen, mehrere ihr folgen, und dann einen Zug Mannspersonen. Einen Kupferstich von diesem alten Gemälde, das zugleich einen Theil der Stadt darstellt, liefert Grupen in seinen Hannoverschen Alterthümern bei S. 57.

1624 in der Mitte des Julius zeigte sich in einigen Häusern die Pest, und griff bald so um sich, daß bis zum neuen Jahre 1430 Personen starben. Merkwürdig ist, daß diese Krankheit auf den benachbarten Dörfern nicht gespürt wurde. Mehrere Bürger begaben sich daher auch aufs Land, wurden aber, da sie zu früh wieder in die Stadt zogen, doch zum Theil hingeraffe.

1625 den 4ten Januar blitzte und donnerte es.

Den 17ten Junius sandte Graf Tilli ein Warnungsschreiben an die Stadt, keine Dänische Garnison einzunehmen.

Das Herannahen der Tillischen und Dänischen Armeen bewog den besorgten Magistrat zu verschiedenen Maaßregeln. Erledigte Officierstellen bei der Bürgerschaft wurden aufs neue besetzt; junge Bürger mußten statt der alten abgelebten die Thorwachen versehen; das grobe Geschütz wurde reparirt und ein Büchsenmeister angenommen, und die Bürger mußten sich mit Kraut und Loth versehen.

---

# Auszug aus dem Berichte

## von einer Reise nach dem Berge Vesuv, im Augenblick eines den 10ten September 1810 erfolgten Ausbruchs;

### von Herrn *de la Jumélière*, Capitain im Regiment Latour d'Auvergne.

(Aus dem Französischen.)

Jedermann weiß, daß es in Europa drei der vorzüglichsten feuerspeienden Berge giebt; den Berg Hekla in Island, den Berg Aetna in Sicilien, und den Berg Vesuv in Neapel. Dieser letztere Vulcan ist ein Berg, ungefähr 8000 Toisen in West $\frac{1}{4}$ Südwest vom Mittelpunkt der Stadt Neapel entlegen. Die Geographen geben ihm 24 Meilen im Umfange in seiner Basis, und 616 Toisen Höhe. Ich will zwar ihre Bestimmung des Umkreises gelten lassen, allein ich kann ihrer Meinung von der Höhe des Berges nicht beipflichten.

Zehn mit Sorgfalt und mit ganz guten Instrumenten angestellte Operationen haben mir zur Mittelbestimmung 597 Toisen senkrechter Höhe über dem Meeresspiegel gegeben. Folglich würde die Höhe des Berges,

ges, seit der Zeit, da man anfing, selbige zu bestimmen, 18 bis 20 Toisen abgenommen haben.

Diese Abnahme ist natürlich, denn der Regen, die Winde und der Hagel, indem sie dem Gipfel des Berges unaufhörlich Abbruch thun, müssen nothwendig mit vereinten Kräften dahin wirken, daß der Kegel täglich je länger je mehr ausgehölt werde. Zudem ist er vermöge der von dem Vulcan ausgeworfen werdenden Feuermassen, die die Oberfläche des Kraters calciniren, und beinahe in Asche verwandeln, noch mehr den Angriffen der Meteore ausgesetzt, welche bis zu einem gewissen Ziel dereinst seine Vernichtung bewirken müssen. Es scheint daher jetzt ausgemacht zu seyn, daß der höchste Gipfel des Berges die Höhe von 597 Toisen nicht übersteigt.

Dem sey wie ihm wolle, so wird doch der eben geschehene Ausbruch das Jahr 1810 in den Geschichtsbüchern des Vesuvs merkwürdig machen, sowohl durch die Art und Weise, wie er sich zugetragen, als durch die Verwüstungen, die er veranlaßt hat.

Man bemerkt es als einen widernatürlichen Umstand, daß diesem Ausbruch nicht die gewöhnlichen Kennzeichen vorhergegangen sind. Sonst wurde jede Bewegung des Vesuvs gewöhnlich durch das Austrocknen der Brunnen der Stadt Neapel vorherverkündigt. Diesmal fand dies Ereigniß nicht Statt, und es erregte daher das größte Erstaunen der Einwohner, wie der Vesuv in der Nacht vom 10ten zum 11ten September anfieng, Flammen emporsteigen zu lassen.

Morgens den 11ten vermehrte sich die Feuermasse, und die Lava floß von dem westlich und südwestlichen Theile des Berges herab. Gegen Abend nahm der Brand zu, und beim Dunkelwerden sah man schon zwei beträchtliche Feuerströme sich den Rücken des Vulcans den Berg hinabwälzen; die Nacht führte keine Veränderung der Umstände herbei.

Den 12ten Morgens hörte man ein dumpfes Geräusch, welches immer stärker wurde. Die Feuer- und Rauchmasse vermehrte sich zu gleicher Zeit, und gegen Abend ward der Horizont davon verdunkelt. Da der hier gewöhnliche Seewind aus Süd und Südwest zu wehen anfieng, so zerstreuete er die sich anhäufenden Wolken. Der Berg hörte nicht auf, Lava und dicken Rauch auszustoßen, welche weit umher einen ziemlich starken Schwefelgeruch verbreiteten. Das dumpfe, in dem Innern des Berges vernehmbare Geräusch nahm noch immer zu.

Neugierig, das schauderhafteste Naturwunder, wodurch die Natur bei den Menschen Erstaunen erregen kann, mehr in der Nähe zu hören und zu betrachten, und das Unglück des Plinius vergessend, reiste ich von Neapel um 7 Uhr ab, um an den

Fuß

Fuß des Vulcans zu gelangen, und während der Nacht den Gipfel des Berges zu erreichen. Um 8 Uhr Abends war ich in Portici; von dort an bis zum Gipfel ist der Weg sehr schwierig. Ungefähr auf der Hälfte des Weges trifft man eine Einsiedelei an, welche seit langer Zeit den Reisenden zum Obdach und Zufluchtsort dient. Sie wird von einem guten Einsiedler bewohnt, welcher bemühet ist, den Neugierigen, Erschrockenen und Ermüdeten gegen eine geringe Erkenntlichkeit Erfrischungen zu reichen, die man gern nach dem Gewichte des Goldes bezahlte. In der Nähe dieser Einsiedelei wird der so sehr berühmte Wein lacryma Christi gewonnen. Von der Einsiedelei bis zum Fuß des Kegels findet man einen eine gute Viertelstundewegs langen, ziemlich guten Weg; um jedoch demnächst zum Krater zu gelangen, muß man sich beinahe bis zur Spitze durch einen Berg von Asche durcharbeiten, indem man bei jedem Schritt bis an die halben Schenkel einsinkt. Meine Reisegefährten, ich und unsere Führer, brauchten zwei Stunden, um ihn zu erklettern.

Das Feuer des Vulcans diente uns zur Fackel, der Lärm hatte seit zwei Stunden völlig aufgehört; auch hatte die Flamme beträchtlich abgenommen. Diese Umstände vermehrten unsere Sicherheit, und verliehen uns die nöthige Kühnheit, um einen so gefahrvollen Erdstrich zu durchwandern; auch näherten wir uns so sehr, als es die Hitze erlaubte, und wir zündeten die Stäbe unserer Führer an einer aus den Spalten des Berges hervorquellenden Lava an. Die Oberfläche dieses brennenden Stoffs gleicht beinahe dem zum Fluß gebrachten Metall, führt aber im Fließen eine Art Schaum mit sich, der sich beim Erkälten verhärtet, und demnächst die Bimsteinblöcke bildet, eine Art Eisenschlacken, welche in Stücken bricht, und glühend mit Krachen bis zum Fuß des Berges hinabrollt. Ein starker Geruch von schwefelsaurem Gas entwickelt sich im Ueberfluß aus dieser Art von Bimstein, und macht vermöge der darin enthaltenen ätzenden und durchdringenden Theile das Athemholen sehr beschwerlich.

Wir befanden uns in einer ziemlich sichern Lage, und wir waren weit entfernt, uns zurückzuziehen, als eine fürchterliche Erschütterung, welche glühende Felsenquader über 100 Toisen hoch in die Luft schleuderte, uns wie durch ein Wunderwerk von der uns drohenden Gefahr benachrichtigte. Keiner von uns war über den Ausweg der zu ergreifenden Flucht zweifelhaft, und innerhalb fünf Minuten legten wir einen Weg zurück, auf dem wir über zwei Stunden beim Hinaufklettern zugebracht hatten.

Wir waren kaum bei der Einsiedelei angekommen, als ein noch schrecklicherer Lärm, als je vorher, gehört wurde,

wurde, und der Vulcan anfing, mit aller Anstrengung eine, einigen tausend Karren voll Steinen ähnliche Masse und glühende Felsquaderstücke bis zu einer unglaublichen Höhe, mit einer schwer zu vergleichenden Wurfkraft empor zu schleudern. Da der Auswurf senkrecht geschah, so fiel fast die ganze glühende Masse in den Schlund des Vulcans zurück, der sie von neuen ausspie um sie wieder zu empfangen, mit Ausnahme von einigen abspringenden Stücken, die in weiter Entfernung niederfielen, und den Neugierigen durch ihren Fall erschreckten, welcher sie zu vermeiden sucht, wie man bei unsern öffentlichen Festen der Ruthe von den Schwärmern unserer Feuerwerke ausweicht.

Ein solches Schauspiel würde eben so schwer abzubilden als zu beschreiben seyn. Der Strauß eines Feuerwerks, oder eine ungeheure Feuergarbe, die sich während der Zeit von 8 bis 10 Stunden immer wieder erneuerten, könnte allein einen Begriff davon geben, wenn die kleinen Kunstwerke der Menschen sich mit den großen Arbeiten der Natur vergleichen ließen.

Da ich eine Erhöhung in Besitz genommen hatte, und die Gefahr vermeiden zu können glaubte, dachte ich über die Wirkungen und Ursachen dieser großen Naturbegebenheit nach. Nach Verlauf einiger Zeit nahm ich wahr, daß die von dem Vulcan emporgeschleuderten glühenden Blöcke kleiner wurden; zu gleicher Zeit schien der Lärm, das Feuer und der Rauch, in gleichem Verhältniß an Stärke abzunehmen. Sollten diese Umstände es nicht erlauben, eine Muthmaßung zu wagen? Diese Felsenquader und Steine, werden sie nicht selbst durch das Auswerfen und Zurückfallen in den Vulcan endlich zum Fluß gebracht, und bilden sie nicht größtentheils die Nebenbestandtheile der Lava? Man dürfte wohl um so geneigter seyn, diesem Glauben beizumessen, indem der Vulcan nach beendigtem Auswurf, ohne Erschütterung, eine ungeheure Menge Lava jeglicher Art über den Rücken des Berges ausspie; und ich sah Feuerströme über einen Erdstrich hinfliessen, den ich so eben durchlaufen hatte.

Der 13te September brach ungefähr unter den nehmlichen Umständen an wie der 12te. Der Vulcan war ruhig, und die Lava floß langsam in dem Bette, das sie sich selbst während der Nacht gegraben hatte; allein gegen 4 Uhr Nachmittags kündigte ein fürchterlicher, unaufhörlicher Lärm, von häufigen Erschütterungen begleitet, einen neuen Ausbruch an. Die Stöße des Vulcans waren so heftig, daß ich auf dem auf einem Felsen gebaueten Fort, das Ei benannt, wo ich mich damals befand, die einem Erdbeben gleichenden Erschütterungen, in einer Entfernung von beinahe 4 Lieues, empfand.

Gegen 5 Uhr nahm der Ausbruch

bruch seinen Anfang, und dauerte bis weit in die Nacht hinein. Diesmal ergoß sich die glühende Masse über die ganze Bergfläche mit einer Gewalt ohne Beispiel. Der ganze Vesuv war in Feuer, und die Lava hat große Verheerungen angerichtet. Häuser nebst ganzen Besitzungen sind verschlungen, und jetzt suchen jammernde und verzweifelnde Familien vergebens das Erbtheil ihrer Väter, das unter einer unzerstörbaren Masse begraben liegt.

Um 10 Uhr Abends konnte man nicht mehr zur Einsiedelei kommen, ein Feuerstrom hatte den Weg abgeschnitten. Die in dem südwestlichen Theile vom Berge ab belegenen Gemeinden haben sehr viel gelitten. Der Berg Vesuv bildet nur eine ungeheure Flamme, und der in einiger Entfernung fahrende Schiffer wird geruhig seine Bemerkungen über diese schreckliche Erleuchtung haben machen können.

Neapel den 25sten Sept. 1810.

---

## Beantwortung

der Frage im 2ten Stücke des diesjährigen Hannov. Magazins, wie man dem einheimischen Taback auf eine unschädliche Art einen guten Geruch geben könne.?

Man koche von einem Lothe Kaffee eine gute Tasse, und gebe so viel weißen Zucker hinein, als man gewöhnlich braucht, um denselben zu versüßen, in diesem Kaffee lasse man ein halbes Loth peruvianischen Balsam auflösen, und feuchte mit dieser Sauce ein Pfund des einheimischen Tabacks, nachdem derselbe in einen Steintopf eingeknätet ist, an, binde diesen Topf fest zu, damit der Geruch sich mit dem Tabacke vermische. Nach 24 Stunden kann man denselben gebrauchen.

Hievon bekommt der Taback nicht allein einen sehr angenehmen Geruch, sondern auch einen sehr guten Geschmack, und zwar so, daß der ausländische Taback diesem weit nachsteht. Die Unschädlichkeit dieses Mittels leuchtet aus den dazu zu nehmenden Präparaten hervor.

Hannover. H.

Neues
Hannoversches Magazin.
7tes Stück.
Montag, den 18ten Februar 1811.

## Ueber Diebes- und Räuberbanden, derselben nächste Begleiter, Bettler und Betrüger.

Vom Tribunal-Richter G. Nicol zu Nienburg im Aller-Departement.

Gewiß ist es gegenwärtig, wo der Kaiserlich-Französische Criminalhof zu Mainz die wichtige Untersuchung gegen Damian Hessel und seine Räuber-Genossen theils abgethan hat, theils noch damit beschäftigt ist, eines jeden Pflicht, das, was ihm irgend über das Verhältniß von Dieben und Räubern bekannt geworden ist, zur Kenntniß des Ganzen zu bringen.

Die Räuber- und Diebesbanden, die sich das verschlagenste System, behuf des Stehlens, geschaffen haben, bilden, so zu sagen, einen Staat im Staate, formiren ein eigenes Corps und connectiren mit Bettlern und Betrügern jeder Art. Für jede Gattung giebt es in der gelehrten Diebessprache eine bestimmte Benennung.

Es mußte bis jetzt, so lange man die Ausrottung von Bettlern und Betrügern nicht berücksichtigte, alle Bemühung, Räuber und Diebe zu vertilgen, vergebens seyn; weil gerade die vagabondirenden Bettler-Familien in der Regel die fähigsten und fertigsten Mitglieder zur Rekrutierung der Räuber- und Diebesbanden lieferten.

Bei denen von mir geführten Untersuchungen habe ich mir es stets angelegen seyn lassen, nicht nur die Eigenthümlichkeiten der Räuber und Diebe zu erforschen, sondern ich bin auch immer bemühet gewesen, das Verhältniß ihrer Adjoints, der Bettler und Betrüger, auszumitteln.

In der von mir wider mehrere Harzdiebesbanden geführten Untersuchung waren die meisten verhafteten

Individuen beständige Mitglieder der vagabondirenden Räuber und Diebe der ober- und niedersächsischen, auch rheinischen Banden, und die mehrsten von ihnen hatten den besten Willen zu bekennen.

Ihnen verdanke ich daher nicht nur die **Angabe manches bis dahin unbekannten Thäters von längst verübten Morden und ausgeführten Diebstählen, sondern auch das genaue Verzeichniß der Diebes-Niederlagen mit specieller Benennung der Keßlspieße und Keße-Scherfenspieler, Diebeswirthe und Diebessachen-Abnehmer, in einem größern Theile Deutschlands, und überhaupt Aufschlüsse über ihre Verhältnisse mit Bettlern und Betrügern, über ihr Verfahren und über ihre Sprache.**

So lange man daher nicht bemühet war, auch die vagabondirenden Bettler zu vertilgen, so war es auch, und besonders für die kleinern Staaten Deutschlands, eine Unmöglichkeit, das Entstehen der Diebesbanden ganz zu verhindern.

Die Existenz von solchen Räuber- und Diebesbanden wurde in den letzteren Jahren, besonders im südlichen Deutschland, deshalb so leicht und häufig, weil durch die Auflösung des meisten Militairs eines Theils neue Mitglieder, die sich mit einem Male ohne Brod, Einnahme und Beschäftigung befanden, zur Bande stießen, und andern Theils auch den rechtlichsten Criminal- und Polizei-Behörden kein Mittel mehr zu Gebote stand, entdeckte Räuber- und Diebesbanden mit Nachdruck verfolgen zu können. Man findet daher gegenwärtig fast bei jeder bedeutenden Bande Personen vom ehemaligen Militair.

Unverkennbar veranlaßte die in den verflossenen Jahren enorme Theurung aller Bedürfnisse manchen Menschen zum Stehlen.

So hat mir ein Inquisit mehrere Male mit aufrichtigem Weinen seinen ersten Diebstahl geständlich wiederholt, den er bei einer Zahl von sechs Kindern begangen hatte, weil er den Scheffel Rocken mit 3 Thl. nicht bezahlen konnte, und die Bäkker denselben nach seiner Aeußerung unter der Begünstigung einer metallenen Polizei noch viel höher ausbrachten.

Zur vorzüglichsten Entstehung von Diebesbanden aber gaben immer die mittleren, mit der Criminal-Jurisdiction versehenen Städte Veranlassung. Bei ihnen wurden in der Regel die Untersuchungen größerer Verbrecher eben so cavalièrement als die Polizei, deren Diener freilich nur zu oft schlecht besoldet, und daher wie der Gefangenwärter und Flurschütze bald Keß werden mußten, behandelt. Die Polizeidiener besonders gestatteten in den Jahrmärkten jedem

jedem Juden und jedem Vagabonden mit oder ohne Paß freien Zutritt, wenn nur Geld bezahlt wurde. Wenn ja einmal Jemand wegen irgend eines Verbrechens verhaftet wurde, so machten die Polizeidiener bei ihren Vorgesetzten die Jury.

Nur einen Beweis hievon anzuführen, wird mir vergönnt seyn. In einer niedersächsischen Stadt gerieth ein Schortenfeller mit seinem Genzkäwe, Freudenmädchen oder Geliebten, in Untersuchung. Bei der baldigen Freisprache wurde er jedoch in die Kosten der Untersuchung genommen, und seine Genzkäwe bis zur Bezahlung derselben in Verwahrsam behalten. Dieser Schortenfeller begab sich nach seinem eigenen Geständnisse in eine benachbarte preussische, ehemalige Reichsstadt, machte den Schränker, handelte Sänfteling Massematten, d. h. führte einen bedeutenden Bette-Diebstahl aus, brachte sie glücklich zu einem Kessenscherfenspieler, bezahlte von dem Erlös die ihm dictirten Gerichtskosten, empfieng dagegen seine geliebte Genzkäwe und lebte nun ungestört bei einem Kessewirth in der Vorstadt, bei welchem sich auch der Frankfurter Steppen-Famerer aufhielt.

Bei der Erfahrung, daß gebildete Banden immer ein Paar Steppen-Famerer, Kunstverständige, falsche Päße und Kundschaften zu verfertigen, in ihrem Gefolge haben, läßt sich die Maaßregel, solche Personen, die nur anscheinend verdächtig werden, selbst bei ihren richtigen Päßen zu arretiren, überall rechtfertigen. Unter diese Personen zähle ich vorzüglich die, welche an dem Rhein mit Tyroler Pfeifenköpfen, im ehemaligen Hessen mit irdenen Töpfen, in Sachsen mit Porzellain handelten; ferner die armen Kammmacher auf dem ehemaligen Eichsfelde, die unglücklichen Knopfmacher, Kesselflicker, Bette- Feder- Schwamm- und Liederhändler; desgleichen Taschenspieler, Marktschreier, Quacksalber, Gauckler, Seiltänzer, Glückstöpfer, Marionetten- und Puppenspieler in Niedersachsen, und namentlich in den vorhinnigen hannoverschen Provinzen, und endlich in Thüringen die sogenannten Blauröcke mit weidenen Körben, die Strümpfe stricken, und in der ehemaligen Reichsritterschaft zu Hause gehören.

Ein Paar Mitglieder der Harzdiebesbanden unternahmen fast jedes Jahr eine Reise durch das Hildesheimische, Braunschweigische und Hannoversche, nach Hamburg, und haben längere Zeit, der eine als Kesselflicker und der andere als Topfbespinner in den angesehensten Kaufhäusern gearbeitet, bei welcher Gelegenheit sie gute Diebstähle ausgesehn haben.

In dem Königreiche Westphalen ist jedem Entstehen von Räuber- und Diebesbanden durch die vortrefflichste

 Ein-

Einrichtung der Gensd'armerie, dadurch, daß die jüdische Nation gleiche Rechte bekommen hat, und besonders durch das Königliche Decret vom 30ten Junius v. J., kräftigst vorgebeugt.

Wenn gegenwärtig die benachbarten Staaten gegen vagabondirende Bettler eben diese Principien aufstellen, so wird es bald um die Existenz aller vagabondirenden Banden geschehen seyn.

Die Verübung von Diebstählen in Westphalen wird auch dadurch schwieriger, daß die gestohlnen Sachen nicht so leicht über die Grenze gebracht werden können, was sonst sofort geschah, und die Entdeckung so sehr erschwerte; z. B. von einem im Hanneverschen ausgeführten Diebstahle wurden die Sachen noch in der nämlichen Nacht in das Preussische oder sonst angrenzende Land transportirt.

Nach einer 14tägigen und noch längeren Ruhe wurden dieselben einem Diebes-Abnehmer anvertrauet, der sie in ferne Gegenden verführte. So brauche ich nur anzuführen, daß der berüchtigte Diebes-Abnehmer der Harzbanden die geraubten Sachen mit eigenem Geschirre nach Bremen brachte, also gegen 30 Meilen von dem Orte, wo der Diebstahl ausgeführt war.

Können die Sachen nicht in der ersten Nacht über die Grenze gebracht werden, so werden sie Cavar, d. h. in einen Graben, in den Wald oder zur Sommerszeit in die Früchte verborgen gelegt.

Um keinen Verdacht zu erregen, besonders in kleinern Städten, so nimmt ein jedes Mitglied der Bande seinen eigenen Weg zu einem besondern Thore, und zwar jedes eine halbe Stunde später wie das andere, logiren auch wohl, um ganz sicher zu seyn, in verschiedenen Wirthshäusern. Dieses Verfahren der Harz- und Obersächsischen Banden fand mehrere Male nach verübten Diebstählen in Leipzig, bei Quedlinburg, Halberstadt, Wernigerode 2c. Statt.

Oft ist es kaum begreiflich, wie Diebe, Bettler und Betrüger, selbst aus den entferntesten Gegenden, so schnell sich kennen lernen; allein der verstorbene Zänker, ein Kesse und Kochumer Dieb, hat mir wiederholt die Versicherung gegeben, daß, wenn er Tusch geschlagen — auf die Zähne gefühlt — sich selten geirrt habe. Das in aller Unschuld hinzugeworfene Wörtchen: Keß oder Kochum, habe die Bekanntschaft herbeigeführt.

Nach jeder erlittenen Verhaftung gebietet die wieder erlangte Freiheit, dem Charakter großer Diebesbanden gemäß, einen andern Namen anzunehmen; daher die Aufnahme des Signalements von jedem Verhafteten von so äußerster Wichtigkeit wird.

So wie die Norddeutschen Diebesbanden, eben so verfahren die Süddeutschen und Rheinischen Banden, und eben so verfuhren die Garoteurs in Belgien im Schelde-Departement, worüber mir mehrere Mitglieder der Rheinischen Bande specielle Auskunft gegeben haben.

Auch selbst die gelehrte Diebessprache habe ich bei der Süddeutschen und Rheinischen Bande mit der der Norddeutschen übereinstimmend gefunden. Es ist dies natürlich, sobald man in Erwägung zieht, daß die Ober- und Niedersächsischen Banden sich von Dresden und Leipzig nicht nur nach Hamburg, sondern auch von Berlin in die Magdeburger Ebenen und von hier durch das Hohnsteinsche über das Eichsfeld und durch die vorhinnige Reichs-Ritterschaft an den Rhein sich erstreckten, und fortwährend von den bedeutendsten Mitgliedern der Bande controllirt wurden.

In der Regel hat jede Bande ihren bestimmten Distrikt, den eine andere nicht durchstreichen darf.

So hatte z. B. die Harzbande — das rothe Mertiene — das Hannoversche Land, während dem die Obersächsische Bande die blaue Mertiene, das Preussische Land, hatte, und durchstreichen durfte. Die Benennungen selbst scheinen von der Uniform des ehemaligen Militairs hergenommen zu seyn.

Ausser denen in dem 32ten und 84ten Stücke des neuen Hannoverschen Magazins von 1807 bekannt gemachten 13 Gattungen von Dieben sind mir noch einige Gattungen bezeichnet worden, die ich noch angeben werde.

Zuvörderst halte ich es für zweckdienlich, die allgemeinen Benennungen von Dieben und Bettlern vorauszuschicken; darauf aber die besondern Gattungen derselben folgen zu lassen.

**Latjener. — Dieb im Allgemeinen; Dieb jeder Art.**

Unter dem Ausdrucke Latjener wird jeder Dieb verstanden, er mag zu einer Classe gehören, zu welcher er will.

Alle Gattungen von Dieben sind vagabondirende Personen, die stets auf Reisen sind, in den einmal bekannten Diebes-Niederlagen logiren, und nie einen bestimmten Aufenthaltsort haben. Alle Gattungen von Dieben springen jedoch im Fall der Noth von der Chawwruse, wozu sie speciell gehören, zu einer andern über.

Nicht selten sind bisher die Fälle eingetreten, daß ein Schränker mehrere Mackner engagirt hat. Dieses greift vorzüglich Platz, wenn ein Hauptschränker sich zu weit von seiner Chawwruse entfernt hat, oder aber wenn sie zersprengt ist, und mehrere Mitglieder davon arretirt worden sind.

Hauptsächlich ist dieses zur Winterszeit der Fall, wo der Mackner seine den Sommer über zusammen gestohlenen Gelder in den bekannten Diebes-Niederlagen verzehrt. Treffen mehrere Arten von Dieben an einem Orte zusammen, so ist Keß-Kochum und Latjener die Loosung.

## Baldower. — Diebes-Anweiser.

Seine Geschäfte bestehen darin, daß er die Häuser, in welchen etwas zu haben ist, genau auskundschaftet, und dieselben sowohl von innen als von aussen sich genau bekannt zu machen sucht. Er muß nicht nur sich Kenntnisse von der innern Abtheilung des Hauses, sondern vorzüglich des Zimmers verschaffen, in welchem der Diebstahl ausgeführt werden soll. Er muß wissen, in welchem Zimmer sich die zu entwendenden Sachen befinden, wie viel Personen im Hause sind, wo dieselben schlafen, und welche Seite des Hauses die gefahrvollste ist. Der Baldower muß wissen, ob das eine oder andere Zimmer mehrere Thüren hat, und wohin eine jede Thür führt. Er muß der Bande genau angeben, wie und wo am leichtesten einzubrechen ist, und wie hoch der Diebstahl, zu baarem Gelde gerechnet, betragen könne.

Jeder Baldower muß beständig mehrere Diebstähle in Bereitschaft haben, damit, wenn die Bande kommt, dem Bonheur — Diebes-Anführer — mehrere eröffnet werden können, welcher alsdann nach seinem Dafürhalten die besten, sichersten und vortheilhaftesten herauswählt.

Ist der Diebstahl von Bedeutung, so erhält der Baldower gleichen Antheil, wie jedes Mitglied der Bande; fällt der Diebstahl aber geringe aus, dann bekommt er die Hälfte dessen, was es jedem Mitgliede der Bande trägt.

Beweiset sich der Baldower als einen geschickten und brauchbaren Mann, so bekommt er ausser dem gebührenden Antheile oft ein Präsent von mehreren Pistolen.

Jede gut organisirte Diebesbande hat an jedem bedeutenden Orte, und wo sie Niederlage hat, ihren Baldower.

Bei Verübung des Diebstahls selbst ist der Baldower in der Regel nicht gegenwärtig.

## Balmassematte. — Diebes-Anführer und Dieb zugleich.

Dieses ist der eigentliche Director bei Verübung eines Diebstahls. Er speculirt nicht nur Diebstähle, sondern führt auch bei deren Begehung die Direction, und muß die übrigen Complicen leiten.

Der Balmassematte muß die Diebes-Instrumente — Klamones, Talkels und Jatschabber — besorgen, und beim Verüben des Diebstahls selbst Hand anlegen, wozu ein simpler Bonheur nicht verbunden ist.

Bon-

**Bonheur — Diebes-Anführer.** Macht eigentlich nach dem Director der Bande beim Verüben des Diebstahls die Hauptperson aus. Ist in der Person des Bonheur auch der Director vereinigt, so liegt ihm hier ob, für die Bereitschaft der Diebes-Instrumente, z. B. des Ziegenfußes, des Meißels, der Dietriche 2c. zu sorgen und sie im Stande zu erhalten. Dieses ist ihm um so leichter, da bei jeder organisirten Bande sich in der Regel sehr gute und geschickte Schlösser befinden. Für das Halten dieser Diebes-Instrumente kommt ihm von jedem Diebstahle zum Voraus etwas zu Gute.

Der Bonheur muß in der Zeit, wo keine Diebstähle auszuführen sind, Reisen unternehmen, um von den Waldspießern, Baldowern und Scherfenspielern Kundschaften wegen fernerer Diebstähle einzuholen. Er muß neue Bekanntschaften mit solchen Personen anknüpfen, die zur Erreichung des einen oder andern Zwecks nützlich sind. Ihm wird daher auch von der Bande gewöhnlich ein Reitpferd und elegante Kleidung gut gethan. Der Bonheur dirigirt in der Regel die Polizei der ganzen Chawwruse, und von seinem Willen hängt es ab, ältere Mitglieder zu dimittiren, und neue zu engagiren.

**Waldspießer. — Diebeswirthe.** Stehen mit den Diebesbanden in der engsten Verbindung. Sie sind nach der Diebessprache Keß und Kochum, und erkennen ihre Genossen auf den ersten Blick. Diese Waldspießer sind nicht allein die Wirthe der Banden, sondern sie machen, wie die Erfahrung ergeben hat, den Diebesanweiser, und sind nicht selten Scherfenspieler.

Oft sind sie aber auch bloß Untergeordnete der Bande, wo denn ihre Pflicht vorzüglich dahin geht, die Bande gegen alles Ungemach zu dekken und zu schützen, und wenn einer oder anderer in Verdacht kommt, so müssen sie denselben davon zu reinigen sich bestreben.

Ihre vorzüglichste Pflicht ist es, alle gestohlene Sachen aufzunehmen und zu verheimlichen. Oft machen sie selbst den Scherfenspieler, oft aber dienen sie nur dazu, die Sachen an erstere zu expediren.

Die Waldspießer sind im Grunde die Glücklichsten der ganzen Bande; denn kommt es auch einmal mit einer Bande zur Untersuchung, so hat ein jedes Mitglied derselben das wesentlichste Interesse, einen solchen Waldspießer nicht mit in die Untersuchung zu ziehen. Ein Paar Verhöre sind vielleicht das ganze Ungemach.

Der Waldspießer wird reichlich belohnt; denn eines Theils versteht er die so leichte Kunst, der Bande die Zeche hoch genug zu machen, und andern Theils bekommt er für sein Aussitzen, wenn er die Bande von einem Diebstahl zurückerwarten muß, das Aus- und Eintrippelgeld, was

was bei einem Diebstahle die kleine Münze ausmacht. Dieses Aus- und Eintrippelgeld besteht oft in 10 und mehrern Thalern.

Ist keine kleine Münze mit entwandt, so müssen andere Sachen, z. B. ein Paar alte Kleider, statt des Trippelgeldes, als Zahlung dienen.

## Scherfenspieler. — Diebessachen-Aufkäufer.

Bestanden vorhin in der Regel aus Juden, seitdem aber die meisten Banden sich so vollkommen gebildet haben, und in mehreren kleinen Städten sich keine Juden befanden, so sind auch Christen zu diesem Metier übergetreten, die entweder alle Kleiderseller sind, oder aber doch an diese absetzen.

Diese Scherfenspieler stehen ebenfalls mit den Banden in unmittelbarer Verbindung.

Sind der gestohlenen Sachen wenige, so werden sie dem Scherfenspieler wohl in das Haus geschickt, ist der Diebstahl aber von Bedeutung, so muß der Scherfenspieler an dem Orte die Sachen in Empfang nehmen, wohin sie der ersten Sicherheit wegen gebracht waren.

Hier bekommt der Scherfenspieler, wenn er nicht schon früher unterrichtet war, die nöthige Instruktion, um das Auskommen des Diebstahls zu verhüten. Hier geschieht ihm die Eröffnung, wo und in welcher Gegend, Stadt, Flecken, Dorf oder einzelnem Hause und bei wem der Diebstahl verübt worden ist. Gewöhnlich werden die Sachen in weite Gegenden zum Verkauf transportirt.

Oft machen diese Scherfenspieler den Baldower und Bonheur, und logiren im Nothfalle die Bande.

Mir ist bei meinen Untersuchungen ein solcher Scherfenspieler vorgekommen, der ein angesehener Bürger einer vorhin Hannoverschen und mit der Criminal-Jurisdiction versehenen Stadt war, der sich bei diesem 10 Jahre lang getriebenen Metier recht gut gestanden und einen sehr guten Haushalt geführt hatte.

Die Fortsetzung folgt.

---

## Belline.

Belline liest die besten Dichter nur,
Und dringt in ihren Geist, wie selten Leser pflegen;
So senkt die Biene sich auf bunter Frühlingsflur
In Blumenkelche tief, die Honig hegen.

G. F. K.

# Hannoversches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 25ten Februar 1811.

---

## Ueber Diebes- und Räuberbanden, derselben nächste Begleiter, Bettler und Betrüger.

Vom Tribunal-Richter G. Nicol zu Nienburg im Aller-Departement.

Fortsetzung.

### Schniefer. — Ein Diebes-Beiläufer.

Ist nicht wirklicher Dieb, und es ist ihm nicht erlaubt, ohne Vorwissen der Bande einen Diebstahl allein zu begehen.

Ein Schniefer ist durchgängig von der Bande gekannt, und wird auch wohl in Ermangelung der nöthigen Diebes-Mitglieder zur Verübung eines großen Diebstahls mitgenommen.

Der Schniefer wird von den vagabondirenden Diebesbanden beständig und auf mögliche Weise unterstützt, und dieses aus mehrern Rücksichten. Oft speculirt der Schniefer auch Diebstähle und macht davon der Bande Anzeige.

Der Schniefer ist gewöhnlich ein Kammmacher, Knopfsmacher, Kesselflicker, Schwamm- Federhändler rc. kurz von solchem Metier, was ihm Gelegenheit giebt, das Wirthshaus nicht verlassen zu müssen, und ihm erlaubt, für ein Glas Branntwein den ganzen Tag über in der Wirthsstube bleiben zu können.

Je thätiger daher die Knopf- und Kammmacher Knöpfe und Kämme verfertigen, je emsiger der Schwammhändler seinen Schwamm sortirt und der Federhändler seine alten Federn mit einigen neuen mischt, und je eiliger alle diese Leute zum Handeln eilen wollen, dennoch aber nicht von der Stelle weichen, desto sicherer läßt sich annehmen, daß durch die

Bande in der Nähe ein bedeutender Diebstahl verübt worden ist.

Diese Leute logiren gewöhnlich nicht bei den Waldspießern, sondern oft in den mittlern Gasthäusern. In den kleinern Städten trift dieses die Rathskeller, damit der Schniefer im ungewöhnlichen Falle, wenn die Polizeidiener nicht Keß und Kochum sind, hören kann, welche Maaßregeln nach einem verübten Diebstahle ergriffen werden und ergriffen werden sollen.

Es war dieses nach Lage der meisten vorhinnigen Verfassungen und nach dem Verfahren bei Untersuchungen so klug und so schön berechnet, daß der Zweck eines Schniefers nur selten verfehlt wurde.

Doch in Westphalen hat die Carriere des Schniefers durch die vortrefflichste Einrichtung der Instruktion bei correctionellen und peinlichen Sachen, durch die unablässige Thätigkeit der Gensd'armerie und durch die bewährte Wachsamkeit der Polizei ꝛc. ihre Endschaft sicher schon erreicht.

Die Gattungen der Diebe betreffend, so sind mir ausser den in dem 32ten und 84ten Stück des Hannoverschen Magazins von 1807 und allgemeinen Anzeiger der Deutschen von demselben Jahre, wovon mir jedoch die Nummer entfallen ist, bekannt gemachten 13 Classen noch einige bezeichnet. Alle die 13 Classen sind mir während mehrerer wichtigen Untersuchungen genau designirt worden; oft jedoch nur ohne wesentliche Abweichungen, daher ich diese fast nur dem Namen nach angeben, und nur bei einigen Zusätze geben werde. Die übrigen Gattungen sollen in extenso folgen.

1) **Nachtproscher, Kundemaker, — Morgengänger.**
2) **Schränker.**
3) **Schoker.**

Kittenschieber gehen in der Regel während dem Mittagsessen in die Zimmer der Gasthöfe und auch anderer Häuser, um zu stehlen, zu welchem Ende sie die Diebesschlüssel beständig bei sich führen.

Sie tragen optische Gläser, Brillen ꝛc., und wenn ihnen Jemand aufstößt, so bieten sie dieselben zum Verkauf an. An dem Verkaufe dieser Sachen ist ihnen gerade nichts gelegen, sondern es ist ihnen bloß darum zu thun, um auf eine gute Art wieder davon zu kommen.

4) **Jomakkener.**
5) **Kilies- oder Thillesgänger.**
6) **Dorfdrücker.**

Ausser der bislang bekannten Beschreibung habe ich hier noch Nachstehendes hinzuzufügen:

Stehet die zu beraubende Person nicht nach Wunsche vor einer Boutique, so wird versucht, dieselbe durch allerhand Schwänke dahin zu leiten. Mißglückt dieses, so nehmen sie zu folgenden Mitteln ihre Zuflucht: Einer von ihnen muß den

Be-

Besoffenen machen, etwas entzweibrechen, auch wohl Geld fallen lassen, wodurch die Umstehenden aufmerksam gemacht werden. Die übrigen Cameraden veranlassen nun ein Gedränge, und bei dieser Gelegenheit werden die bereits ausgesehenen Sachen entwandt.

7) **Calmuslecker** — Stripper.

8) **Cilver** — Wechseldiebe oder Fetzer.

9) **Mackner.**

10) **Schortenfeller,**
bestehen größtentheils aus niedlichen Frauenzimmern. Sie sind wohlhabend und nach Bürger- und Bauern-Art gekleidet. Sie, die Frauenzimmer, tragen lange kattunene Mantel, Brusttücher und Kamisöler, gewöhnlich mit dicken silbernen Knöpfen, eine Tasche mit einem starken silbernen Bügel, und dann sind ihre Fingerchen fast alle mit Ringen jeder Art versehen. Ueberhaupt scheinen sie hierin einen vorzüglichen Werth zu legen. Ihre Knipptasche war bisher mit einem silbernen Haken oben im Rockqueder eingehakt.

Die Röcke dieser Frauenzimmer sind eigentlich die wahren Behälter der geraubten Sachen. Sie sind auf die Art eingerichtet: sie sind doppelt, und besteht das Unterfutter aus Flanell, das Oberfutter aber aus Kattun. Dazu tragen sie lange kattunene Mäntel. So weit nun der lange Mantel reicht, sind diese Röcke durchgenähet, höher herauf aber sind sie schlicht, und ohne Fadenverbindung gelassen, so daß das Futter von dem Oberzeuge völlig frei liegt. Die Fuhre in einem solchen Vorderrocke ist mit zwei Schlitzen dergestalt eingerichtet, daß die eine Schlitze bis in die Hälfte des Rocks geht, die andere aber gleich unter dem Queder, und nicht weiter ist, als daß eine Mannshand sehr bequem durchfassen kann.

Der Diebstahl selbst nun wird auf die Art verübt: daß zum aller wenigsten drei Schortenfeller vor eine Bude unter mehrere Käufer treten. Währenddem die Verkäufer mit den Käufern und einem dritten Schortenfeller beschäftigt sind, greift der zweite Schortenfeller durch die Schlitzen des erstern, und so werden ganze Stücken Kattune, Bänder und andere Sachen entwandt. Vermißt auch der Verkäufer in dem Augenblick wirklich etwas, so schlagen die Schortenfeller ihren Mantel zurück, und man bemerkt nichts.

Die Mannspersonen dieser Schortenfeller haben bisher dunkelblaue Oberröcke, Knöpfe von Kameelgarn, kattunene Westen, Kamisöler, lederne Beinkleider mit silbernen Knöpfen, runden Hut und eine silberne Uhr getragen. Wie ihre Frauenzimmer versehen sie ihre Finger mit dicken silbernen Ringen, und führen gewöhnlich einen dicken Dornenstock, der mit Beschlag und Stachel versehen ist.

11) Linkewechsler.

12) Trararum-Gänger, Postdiebe.

13) Chasnegänger.

14) Störgenfänger, Federviehdiebe.

Letztere machen gewöhnlich die Weiber und Kinder aus, welche zu keinen größern Expeditionen gebraucht werden können; sie führen ihren Namen von Störgen, was in der gelehrten Diebessprache Federvieh, in specie ein Huhn heißt.

Diese Personen gehören zu den vagabondirenden Dieben, und haben ihren Aufenthalt fast für immer auf dem platten Lande. Die Frauenzimmer tragen geflochtene Körbe von weißen Weiden, sind nicht städtisch, sondern ländlich gekleidet, und handeln des Scheins wegen mit Liedern und dergleichen Piecen. Der Entenfang ist der leichteste. Er geschieht mit Hülfe eines Bindfadens, woran sich eine Angel befindet, die mit Brod oder einer andern Lockspeise versehen ist. Oft verliert ein Ort auf diese Art in einem einzigen Tage seine sämmtlichen Enten.

Der Hühnerdiebstahl trift fast immer nur die ärmern Dorfsbewohner, deren Hühner dadurch, daß sie fast für beständig mit in der Stube leben, so zahm und dreiste sind, daß sie sich mit Brod leicht locken lassen. Dieses Locken verrichten gewöhnlich die Kinder von 6 bis 10 Jahren in eine bereits von der Mutter ausgesehene und bestimmte Ecke oder Nebengasse, oder aber auch wohl gar vor das Dorf, wo denn die Hühner mit der Hand gegriffen werden.

Die Gänse werden vermöge eines Stocks, an dessen einem Ende ein dazu eingerichteter eiserner Haken befindlich ist, und auch wohl durch die dazu abgerichteten Hunde gefangen. Jedem gemachten Raube wird sogleich der Hals umgedrehet und in den Korb geworfen.

Man hat Beispiele, daß diese Störgenfänger in den Kesse-Wirthshäusern oft für ein Paar Thaler auf einmal verkauft und dabei doch noch immer für sich ein Paar Hühner, Enten und einen Gänsebraten behalten haben.

15) Stradefeger, Straßendieb.

Ist diejenige Gattung von Dieben, welche auf öffentlicher Straße rauben und plündern.

Sie bilden eine eigene für sich bestehende Classe; jedoch, wenn die Schränker gerade keine bedeutenden Massematten haben, so machen sie die Stradefeger.

In der Regel befinden sich nur zwei Kerls bei einander. Kommt der von ihnen speculirte Wagen mit einem Koffer, so springt der eine von ihnen sachte auf, macht den Koffer los und hält denselben so lange fest, bis sie an den paßlichsten Ort kommen, wo der Koffer herunter gezogen und in ein Gebüsch oder einen Gra-

Graben getragen wird. Sie unterscheiden sich von den Fetzern dadurch, daß ihrer immer nur zwei handeln, während dem der Fetzer, weil diese gewöhnlich Schränker sind, oft 10 bis 15 beisammen getroffen werden.

## 16) Brandstifter, Diebes-Mordbrenner-Bande

ist die gefährlichste aller Diebesbanden. Durch sie wird nicht das Leben und Eigenthum einzelner Individuen, sondern ganzer Communen, Städte und Dörfer zu gleicher Zeit gefährdet.

Von ihnen wird das Feuer zu dem Ende angelegt, um unter dessen Begünstigung bedeutende Diebstähle auszuführen. Sie sind die Gewissenlosesten aller Arten von Dieben und verfahren nicht systematisch, sondern sie verüben auch Straßen- und Postenraub, den sie gewöhnlich mit einem Morde begleiten. Sie sind routinirte Diebe, und haben alle Classen bereits durchgemacht. Sie sind der schlechteste Auswurf jeder Bande. Auch sie führen drei, vier und mehrere Namen, Päsſe jeder Art, und werden von ihren Beischläferinnen begleitet.

Diese treiben in der Regel einen kleinen Handel mit feinen Seifenkugeln, Räucherpulver, Fleckkugeln u. dergl. und verbergen in ihren Kästchen die Materialien zum Feueranlegen.

Gerade diese Frauenzimmer müssen bei Gelegenheit ihres Handels den Ort zum Feueranlegen speculiren. Nach gemachter Speculation wird der Bande Bericht erstattet und ein Tag zur Brandanlegung bestimmt. Um die Bestürzung desto grösser zu machen, und um sicherer Diebstähle verüben zu können, wird das Feuer an mehreren Stellen, ja oft in mehreren Communen zugleich angelegt.

Ganz im Einklang dieser Principien verfuhr die MordbrennerBande, die sich nach der Arretirung von Damian Hessel aus dem südlichen Deutschland zwischen die Elbe und Oder in die Preussischen Staaten gezogen hatte.

---

Was die Kesse- und Kochumer-Bettler betrifft, so sind mir nachstehende Gattungen bekannt geworden:

## 1) Strömer. — Landstreicher überhaupt.

Dieses ist bei einer Chawwruse der generelle Ausdruck für jeden vagabondirenden Bettler, er mag nun zu einer Classe gehören, zu welcher er will.

Jeder reisende Bettler, der noch nicht ganz in die Geheimnisse der Banden eingeweihet ist, wirft, sobald er einen seines Gelichters wähnt, die Frage auf: ob er Keß oder Strömer sey?

Nach gefallener Antwort wird die Bekanntschaft gemacht. In einem größern Theile Thüringens wird jeder Landstreicher eben so mit dem Namen Strömer, wie eine gewisse Gattung

tung von Hunden, die beständig auf den Beinen sind, belegt.

## 2) Stapler, — ein kluger und ausgelernter Bettler.

Wenn Zeiten eintreten, daß mehrere Diebes=Complicen in Haft gerathen sind, und sie verfolgt werden, so nehmen mehrere Individuen zum Betteln so lange ihre Zuflucht, bis sie wieder ungestört ihr Diebes=Handwerk treiben können.

Die untergeordneten Mitglieder einer Bande machen dann gemeiniglich den Stapler.

Diese Bettler führen von jedem Handwerke eine Kundschaft, und eben so viel Pässe mit sich. Sie grüßen jedes Handwerk, und erhielten in den vorigen Zeiten fast immer den herkömmlichen Zehrpfennig.

Auf diese Art hat selbst einer der grüßesten und kühnsten Räuber, der lahme Hennig, auch Schindler genannt, zu Osterode im Harz=Departement, während ich dort Amtschreiber war, jedes Handwerk gegrüßt, und war mit Pässen und Kundschaften jeder Art versehen.

Eine Gerichtsperson, die ein Individuum von dieser Qualität arretiren läßt, wird sich bald überzeugen, daß sie einen der besten Räuber und Diebe in Arrest hat.

Ganz den Stapler im Auge, verfuhr ich während meiner Anstellung als Richter bei dem Königl. Tribunale zu Hersfeld im Werra=Departement gegen die durch das Friedensgericht zu Frielendorf arretirten Vagabonden, Rose und Schmidt, genannt Rupprecht, wovon ersterer ein Halbmeisterknecht und letzterer ein Topfhändler war, und denen bei der Arretirung selbst weiter nichts als eine unbedeutende Schlägerei unter sich im Wirthshause zur Last fiel.

Die Arrestaten standen zu meiner Disposition, und die von dem Tribunal zuerkannte Strafe war nach den damals Statt findenden Principien höchstens, da ihre Pässe nicht ganz in Ordnung waren, die, daß sie als Ausländer über die Grenze gebracht werden mußten.

Allein in Erwägung: daß vor kurzem ein Mord und Raub an dem Schuhmacher Winter bei Welsungen im Fulde=Departement verübt war; und eingedenk des Verfahrens der Stapler, was Rose und Schmidt zugleich waren, lasse ich sie bei aller simulirten Unschuld festhalten, schreibe sie aus, sammle Beweisstücke und der Erfolg entsprach ganz meinem Bemühen.

Nach der von mir geschehenen Ablieferung und erfolgtem Geständnisse des verübten Mordes und Raubes sind sie von dem Königl. Criminalhofe des Fulde=Departements zum Tode verurtheilt, welches Urtheil auch vollzogen wurde.

## 3) Hochstapler.

Connectiren ebenfalls mit den Diebesbanden. Sie geben sich in der Regel für zurückgekommene Edelleute,

di=

dimittirte Officiere und verarmte Maurer aus. Alles sehr zweckmäßig berechnet! Wie manche Officiersfrau, deren Mann sich gerade abwesend befindet, nimmt es sich für Pflicht, einen verarmten Officier standesmäßig zu unterstützen, und wie gern beschenkt der Nichtmaurer den bettelnden Maurer, um nur seine Neugier zu befriedigen und hinter die Geheimnisse zu kommen.

Diese Hochstapler führen drei und mehrere Pässe, die mit den erforderlichen Siegeln versehen sind.

Ausserdem haben sie mehrere Certificate, versehen mit einem Regierungs-Siegel, wo sie dann nach ihrer Convenienz das eine oder andere vorzeigen, je nachdem sie dessen Inhalt für nöthig erachten.

Alle diese erbettelten Gelder werden dann, um das Princip der Natur, daß der Mensch für die *venus vaga* bestimmt sey, bestätigen zu helfen, und den *nisus formativus* zu schmeicheln, mit einer Genzkäwe durchgebracht.

## 4) Schmultalfer, — ein Wege-Bettler.

Nur im Fall der äussersten Noth, oder um einen bedeutenden Raub auszuspeculiren, würdigen sich die Mitglieder einer Diebesbande zu dieser Art von Bettlern herab.

Sie bedienen sich der Methode eines wirklichen und verkrüppelten Straßenbettlers. Sie binden sich daher den einen Arm am bloßen Leibe herunter, erscheinen also mit einem Arm, sie bewickeln sich und binden die Beine, gehen auf Krükken, und erregen so das Mitleid der Vorüberreisenden.

Immer ist der Pfennig zu bedauren, den man einem Wege-Bettler ertheilt; denn wenn auch die Gabe wirklich einen Krüppel trifft, so ist doch dieses in der Regel eine Person, die mit Dieben connectirt, und in dem nächsten Wirthshause das erbettelte Geld auf die liederlichste Art verzehrt. Indessen lehrt doch die Erfahrung auch, daß mehrere Schmultalfer sich ein ziemlich beträchtliches Vermögen zusammengebettelt und sich in Ruhe gesetzt haben.

Abgerechnet diese wirklichen Schmultalfer, und ungeachtet man in neueren Zeiten auf die Verschönerung der Chausseen und Landstraßen sehr bedacht war, so ist doch der Fall nicht selten eingetreten, daß die verkrüppeltsten Personen, von der Polizei aus den Städten entfernt, dennoch auf den Chausseen ungehindert ihr Wesen treiben dürfen.

Am meisten findet diese Betteley des Sommers in der Brunnenzeit Statt. In der That für einen wirklichen Brunnengast, der sein Haus verläßt, um in Gesellschaft froher Menschen seine häuslichen Leiden zu vergessen, keine reizende Einladung, wenn er auf seiner ganzen Tour von verstümmelten, verkrüppelten und stummen Personen unter den

scheus-

scheuslichsten Tönen und Brüllen um ein Allmosen angesprochen wird.

Mit dem Aufhören der Diebesbanden und ihren Verbündeten wird auch diese Art Bettelei sicher ihre Endschaft erreichen.

5) Blitzer, — Zeug-Kleider-Bettler.

Diese haben eine sehr gute Natur und sind an rauhes Wetter, Frost und Kälte gewöhnt. Sie stehen mit den Diebesbanden in Verbindung und logiren in deren Niederlagen.

Diese Bettler erscheinen in jedem andern Orte ganz zerrissen, in Schuhen ohne Sohlen, in Strümpfen ohne Hacken oder Fersen, in Röcken ohne Schooß, in Beinkleidern ohne Boden, in Hüten ohne Rand ꝛc. Natürlich werden diese Kleidungsstücke nicht mit einem Male angelegt, sondern es wird damit nach Befinden der Umstände gewechselt.

Durch einen solchen jämmerlichen Aufzug, und unter Zittern und Beben am ganzen Körper erregen sie das Mitleiden gefühlvoller Seelen, und nicht selten kehren sie mit einer reichen Beute an Kleidern und sonstigem Zeuge zurück.

Die Beute wird versilbert und das Geld nach Art der Stapler verzehrt.

Zur strengsten Winterszeit werden die Blitzer von den Diebesbanden unterstützt.

6) Gemselschorer, — ein Hemdebettler,

steht sich unter allen Bettlern noch mit am besten. Es sind in der Regel Juden, die bloß auf Hemdebetteln ausgehen, und zu dem Ende auch absichtlich kein Hemd anziehen.

Dieses Metier wird das ganze Jahr hindurch getrieben, und lebt oft eine starke Familie hievon.

Es ist nicht selten der Fall gewesen, daß auf diese Weise zwei Personen in einem Zeitraume von vier Wochen 10 und mehrere Dutzend Hemde zusammengebracht haben. — Diese Hemde werden sortirt und jedes Dutzend nach seinem Werthe an die Kleiderseller verkauft.

7) Massen-Stapler — falscher Maurer,

giebt vor: daß er Mitglied einer Loge gewesen sey, daß er sich die Geheimnisse der Maurer erkauft habe, und sie für Geld zu communiciren befugt sey. Es ist auffallend, wie viel Geld ein solcher falscher Maurer von den Bewohnern kleiner Städte und Dörfer zusammenbringt, die alle auf die Geheimnisse begierig sind. Ich bin selbst in meiner Jugend mehrere Mäle Zeuge von diesem Verfahren gewesen.

Es hatte sich nämlich zu N. im H. eine kleine Freimaurerloge gebildet, wovon denn, wie dieses gewöhnlich der Fall ist, allerlei unglaubliche Dinge im Amte ausgesprengt wurden. Es dauerte nicht lange, so erschienen ganz gut gekleidete Männer, die den Belehrer machten und von den Bauern äusserst viel Gelder zogen; denn jedem Bauer wußten sie ein neues Geheimniß zu eröffnen.

Der Schluß folgt.

Neues
Hannoversches Magazin.
9tes Stück.
Montag, den 4ten März 1811.

## Ueber Diebes- und Räuberbanden, derselben nächste Begleiter, Bettler und Betrüger.

Vom Tribunal-Richter G. Nicol zu Nienburg im Aller-Departement.

(Schluß.)

Von den Betrügern, die ebenfalls Keß sind, und sich beständig im Gefolge der Diebesbanden befinden, werde ich nur nachstehende angeben:

### 1) Schwindler, — Betrüger jeder Art.

Ist in der Diebessprache der generelle Ausdruck, um denjenigen Betrüger zu bezeichnen, der auf jede unerlaubte Weise, ohne eigentlichen Diebstahl, in der Messe seinen Profit zu machen versteht.

Auf den Jahrmärkten und Messen gehören sie zu Hause, wo ein Gefährte den andern kennt, und wo sie auch bereit sind, der einen oder andern Diebesbande hülfreiche Hand zu leisten.

Diese Schwindler sind unter allen Räuber-, Diebes-, Bettel- und Betrüger-Gesindel die klügsten Personen, und ihre Geschäfte auf den Messen bestehen vorzüglich darin: die Kaufleute im Großen zu betrügen. Von ihrer wirklichen Verfahrungsweise, die in verschiedenen listigen Manieren besteht, werde ich an einem andern Orte zu sprechen Gelegenheit nehmen.

### 2) Stapler-Schwindler.

Dieses sind in der Regel zwei deutsche Juden, wovon der eine ganz auf französische Manier gekleidet ist, der andere aber ganz als ein gut gekleideter Jude erscheint, und ersterer gebrochen deutsch spricht.

Ihr Betrug trifft vorzüglich reiche und ehrliche Landwirthe, die natürlicher Weise vorher gut ausgekundschaftet sind.

Der verkleidete Franzmann erscheint zuerst in dem Wirthshause, macht eine gute Zeche, und schützt beim Bezahlen Mangel an Gelde vor.

Indessen zeigt er sogleich ein Paar Uhren und mit Steinen reich besetzte Ringe mit dem Erbieten: dieselben um die Hälfte des wahren Werths zu verkaufen.

Jetzt erscheint, wie durch einen Zufall, der Jude, besieht, probirt die Sachen, und findet sie gut. Er ruft den Wirth bei Seite, eröffnet demselben: daß er aus der nächsten Stadt sey, und sein Geld bis auf wenige Pistolen im Handel ausgegeben habe; daß man aber diese Sachen bei einem so äußerst billigen Preise nicht fahren lassen dürfe, überredet den Wirth, das übrige Geld einstweilen zuzulegen, und die Sachen in Verwahrsam zu behalten.

Nach langem Hin- und Herreden wird endlich der Handel zwischen dem Franzosen und Juden auf 10, 20 und mehrere Pistolen geschlossen.

Nach der Abreise des angeblichen Franzosen freuet sich nun der Jude noch mit dem Wirthe gemeinschaftlich über einen so gut getroffenen Handel, räth demselben, die Sachen vorerst Niemanden zu zeigen, und sie wohl zu verwahren. Auch der Jude verliert sich, und der Wirth ist betrogen.

### 3) Näpper

machen eine besondere Art von Betrügern aus, die gewöhnlich aus vermeinten Juden bestehen. Sie conneetiren vorzüglich mit Diebesbanden. Diese Betrüger handeln mit einer Art weißer metallener Löffel, Zuckerzangen, Ringen, Hemdeknöpfen rc., welche mit einem Material, was aus verschiedenen Ingredienzen besteht, überzogen werden, das aber nicht lange bleibt.

Die Löffel sind in der Regel mit dem Silberstempel 12 und 16 bezeichnet.

Diese Art Betrüger sind die verschmitztesten und ausgelerntesten, die beständig ein halbes Dutzend ächte silberne Löffel bei sich führen, damit sie, im Fall sie wegen ihrer Betrügereien in Arrest gerathen, durch diese sich retten können.

Diese Kerls führen jedes Jahr einen andern Namen, und wenn sie auch von dem betrogenen Käufer eidlich recognoscirt werden, so bleiben sie dennoch beständig beim Leugnen.

### 4) Tänzer — Spiel-Betrüger.

Gewöhnlich sind dieses ein Paar elegant gekleidete Herren, die bei einer ansehnlichen Summe Geldes in den ersten Gasthäusern großer Städte, ein

ein jeder indessen für sich, logieren. Dem Charakter großer Diebesbanden gemäß, führen sie an jedem großen Orte einen andern Namen. Der eine sucht die Bekanntschaft bemittelter Leute zu machen, während welcher Zeit der andere auf seinem Zimmer ein Spiel arrangirt. Nicht selten führen diese Herren auch ein Paar junge, schöne und einnehmende Frauenzimmer mit sich, die auf Akademien vorzüglich die beste Lockspeise sind.

Wenn nun der eine an Table d'hôte und außerhalb des Wirthshauses Bekanntschaften gemacht, und das Spiel des fremden Herrn gerühmt hat, so nimmt er seine neuen Bekannten, unter dem Versprechen einer angenehmen Erholung, mit zu seinem Kameraden.

Hier werden alsdann alle Arten von Betrug in Karten getrieben, wobei die Frauenzimmer eine Hauptrolle zu spielen verstehen. Oft mit schwerem Herzen, noch öfterer aber mit leerem Beutel, wird ein solches Zimmer von den neuen Bekannten verlassen.

Diese Betrüger reisen in der Regel unter dem Titel von Baron.

---

Selbst eine leise Aufmerksamkeit wird das Resultat nicht verkennen lassen: daß Diebe, Räuber, Bettler und Betrüger systematisch in einander greifen, und besonders wird der Landbewohner sich sagen können: daß er schon oft von einer Gattung der Bettler und Betrüger heimgesucht worden ist. In größern Städten kann der Fall nur deshalb seltener eintreten, weil hier doch immer Polizei gehandhabt wird.

Bei mehrerer Muße werde ich nicht anstehen, von den bereits vorräthigen Materialien noch einige Winke zur Erleichterung der Untersuchungen gegen ganze und gut organisirte Diebesbanden zu ertheilen.

---

## Ueber die Weißtanne. (Pinus picea Linn.)

### Ein Supplement zu meinem im 98sten Stück des Hannoverschen Magazins vom Jahr 1809 eingerückten Aufsatze: Etwas über die Böhmische Tanne.

Da ich endlich im Monat December v. J. eine Probe Saamen von der mir von Handelsleuten aus Böhmen im Jahre 1809 so vortheilhaft beschriebenen, dort einheimischen Tanne erhielt, so war dieses — wie

wie ich auch schon damals gegen diese Leute behaupten wollte — Weißtannensaame. Es giebt mir dieses indeß Gelegenheit, manchem hierüber noch Unbelehrten, doch Wißbegierigen, besonders unter den Freunden der Forstcultur, auf den Anbau dieser vorzüglich nützlichen, schönen und eigentlich wahren Tanne da, wo der Boden empfänglich dazu ist, aufmerksam zu machen. Jene böhmischen Handelsleute sind mehr mit der vortheilhaften Benutzung des Holzes dieser Tanne, als mit der Naturgeschichte derselben bekannt. Indes interessirt die Hauptbenutzungsart dieser Tanne so sehr, daß man ihren Anbau auf einem ihr angemessenen Boden mit Recht empfehlen kann, und ich werde daher dasjenige, was mir über die Forstnaturlehre, Naturgeschichte, Anbau, Benutzung wie Unterhaltung dieser Tanne bekannt ist, dem geehrten, hierin etwa noch unbelehrten, Publikum in diesen gemeinnützigen Blättern theils aus eigener Erfahrung, theils aber und vorzüglich auch aus andern zuverlässigen Quellen mittheilen. Was

1) die Forstnaturlehre wie Naturgeschichte der Weißtanne, Pinus picea (Linn.), Pinus abies (du Roi) oder auch Edeltanne, böhmische Tanne, Taxbaum, Silbertanne, Dannenbaum, Mastbaum genannt, betrifft, erreicht selbige in 120 Jahren in einem fetten, frischen, aber nicht nassen Boden, unter allen Nadelbäumen Deutschlands die größte Höhe, und wird (nach Leonhardi's Bemerkung) gegen 400 Jahre alt; allein ihre größte Brauchbarkeit und Stärke fällt zwischen ihr 80stes und 150stes Jahr. Man trifft sie auf allen Mittelgebürgen in allerlei Boden, am besten und höchsten aber in gutem Boden und in einer kühlen mitternächtlichen Lage, vorzüglich im Thüringer Walde, im Voigtlande, Franken, Böhmen, Schwaben, Baiern und Tyrol von einer schnurgeraden Länge von 80 bis 90 Ellen, und einer Stammstärke im Durchmesser von 3 Ellen an; auch ist es dort nicht selten, daß man Tannen fället, die in einer Länge von 40 Ellen oben noch 2 Ellen im Durchmesser halten. Allein auf dem Harze war sie vor nicht langen Jahren noch so selten, daß Herr Cramer damals auf 200,000 Waldmorgen nur zwei angetroffen hat. Ihre Blüthen erscheinen im Mai. Die kleinen, eirunden, männlichen Blüthen kommen an den Zweigen zwischen den Nadeln hervor, und sind der Länge nach durch eine Vertiefung getheilt. Sie bestehen aus kleinen zurückgebogenen rothen Schildern, deren jedes zwei Staubbeutel mit gelblichen Blumenstaube enthält. Die weiblichen Blüthen sind schon ein Jahr vorher, im August, nicht weit vom Ende des letzten Triebes als kleine, länglich runde braune Knöpfe vorhanden, und erhalten im darauf folgenden Mai die Gestalt kleiner länglicher Zapfen, deren Schuppen in einander gescho-

ben

ben sind, und dicht an einander liegen. Die äußern Schuppen sind dünner und schmäler als die innern, welche herzförmig gestaltet sind, und die beiden Saamenkörner enthalten. Wenn die Befruchtung geschehen ist, so werden sie im September reif, und die Schuppen fallen mit sammt dem Saamen ab, so daß nichts als die mittlere, aufrechtstehende Spille oder Fruchthalter stehen bleibt, wodurch sie sich von den Fichtenzapfen unterscheiden. Der dreieckige, unten abgerundete, mit langen breiten Flügeln versehene Saame ist unter unsern Nadelhölzern der größte, und hat viel harziges Oel von starkem balsamischen Geruch bei sich. Der natürlich ausgeflogene Saame geht im folgenden Frühjahr im April oder Mai auf, und leidet nicht von der Winterkälte. Die Tanne hat kammartige, auf beiden Seiten der Zweige stehende schmale Nadeln, welche einzeln aus einer Schreide fast horizontal über einander hervorwachsen. Sie sind unter allen Nadelhölzern am breitesten, steif, aber nicht stechend, oben glänzend, dunkelgrün, unten hingegen mit zwei tiefen, weißen und drei erhabenen grünen Streifen gezeichnet.

Das weiße, weiche, ungemein leichtspaltige und elastische, aber nicht sehr harzreiche Holz ist äußerlich mit einer glatten, weißlichen oder aschgrauen, innerlich aber mit einer dünnen, rothbraunen, harzreichen Rinde bedeckt. Was nun

2) die Benutzung betrifft, bedient man sich dieses Tannenholzes nicht nur beim Schiffbau, sondern auch bei vielen andern Gelegenheiten mit dem größten Vortheile, weil es starke Lasten trägt und doch leicht ist, auch weniger als das stärkste Eichenholz bricht; hingegen bei öknnomischen Bauen hat es weniger Dauer als das Kieferholz, wenn es gleich besser als das Fichtenholz ist. Wegen seiner Biegsamkeit und Elasticität wird es häufig zu musikalischen Instrumenten, zu Schachteln, zu Siebreifen, vorzüglich aber wegen der Astreinheit von den Tischlern am liebsten von allen übrigen Nadelholzarten verarbeitet. In den Beulen oder Blasen, welche sich an der glatten Rinde des Stammes ansetzen, ist ein heller Terpentin befindlich, der durch das Aushauen derselben gewonnen, darauf durch das Ausziehen bei gelinder Wärme erhalten, und am häufigsten in der Schweiz gesammelt wird. Aus den jungen Zapfen fließt bisweilen von selbst ein flüssiger Balsam heraus, welcher das bekannte Terpentinöhl giebt, das man auch aus den um Johannis grün abgebrochenen Zapfen bereitet. Wegen dieser vielen nützlichen Eigenschaften ist dieser Baum auch Edeltanne genannt worden, um ihn dadurch von andern ähnlichen Bäumen zu unterscheiden, die ebenfalls in einigen Gegenden Weißtannen genannt werden. Nun werde ich noch etwas mehr Belehrendes, und zwar

3) über den **Anbau der Weißtanne** sagen. Die **Weißtannensaat** gedeihet am besten in der mitternächtlichen Lage, in recht gutem, strengen, frischen, steinigten Boden, wenn sie gleich auch in trocknem Boden in der östlichen Lage nicht mißglückt. *) Da die Tannen nur größtentheils in den Gipfeln Saamenzapfen tragen, so ist das Abbrechen sehr beschwerlich, wenn man sie nicht von im September oder Anfangs October gefällten Tannen nehmen kann; doch bedient man sich jetzt häufig in Böhmen und Thüringen der Steigeisen, einer Art Knie- und Armbänder, nach der baumanschliessenden Seite mit eisernen Zacken versehen, mit dem besten Erfolg. — Leichter hingegen ist das Ausklengeln; denn die Zapfen bersten während des Abtrocknens sehr leicht auf, und die Schuppen mit sammt dem Saamen fallen von selbst ab; woher denn dieser Saame gegen andere Nadelholzarten so wohlfeil ist. Den Saamen reinigt man alsdann entweder durch Wurfeln oder Sieben, und bewahrt ihn an einem frischen Orte auf bis zur künftigen Frühjahrssaat, wo man ihn auf wundgemachtem Boden ausstreuen muß, weil er wegen seines vielen harzigen Oels die Keimungskraft nachher verliert. Besser ists freilich, wenn man ihn im Herbste säet, weil er von der Kälte nichts leidet; er gehet alsdann bei günstiger Be-

*) Der Herr E. v. B in St machte vor kurzem mich darauf aufmerksam, was Dieterich in seinem Lexicon der Gärtnerei und Botanik sagt: „daß diese Tanne nicht gern über dem 58sten Grad nördlicher Breite gedeihen will;“ Indeß muß ich die Bemerkung machen, daß ich seit mehr denn 20 Jahren aus den Thüringischen Gebirgen mehrere Arten Laub- und Nadelholzsaamen zum Behuf der Waldcultur nach Dännemark versendet habe, welche nach allen von dorther an mich ergangenen schriftlichen und mündlichen Versicherungen mit dem besten Erfolge, ja sogar ungleich besser, als wie der Saame aus hiesiger tiefer liegenden Gegend, gedeihen soll; diese Nachrichten aus Laaland, Falster Seeland, Fühnen, wie Süd- und Nord-Jütland, stimmen darin völlig überein, wiewohl bislang von der Weißtanne, die man dort auch noch nicht recht recht kennt, wenig Saamen dahin beliebt ist; indeß wird man nun auch, wenigstens auf der fruchtbaren Insel Fühnen, wie in Laaland, dem Vernehmen nach den Anbau ungleich mehr berücksichtigen. — Mehrere hiesige Forstmänner haben ebenfalls die merkliche Verschiedenheit des Gedeihens des Thüringischen Waldsaamens gegen den hierländischen bemerken wollen. Sollte nicht der Grund des Unterschiedes mit in der mehreren oder minderen Reife des Saamens zu suchen seyn? worauf man in Thüringen jetzt, so wie auf eine gute Behandlung beim Ausklengen, besondere Rücksicht nimmt. —

Anmerk. d. V.

geration im April auf. Auf einen Morgen von 120 Quadratruthen sind 16 Pfund Saamen hinreichend. Das junge Pflänzchen erscheint mit fünf bis sechs Nadeln, welche einen Stern bilden, ist aber mehr als der Saame gegen die Kälte empfindlich, und nicht selten tödtet der späte Frost den Anflug, wenn er nicht gehörigen Schutz hat. Daher schicken sich diese Tannen nicht, so wie die Fuhren oder Kiefern, zum Anbaue freier Blößen. Am besten gedeiht die Saat, wenn man in Fichtenörtern die Blößen damit besäet, weil die aufgeschossenen Fichten den jungen Tannen zum Schutz gegen Frost und Hitze dienen. Im andern Jahre wächst die junge Tanne selten über einen Zoll, und der neue Wuchs bekommt ausser seinen ersten Nadeln vom Mai bis Julius um und um kleinere hellgrüne Nadeln. An Höhe nimmt der Stamm im folgenden Jahre nicht sehr zu, ob er gleich am Gipfel ein kurzes Nebenästchen erhält, wohl aber an Dicke und an den Wurzeln, die nun anfangen, stark in den Boden einzudringen. Das vierte Jahr giebt der Gipfel einen neuen Nebenast, der Stamm wird dicker, und die Pfahlwurzel bildet sich aus. Nach dem fünften Jahre endlich wachsen sie sehr schnell in die Höhe, und die Aeste wachsen als Quirle. Nach erlangtem achtzehnten Jahre reinigen sie sich von den untern Aesten, und der jährliche Wachsthum in die Höhe beträgt oft drei Fuß und darüber. *) Bei der Beurtheilung des Alters nach den Quirlen muß man daher jedesmal die ersten fünf Jahre hinzurechnen. In Baumschulen muß man ihnen einen schattigen Ort geben, und sie im dritten Jahre, gleich nach den Frühlingsfrösten, entweder in Reihen, 2 Fuß weit, oder welches besser ist, gleich an den Ort, wo sie bleiben sollen, verpflanzen.

*) In geschlossenem Stande reinigt sich die Tanne von dieser Zeit an von selbst, und treibt sich gesellschaftlich zu einer ausserordentlichen Höhe hinan, überwächset zeitig die geringen Aststellen, und bildet sodann den fast astfreien Stamm. Siehe neues Hannov. Magaz. 98stes Stück vom Jahre 1809. Anmerk. d. V.

(Der Schluß folgt.)

Einige

# Einige Bemerkungen über die Iris germanica oder deutsche Schwertlilie.

Diese Schwertlilie ist eine in unsern Gärten häufig vorkommende Pflanze, die mehrere Stängel mit schönen dunkelblauen Blumen treibt, und sich durch die zwiebelartigen Wurzeln sehr leicht vermehren läßt.

Wenn man die Blumenblätter, nachdem sie völlig aufgegangen sind, abpflückt, und sie, mit kochendem Wasser bedeckt, bis zum völligen Erkalten stehen läßt; sodann die entfärbten Blätter durch ein linnenes Tuch von der Flüssigkeit wiederum absondert, so erhält man eine sehr schöne veilchenblaue Tinctur, die sich ganz vortrefflich als ein Reagens gegen Säuren und Alkalien gebrauchen läßt, und die man in einem Medicinglase mit einigen Tropfen Aether bedeckt, lange aufbewahren kann.

Preßt man aber den Saft ohne Wasser aus den Blättern, und raucht ihn bei gelindem Kohlenfeuer zur Hälfte, und demnächst im Sandbade völlig bis zur Trockne ab, so erhält man eine schöne Saftfarbe, die in Hinsicht der Bläue von den Malern gewiß als eine der vorzüglichsten Pastellfarben zu schätzen ist.

Wird dieser Saft, wenn er zur Hälfte verdampft ist, mit einer Dosis Bleizucker versetzt, so giebt er eine sehr angenehme grüne Farbe, die durchs Hinzutröpfeln von Schwefelsäure in eine schöne pfirsichrothe Farbe verwandelt wird.

Ich werde sie auch auf verschiedene Zeuge anwendbar zu machen suchen, und alsdann die Resultate darüber bekannt machen.

B. . . i.

---

## Grabschrift eines Säuglings.

Aus der Hülle, die hier ruhet, schwand<br>
Unschuldsvoll der Geist, und ward der Engel Lust;<br>
Auf der Welt hienieden hat er nichts gekannt,<br>
Als der Mutter Lächeln, und der Mutter Brust.

G. F. B.

# Hannoversches Magazin.

## 10tes Stück.

Montag, den 11ten März 1811.

---

### Ueber die Weißtanne. (Pinus picea Linn.)

Ein Supplement zu meinem im 98sten Stück des Hannoverschen Magazins vom Jahr 1809 eingerückten Aufsatze: Etwas über die Böhmische Tanne.

(Schluß.)

Da die Absicht des Verfassers dieses Aufsatzes dahin geht: das was ihm über die Weißtanne bekannt ist, denen die Forstcultur und Holznutzung auch für die Nachkommen interessirt, mitzutheilen; so ist auch noch

4) etwas über die Forstunterhaltung der Weißtannen-Reviere zu sagen. Die Weißtannen-Reviere, wenn sie reine, geschlossene, mit keinen Fichten vermischte Tannörter sind, werden ebenfalls wie die Fuhren oder Kiefer, Pin. silvestris L., Rothtanne oder Fichte, Pin. abies L., nach dem wahren Holzbestande und dem möglichen Zuwachse in besondere Jahresschläge eingetheilt, aus welchen der jährliche Ertrag, wenn er nachhaltig oder fortdauernd seyn soll, auf eben die Art gezogen werden muß. Die Jahresschläge sind daher nicht mit einemmale ganz kahl abzutreiben, sondern man nimmt wenigstens sechs Jahresschläge zusammen, greift sie mit einemmale an, entzieht sie der Viehtrift wenigstens 6 bis 8 Jahre, holzt nach und nach die Saamenbäume ab, nimmt mit jedem dritten Jahre ein neues Jahrestheil dazu, und man wird nach 12 Jahren an der Stelle der ersten sechs abgeholzten Schläge das schönste Tannendickicht finden.

Ganz anders muß mit Tannenörtern verfahren werden, die mit Fichten oder Rothtannen (der bekannten Harztanne) untermengt sind. Ich

habe dergleichen auf Reisen in den Jahren 1783 und 1785 in Franken, Thüringen und dem Voigtlande, mit dem nun seit 9 Jahren verewigten, vortrefflichen Herrn Oberforstmeister von Lenthe, welcher die Güte hatte, mich damals vorzüglich auf die dort sowohl jungen als sehr alten vorhandenen eigentlichen Tannen oder Weißtannen aufmerksam zu machen, auf mehreren Gebirgsforsten angetroffen. Hier müssen sich die Tannen, wenn sie nicht die herrschende Holzart sind, nach den Fichten richten. Die Erfahrung lehrt dort indeß, daß es mit ihrem jungen Anfluge nicht so gut als wie mit dem Fichtenanfluge fortwill, weil der letztere wegen seines schnellern Wuchses in den ersten 10 Jahren den erstern verdämmet. Das einzige Rettungsmittel für den Tannenanflug ist daher das Ueberhalten starker und großer Saamentannen, die erst alsdann mit Vorsicht abgeholzet werden müssen, wenn die jungen Tannen sechs Jahr alt sind, weil sie nach diesem Alter keines Schattens und Schutzes mehr bedürfen.

Ich würde noch mehr über die Benutzung dieser Königin unsers Pinus-Geschlechts hinzufügen, wenn es nicht zunächst mein Wunsch wäre, daß man vor der Hand mehr wie bisher in Nord-Deutschland u. s. w. mit dem Anbau auf paßlichem Boden sich befaßte. Da nun nicht alle Jahre frischer Saamen davon zu haben ist, und überjähriger nichts taugt, so mache ich bemerklich, daß selbiger im Herbste 1810 sehr gut gerathen, auch von allen Nadelholzarten am wohlfeilsten ist. Wer also hierauf bei dem Anbau mit siehet, für den bemerke ich, daß ich unterm 28sten December v. J. in den Hannoverschen Anzeigen das Pfund zu 8 Ggr. Cassenmünze frei bis Hannover zu liefern mich erboten habe, auch noch bis Ende März d. J., wenn noch zeitig genug die Bestellungen einlaufen, damit gerne dienen werde.

Ich werde mich freuen, wenn man auf diese Veranlassung in Nord-Deutschland u. s. w. mehr wie bisher, neben dem Anbau anderer nützlichen Holzarten, auch den Anbau der Weißtanne berücksichtiget, und dadurch den Dank der Nachwelt zu erwerben trachtet.

Barrigsen,
Cantons Wunstorf bei Hannover,
im Februar 1811.

J. C. Rundspaden.

Häus-

# Häusliches Leben der türkischen Frauen.

Das Haus des Vaters und des Gatten ist für die türkischen Frauen höheren Standes eine Art von Kloster. Die Wohnung ist in zwei Abtheilungen getrennt, wovon die eine dem Hausherrn, seinen Söhnen und seinen Dienern bestimmt ist, in der andern, Harem (d. i. geheiligter Ort, Abgeschiedenheit) leben alle weiblichen Glieder der Familie mit den Sclavinnen. Nie erscheint hier ein männlicher Dienstbote; alles wird von Weibern besorgt. Im Erdgeschoß ist eine Art von Sprachzimmer, wo die älteste Sclavin dem Hausbedienten die Befehle der Gebieterin mittheilt. Es ist daselbst (wie in den Klöstern wahrscheinlich) ein durchschnittener Cylinder angebracht, durch welchen man alles, was zum Unterhalt der Bewohnerinnen des Harems nöthig ist, hereinschafft. Die männlichen Verwandten und Angehörigen, den Vater allein ausgenommen, können die Frauen des Harems nicht anders als in Gegenwart von Sclavinnen, und nur auf sehr kurze Zeit sehen. Mit etwas mehr Freiheit aber genießen sie dieses Vorrecht an den beiden Bayramsfesten, bei Hochzeiten, so wie bei Wöchnerinnen und bei Beschneidungen. Nur vor Verwandten in aufsteigender Linie, und vor Brüdern, dürfen die Weiber ohne Schleier sich zeigen, weil diese in einem Verwandtschaftsverhältniß zu ihnen stehen, welches die Eheverbindung unmöglich macht; wenn sie aber vor Schwägern oder Vettern erscheinen, müssen sie sich verhüllen. Der Arzt darf ihnen den Puls nicht befühlen, ohne daß der Arm mit Mousselin bedeckt sey; außer in dringenden Nothfällen, wo ihm unbedingte Freiheit, den Körper zu untersuchen, gestattet ist. Diese züchtige Zurückhaltung ist Ursache, daß man am häufigsten zu Weibern, die sich mit der Heilkunde beschäftigen, und darin so weit kommen, als lange Erfahrung bringen kann, Zuflucht nimmt, und daß man immer Frauen zur Geburtshülfe ruft.

Europäerinnen können nie das Harem betreten, wenn sie nicht als Modehändlerinnen sich verkleiden. Lady Montague und Lady Craven erhielten diese Begünstigung, ohne dieses Hülfsmittel zu brauchen, (aber die erste, sagt man, soll ihre Neugierde in die Verlegenheit gebracht haben, dem Herrn des Harems, der sie überraschte, eine weit größere Gunst zu bewilligen); doch dieß sind sehr seltene Ausnahmen. Keine Europäerin, selbst nicht die Gemahlin eines Gesandten, konnte Zutritt in den Harem des Großherrn erlangen.

Die türkischen Frauen finden ihr größtes Glück in der Erziehung ihrer

rer Kinder, in häuslichen Geschäften und kleinen Handarbeiten. Alle Mütter, selbst die Sultaninnen, säugen ihre Kinder, und es ist für sie ein schmerzlicher Kummer, wenn irgend ein Zufall sie zwingt, diese Mutterpflicht einer Amme zu überlassen. Dann aber verlassen doch die Kinder nie das väterliche Haus. Die Ammen, gewöhnlich Sclavinnen, sind von dem Augenblicke an, wo sie gewählt werden, frei, und werden lebenslänglich als Familienglieder behandelt. Die Kinder, Knaben in ihren ersten Lebensjahren, Mädchen bis zur Verheirathung, werden im väterlichen Hause erzogen. Die Töchtererziehung beschränkt sich auf den Catechismus und einige moralische Vorschriften, und es ist gewöhnlich die Mutter oder eine geschickte Sclavin, welche dies Bildungsgeschäft übernimmt. Einige Mädchen lernen lesen, selten aber schreiben. Nie unterrichtet man sie in Tanz und Musik; Künste, die nur Sclavinnen lernen.

Die Versorgung der Töchter ist die wichtigste Angelegenheit der Mutter. Von der Wiege an sind sie versprochen, und werden im zwölften oder dreizehnten Jahre verheirathet. Der Vater allein hat das Recht, seinen Schwiegersohn zu wählen; die Mutter allein darf ihre künftige Schwiegertochter sehen, und auf ihren Bericht entscheidet der Vater. Gleiche Sorge haben die Eltern, wenn die Töchter geschieden oder verwitwet werden; denn die Ehelosigkeit wird für schimpflich geachtet, weil man gewöhnlich die Unfruchtbarkeit als Ursache derselben voraussetzt, und nichts schmerzlicheres kann einer Frau begegnen, als wenn sie während der Ehe das Unglück hat, unfruchtbar zu werden.

Sorgfältiger als die Töchter werden die Söhne erzogen. Es giebt öffentliche Schulen, wo die Knaben unvermögender Eltern lesen, Schreiben und die Anfangsgründe der Religion und der türkischen Sprache lernen. Die Lehrer dürfen nichts von den Eltern verlangen, deren Dankäußerungen ganz freiwillig sind.

---

## Gewähren uns hohe Bäume in zweckmäßiger Entfernung sichern Schutz gegen einen Blitzstrahl?

Unter den Freunden und Kennern der Naturlehre ist der Glaube so ziemlich allgemein, daß der Blitz bei seinem Herunterfahren zur Erde am

am liebsten die nächsten, und unter diesen diejenigen Gegenstände wähle, welche ihm die beste Leitung darbieten.

Nicht bloß die fast allgemein angenommene Theorie des Gewitters, sondern auch, was mehr als jene gilt, einige Erfahrungen über die Bahn des Blitzes, so wie Versuche im Kleinen mittelst einer Elektrisirmaschine scheinen diese Meinnng zur Gewißheit zu erheben.

Einsender dieses hat oft Gelegenheit gehabt, die Bahn des Blitzes zu beobachten, und es sind demselben mehrere Erfahrungen vorgekommen, welche ihn nöthigten, die diesem Aufsatze vorangehende Frage mit Nein zu beantworten. Die Gründe zur Rechtfertigung dieser Antwort sind in folgenden Thatsachen enthalten.

Es fuhr eines Tages der Blitz in meiner Nähe in ein Kornfeld, nicht da, wo es am höchsten, und mit Eichen begrenzt war; sondern er wählte sich eine niedrige Stelle, und versengte das Korn darauf. Doch statt mehrerer Thatsachen will ich hier nur noch eine anführen, welche meine Behauptung hinlänglich rechtfertiget: In einem benachbarten Dorfe Ahlsten lag ein Schaafstall, von dem man sagen konnte, daß Natur und Kunst sich vereinigt hatten, ihn gegen die Einwirkungen des Blitzes zu sichern. Dies Gebäude lag gleichsam in einem Erdkessel, ringsum mit Anhöhen sehr nahe umgeben. In einer Entfernung von 10 bis 15 Schritten umgaben dasselbe mehr als noch einmal so hohe Eichen und Tannen; nicht etwa einzeln, sondern in geschlossenen Reihen. Diese Baumeinfassung erstreckte sich noch über die Anhöhen hinaus. Oft betrachtete ich diesen Stall, als einen gegen den Blitz ungemein gesicherten Ort. Dennoch fiel am Ende Julius 1808 ein Wetterstrahl gerade auf denselben, und äscherte ihn mit allen seinen Bewohnern ein. Es scheint offenbar, als wenn die Richtung des Blitzes hier durch gewisse uns noch unbekannte Ursachen bestimmt wurde. Der sel. Hofrath Lichtenberg soll eben darum auch in seinen letzten Lebensjahren einiges Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit der Blitzableiter geäußert haben.

Wolterding. N. G — ck.

---

Ini

# Indische Maximen und Sentenzen. *)

Wenn du deine Bedürfnisse, deine Mängel betrachtest, so erkenne zugleich dankbar die Güte dessen, der mit der Vernunft dich zierte, mit der Sprache begabte, und dich in Gesellschaft setzte, um zu empfangen und wiederum zu spenden Hülfsleistungen und gegenseitige Verbindlichkeiten.

Deine Nahrungsmittel, deine Kleidung, die Bequemlichkeit einer Wohnung, den Schutz gegen ungerechte Beleidigungen, den Genuß der erquickenden Freuden des Lebens, verdankest du dem Beistande Anderer, und nur das Band der Gesellschaft kann sie dir sichern. Es ist daher Pflicht für dich, ein Freund der Menschen zu seyn, so wie es dir vortheilhaft ist, das Wohlwollen der Menschen zu besitzen.

Wie die Rose aus ihrer eigenen Natur süße Düfte haucht, so bringt das Herz des wohlwollenden, menschenfreundlichen Mannes gute Werke hervor.

Er genießt der Ruhe und Zufriedenheit seines eigenen Herzens, und wird erfreut durch die Wohlfarth seines Nachbars.

Er öffnet nicht sein Ohr der Verläumdung; die Fehler und Gebrechen der Menschen machen Pein seinem Herzen.

Sein Verlangen ist wohlzuthun, und er sucht die Gelegenheit dazu auf; indem er den Druck von Andern entfernt, erleichtert er sich selbst.

Seine große Seele umfaßt in ihren Wünschen die Glückseligkeit aller Menschen, und sein edles Herz treibt ihn, sie zu befördern.

---

O du, der du verliebt bist in die Schönheit der Aufrichtigkeit, und dein Herz geheftet hast an ihre kunstlosen Reize; mit unverbrüchlicher Treue halte fest an ihr und verlaß sie nicht; die Standhaftigkeit deiner Tugend wird dich krönen mit Ehre.

Die Zunge des Aufrichtigen hat ihre Wurzel in seinem Herzen, Heuchelei und Trug finden nicht Platz in seinen Worten.

Die Lüge macht ihn roth und verwirrt; aber fest ist sein Blick, indem er Wahrheit spricht.

Er behauptet als ein Mann die Würde seines Charakters, und beugt sich nicht zur Heuchelei hinab.

Er ist übereinstimmend mit sich selbst; ist niemals verlegen; er zeigt Muth bei der Wahrheit, und fürchtet zu lügen.

Er

*) Aus the Economy of human life; translated from an indian Manuscript. Glasgow 1798.

Er ist weit erhaben über niedrige Verstellung. Die Worte seines Mundes sind die Gedanken seiner Seele. Aber mit Klugheit und Vorsicht öffnet er seine Lippen, er denkt nach, was recht ist, und spricht mit Bescheidenheit.

Als Freund ertheilt er guten Rath; er tadelt mit Freimüthigkeit, und was er verspricht, hält er.

Aber das Herz des Heuchlers ist verborgen in seiner Brust; er verlarvt seine Worte mit dem Schein der Wahrheit, während sein Beginnen überall auf Betrug gerichtet ist.

Er lacht bei Betrübniß, und weint bei Freude; die Worte seines Mundes sind nicht deutbar.

Er arbeitet im Finstern wie ein Maulwurf, und wähnt sicher zu seyn; aber unerwartet tappt er ans Licht hervor, und erscheint mit dem Koth auf dem Kopfe.

Er verlebt seine Tage in beständiger Spannung; seine Zunge und sein Herz sind immer uneinig.

Er strebt nach dem Schein eines rechtschaffenen Mannes, und gefällt sich dabei selbst in seinen Kniffen.

---

## Bitte an das Publikum,

### meine Methode, den Bandwurm abzutreiben, betreffend.

Vom Landphysikus Dr. Osthoff zu Bassum.

Der Bandwurm ist in hiesiger Gegend ausserordentlich häufig, und die Ursache von vielerlei beschwerlichen und hartnäckigen Uebeln. Dieser leidige Umstand veranlaßte mich, eine Reihe eigener früherer Erfahrungen mit denen anderer Aerzte zu vergleichen, um dadurch eine Methode zu finden, wonach jener lästige Gast schnell und ohne dem Kranken viele Beschwerden zu machen, abgetrieben werden könne. Das Glück wollte mir auch so wohl, daß es mich meinen Zweck erreichen ließ, und mich dadurch in Stand setzte, eine Menge leidender gänzlich vom Wurme zu befreien.

Diese Curen haben nicht nur in hiesiger Gegend Aufsehen erregt, selbst aus entferntern Gegenden werde ich häufig um Hülfe angesprochen. Allein ich bin schon mehrmals in dem unangenehmen Falle gewesen, den Entferntern diese Hülfe versagen zu müssen, in andern Fällen hat sie mir sehr viele Weitläuftigkeiten verursacht.

Ich

Ich wähle deshalb dieses Blatt als Mittel, um mich ein: für allemal über die Sache zu verständigen.

Meine Methode beruhet nehmlich nicht, wie Viele vorausgesetzt haben, auf Heilmitteln, welche nur in einer und derselben Form für einen jeden gegebenen Fall anwendbar sind, mit einem Worte, nicht auf einem Universal-Mittel, sondern sie gründet sich auf eine genaue Kenntniß des ganzen körperlichen Zustandes desjenigen, der am Bandwurme leidet. Nach dieser Kenntniß modificire ich meine Behandlung; kurz, ich suche bei der Cur als verständiger Arzt zu Werke zu gehen. Kann oder will mir also ein Kranker weiter nichts angeben, als: ich leide am Bandwurm; so bin ich genöthigt, ihm meine Hülfe zu verweigern. Ich liebe es nicht, ins Blaue hinein zu greifen, und glaube für die nachtheiligen Folgen, die durch eine blindlings gewagte Cur entstehen können, vor meinem Gewissen verantwortlich zu seyn.

Demnach ersuche ich hiemit einen jeden, der meine Hülfe wünscht, sich entweder von einem Arzte oder von sonst jemand, der richtig urtheilen kann, ein möglichst genaues Gemälde des ganzen körperlichen Zustnndes entwerfen zu lassen, und mir dieses mitzutheilen. Vorzüglich bitte ich die Leidenden des schönen Geschlechts, auf gewisse Umstände recht aufmerksam zu seyn. Auch wünsche ich, daß man mir die abgegangenen Stücke des Wurms aufhebe und einsende.

Mein Glück macht mich so dreist, den Kranken, wenn sie mir auf diese Art hülfreich entgegen kommen, sichere Befreiung vom Bandwurme zu versprechen.

Meine Herren Collegen, die Aerzte, werden hoffentlich das Zutrauen zu mir haben, daß ich ihnen die Mysterien meiner Methode mit Vergnügen mittheilen werde. Dieses soll nächstens in einer Zeitschrift geschehen, welche nur von Aerzten gelesen wird.

Bassum den 24ten Febr. 1811.

---

## Mittel wider die Erdflöhe.

Man nimmt Schwefelblumen, den ausgepreßten Saft von Knoblauch und Thran, mischt dies zusammen, daß die Schwefelblumen ordentlich zergehen, reibt alsdann diese Mischung mit dem Saamen, den man säen will, zwischen den Händen, legt hierauf den so zubereiteten Saamen auf Papier, daß er trocken wird und auseinander geht, und säet ihn darauf.

O. J. F. B. B.

Neues
Hannoversches Magazin.
11tes Stück.
Montag, den 18ten März 1811.

## Ein Wort des Trostes bei den trüben Aussichten für unsere Theegesellschaften.

„Ach, welchen Stoß hat nicht das gesellige Leben erlitten, seitdem uns die Handelssperre den Genuß des Thees so sehr vertheuert hat!“ — so seufzte neulich eine Dame — „sonst alle Tage eine Theepartie, und jetzt oft nur eine einzige in der Woche.“

Sie haben wohl Recht, meine Verehrte, der Thee war ein herrliches Mittel, Sie und Ihre schönen Schwestern oft zu einem gesellschaftlichen Zirkel zu vereinigen. Ach wie manche Erholungen von den Sorgen und Geschäften, die Ihnen der Haushalt verursachte, fanden Sie nicht in den größern oder kleinern Theegesellschaften, wie viele Veranlassung ward Ihnen hier gegeben, den Geist mit mannichfachen Einsichten und Erfahrungen zu bereichern, wie manche wichtige Welt- und Stadtbegebenheit kam dadurch zu Ihrer Kenntniß, wie manche Entdeckung im Reiche der Mode lernten Sie hier kennen, auf wie manche schöne genußreiche Lectüre wurden Sie hier zuerst aufmerksam gemacht, wie oft konnten Sie am Bostontische, der sich so freundlich zum Theetische gesellte, sich im Calculiren und in dem so nützlichen Kopfrechnen üben; kurz, wenn unsere Theegesellschaften aufhören, so geht für unsere Damen eine vorzügliche Gelegenheit verlohren, sich einen seltenen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß einzusammeln.

O ihr großen, erfinderischen Köpfe, für alles, für Kaffee und Zucker haben wir bereits Surrogate, gebt uns doch ein Surrogat für die schönen Blätter der Theestaude, die uns China und Japan durch Hülfe des Brittischen Handelsgeistes einst im reichsten Maaße zusandten. Dankbar wird die späte Nachwelt eure Namen zu den Namen der größten Entdecker hinzufügen, wenn ihr uns ein Surrogat

rogat verschafft, das wie der Thee die Kraft hat, die Lebensgeister zu erfrischen, den Menschen zu erheitern und den geselligen Verein zu befördern! Doch vielleicht ist diese Entdeckung nur dem Scharfsinn einer Dame aufbehalten, so wie auch bereits eine Dame in gebranntem Hanfsamen ein treffliches Surrogat für den Kaffee gefunden haben will, wie uns schon vor geraumer Zeit in dem Anzeiger der Deutschen gemeldet wurde.

Und im Ernst, warum sollten wir auch nicht von manchen Blättern und Blüthen unserer europäischen Stauden einen Ersatz für den Thee erwarten können? Ist es wahr, was Lord Macartney behauptet, daß man allein in Großbritannien jährlich achtzehn bis zwanzig Millionen Pfund Thee consumirt und sechs Millionen ausführt, so muß, da nach den genauesten Untersuchungen die jährliche Theeeinfuhr in Großbritannien geringer ist, eine beträchtliche Quantität verfälschten oder aus andern Blättern gemachten Thees vorhanden seyn; und dieser verfälschte Thee soll, wie man uns versichern will, aus jungen Schlehen- oder Espenblättern bestehen. So wären wir also bereits auf dem Halbwege zur Entdeckung eines Surrogats, in dem der Kenner vielleicht weiter nichts als den Geruch und den pikanten Geschmack vermissen mögte. Je nun, das würde am Ende nicht viel ausmachen. Man behilft sich ja auch mit Cichorien, gerösteten Runkel- und Steckrüben, mit geröstetem Brod, Weitzen, Rokken, Kastanien u. s. w., wenn es nur schwarzbraun, wie Kaffee, aussiehet.

Aber, meine schöne Verehrerin des Thees, warum sollten wir auch unsere Hoffnung allein auf ein Surrogat setzen wollen. Ist doch schon so manche ausländische Pflanze und Staude bei uns acclimatisirt, warum sollte es nicht mit der Theepflanze gleichfalls möglich seyn? Lassen Sie es immerhin seyn, daß die Provinzen Chinas, worin der Thee am besten geräth, zwischen dem 24ten u. 30ten Grad nördlicher Breite liegen. Mehrere dieser Chinesischen Provinzen sind ohnerachtet der höheren Grade, worunter sie liegen, aus besonderen Localursachen beträchtlich kalt, so daß man mit Recht vermuthen kann, die Theepflanzung werde auch in manchen Theilen des südlichen Europas fortkommen. Der große Ritter Linnée, mit dem gewiß viele unserer Damen, nachdem die Cultur der exotischen Pflanzen auch für sie eine Mode- und Lieblings-Beschäftigung geworden ist, schon lange befreundet sind, machte sogar einen Versuch mit Anpflanzung des Thees in dem kalten Schweden, der ganz glücklich ausfiel. Es würde nur darauf ankommen, daß der große Mann Nachahmer fände, denn an Unterstützung von oben herab würde man es den Theeanpflanzungen gewiß nicht fehlen lassen. Wie vieles Geld würde in un-

unsern geldlosen Zeiten dadurch gewonnen werden, wie manche Provinz Europas würde durch dieses auf vaterländischen Boden verpflanzte Produkt sich in unglaublicher Schnelle wieder heben, und wie vieles würden wir Norddeutschen ersparen, wenn wir den Thee zu einem ungleich wohlfeilern Preise kaufen könnten. Ein Mann, der dem Thee nicht hold ist, hat freilich schon seine Stimme gegen den Anbau desselben erhoben. Er ist der Meinung, daß diese unnütze Pflanze den nahrhaften Vegetabilien vieles Land rauben, und daß die Sucht des Theetrinkens so allgemein werden dürfte, daß der Landmann am Ende das Bier dagegen verachten würde. Aber es wird hoffentlich nur die Stimme eines Predigers in der Wüste bleiben. Man wird dergleichen ängstliche Besorgnisse so wenig achten, als man vor einigen Jahren auf das Schreien einiger Personen achtete, welche die hohen Fruchtpreise unserm vaterländischen Kaffee, den Cichorienwurzeln, zur Last legen wollten, weil durch den starken Anbau derselben, besonders im Braunschweigischen, dem ungleich wichtigen Getreidebau zu vieles Land entzogen werde.

Lassen Sie uns also an der ferneren Existenz der Theegesellschaften nicht zweifeln; ein Surrogat, oder die Anpflanzung des Thees, wenn auch nicht in Deutschland, doch in andern Gegenden Europas, wird diesen eben so angenehmen als lehrreichen Cirkeln auch für die Zukunft eine bleibende Dauer verschaffen.

Sollten indessen diese schönen Hoffnungen getäuscht werden, sollten in unsern Zeiten, die so manche wichtige Veränderungen hervorbringen, auch die Theegesellschaften ihren Untergang finden, und der immer grösser werdende Geldmangel uns den Genuß des Thees verbieten, so suche man sich zu seiner Beruhigung den Glauben zu verschaffen, „daß man an dem Thee weiter nichts, als ein höchst schädliches Getränk verliehre.“ Herr von Zimmermann, in seinem Taschenbuche der Reisen im neunten Jahrgange, sucht uns davon zu überzeugen, wahrscheinlich in der gutmüthigen Absicht, um uns die Entbehrung dieses beliebten Getränks weniger schmerzlich werden zu lassen. Er erklärt den Thee, wenn er in seiner vollen Stärke genossen wird, für ein wahres Gift, weil die frischen Blätter desselben, wie es selbst die Chineser und Japaner bei dessen Zubereitung erfahren, so äzend sind, daß sie die Haut auffressen, und weil seine Ausdünstung sehr narkotisch ist und böse Schwindel erregt. Freilich muß Herr von Zimmermann selbst eingestehen, daß manches, was frisch genossen schädlich ist, z. B. der Manihot, durch Zubereitung diese böse Eigenschaften verliere und den Menschen selbst eine gesunde Nahrung gewähre; er muß sogar einge-

 stehen,

stehen, daß auch der Thee, durch Feuer und Wasser geläutert, von seinen stark wirkenden Kräften nur so viel behalte, um die Lebensgeister zu erfrischen und den Menschen zu erheitern, so daß man sich nach starken Ermüdungen und heftigen Bewegungen durch einige Tassen guten Thee wirklich erquickt fühle.

Aber was Herr von Zimmermann mit der einen Hand giebt, nimmt er sogleich wieder mit der andern; wenn er unmittelbar darauf behauptet, der Thee wirke bei empfindlichen Personen zu heftig auf die Nerven, er mache schlaflos und errege – stark getrunken — Zittern der Glieder, besonders wenn man ihn ohne Zusatz von Milch trinke und dabei nichts weiter genieße.

Als Gewährsmann führt Herr von Zimmermann den Professor White in Edinburg an. Dieser Freund des Thees wollte die Ehre seines Lieblings-Getränks retten und sich gern davon überzeugen, daß der Schwindel, den er nach dem Genuß desselben empfand, seinen Grund in einer andern Ursache habe. Um nun die Wirkung des Thees bestimmt angeben zu können, verglich er sie mit der Wirkung von verschiedenen heftigen, besonders narkotischen Vegetabilien. Diese waren Lorbeerkirschwasser, das Opium und der Fingerhut (digitalis); außerdem machte er auch Versuche mit andern Aufgüssen, zum Beispiel mit dem Aufgusse von Canthariden. Weil mehrere giftige Substanzen auf kaltblütige Thiere ungleich heftiger und geschwinder, als auf die andern und den Menschen wirken, so wählte er zu seinen Versuchen den Frosch. Er machte eine Oeffnung durch die Haut und die Bauchmuskeln an zwölf Fröschen und sprützte bei den verschiedenen Individuen gleiche Quantitäten des Aufgusses von jenen genannten Substanzen ein. Es fand sich, daß die Frösche vom Aufgusse des Thees eben so schnell starben als durch das Opium, den Kirschlorbeer und den Fingerhut. Die Versuche mit dem schwarzen oder Sanschangthee fielen nicht ganz so gefährlich aus. Ob der Professor White schon vor oder erst nach diesen Versuchen die Bemerkung gemacht habe, daß der Thee bei Kindern, die nicht daran gewöhnt sind, eine wilde Lebhaftigkeit hervorbringe, das Gesicht ungewöhnlich roth mache und Schlaflosigkeit erzeuge, die nachher eine Schweere im Körper zurücklasse, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Genug, dieser Mann, vorhin ein leidenschaftlicher Freund des Thees, ward nach jenen angestellten Experimenten ein erklärter Antagonist desselben; so gerathen Menschen gewöhnlich von einem Extrem aufs andere.

Um uns den Thee noch verdächtiger zu machen, erinnert uns Herr von Zimmermann ferner daran, daß die Chinesen und Japaner, besonders die in den niedrigen Volksklassen, welche der nahrhaften Speisen entbehren

ren müssen, hagere und ausgedörrte Körper und ein bleiches und schwächliches Ansehen besäßen.

O gewiß, meine Damen, Sie schätzen die Reitze, womit Mutter Natur sie krönte, zu sehr, Sie wissen es zu gut, daß die Rosen der Wangen Ihrem lilienweißen Teint erst die höchste Anmuth geben, als daß Sie sich der Gefahr aussetzen wollten, den Schönen in China und Japan ähnlich zu werden, die sich durchs Theetrinken die blühende Farbe rauben sollen, deren Mangel sie nur durch Schminke zu ersetzen wissen. Eben deswegen darf ich auch nicht befürchten, daß Sie mir das gewöhnliche Sprichwort entgegensetzen werden: wenig schadet wenig; und als ehrlicher Mann will ich es Ihnen darum auch nicht verschweigen, daß man in China wie in Japan den Thee weit häufiger als bei uns trinke, indem man sich desselben statt des gewöhnlichen Getränks zu bedienen pflegt.

Doch, sollte auch in unserm philosophischen Zeitalter manche Dame nicht mehr ängstliche Rücksicht auf die Erhaltung eines frischen und lebhaften Teints nehmen wollen, nachdem der Ruhm, ein geistreiches Frauenzimmer zu seyn, weit mehr gilt, als der Vorzug der Schönheit, so wird man sicherlich nicht gleichgültig bleiben, wenn man die nachtheiligen Folgen hört, die der Genuß des Thees auch für den Geist und unsern Charakter haben soll.

Nachdem Herr von Zimmermann dem Thee die gute Eigenschaft nachrühmen mußte, daß er die Chinesen gegen Gicht und Podagra schütze und in England die Hautkrankheiten vermindert habe, fährt er also fort: „dagegen ist es unleugbar, daß mit dem ungeheuren Gebrauch des mit dem nahrlosen Thee und Kaffee hinabzuschluckenden warmen Wassers die Summe aller Nerven-Krankheiten, Schwäche des Magens und der Eingeweide, ja die gänzliche Erschlaffung der Europäer am Körper und am Geist unendlich vermehrt wurde, daß besonders unser weibliches Geschlecht an den widrigsten Schwächen, hysterischen Zufällen, Mutterkrämpfen und dergleichen unter so mancher Gestalt leidet, daß frühzeitige oder schwächliche Geburten jetzt so sehr an der Tagesordnung sind, kurz, daß das Menschengeschlecht in Europa, vornemlich in denjenigen Theilen unsers Nordens, woselbst keine sehr reiche kraftvolle Nahrung diesen Uebeln stärker entgegenwirkt, weit mehr Stumpfheit und Charakterlosigkeit zeige, die jedem noch so entehrenden Joche ruhig den Nacken darbieten."

Wenden Sie nicht dagegen ein, daß die traurigen Phänomene, die hier aufgezählt sind, ihren Grund nicht so wohl im Theetrinken haben, als vielmehr in der verzärtelten Erzie-

ziehung unserer Kinder und in unserer so weichlich gewordenen Lebensart; die Feinde des Thees würden Ihnen antworten, ja, aber diese Ursachen wieder, woher rühren sie anders, als von dem Genuß der ausländischen Getränke? Berufen Sie sich nicht darauf, daß das brittische Volk bei allem Theetrinken noch bislang ein geist- und kraftvolles Volk geblieben sey; diejenigen, die die englischen Sitten kennen, werden Ihnen sagen, daß der Engländer die schädlichen Folgen des Theetrinkens durch den Genuß kraftvoller Speisen, die er damit verbindet, und durch sein eben so kraftvolles Bier, wo nicht gänzlich aufhebe, doch weniger schädlich zu machen wisse. Machen Sie nicht den Einwurf, daß das Theetrinken den lebhaften und so tapfern Völkern Frankreichs noch keinen Schaden zugefügt habe; Herr von Zimmermann sagt Ihnen: „Frankreich, das die Natur durch den Wein begünstigte, bietet eben durch dieses geistige Getränke jenen traurigen Folgen Troß." — Aber den Deutschen fehlen zum Theil die kräftigen Mittel gegen die Schwächungen, die der Thee veranlaßt.

Ich weiß nicht, ob diese Gründe, die gewiß nicht am Theetische ausgesponnen sind, für Sie, meine schönen Leserinnen, eine überzeugende Kraft haben werden, und ob die Theefeinde, wenn sie mit ihren Gründen siegen sollten, schon dadurch in unsern Sitten, in unserer Lebensart und in unserm Charakter eine so große Revolution bewirken werden, als sie sich davon zu versprechen scheinen. Aber betheuern kann ich es Ihnen, daß sich der Genius der Geselligkeit nicht durch eine Tasse Thee allein beschwören läßt. Auch unsern guten biedern Vorfahren war er hold, ohnerachtet sie ihn nicht auf Thee und Kaffee einzuladen pflegten. Und auch Ihnen wird ers bleiben, mit Freuden wird er in Ihrer Mitte verweilen, wenn Sie das, was in unsern Zeiten die gesellschaftlichen Zusammenkünfte so kostspielig macht, entfernen, und ihn durch die reizenden Vorzüge, die Ihnen die Natur verlieh, zu fesseln suchen. Die Unterhaltungsgabe, die den Damen in einem hohen Grade eigen ist, ihr natürlicher Frohsinn, ihre Offenherzigkeit, ihre Naivität, die ihnen eigene Kunst, selbst an dem gewöhnlichsten Dinge etwas Neues aufzufinden, viel mehr als diese Vorzüge und Eigenschaften bedarf es nicht, um Ihnen Ihre freundschaftlichen Zusammenkünfte und den Genuß geselliger Freuden noch ferner zu erhalten. Mögen also auch Zeiten und Umstände und die Gegner des Thees uns um dies kostbare, den gesellschaftlichen Verein befördernde Getränk bringen; ganz in Ihrer Macht bleibt es, ob Ihnen das gesellige Leben noch fernerhin manche angenehme Erholung gewähren, ob es Ihnen manche trübe Stunden verscheuchen und Ihrem Geist auch in

Zu-

Zukunft heilsame Erfahrungen und nützliche Kenntnisse verschaffen soll. Den Vorschlag, falls in Ihren freundlichen Zirkeln durchaus Erfrischungen nöthig seyn sollten, statt der theuren Mandelmilch und des Gefrornen, sich der lieblichen Geschenke der holden Pomona zu bedienen, wage ich nicht, Ihnen zu ertheilen; eine geistreiche Dame hat mir bereits gesagt, dies wäre trop ordinaire.

---

## Ueber die Entstehung des Donners.

So leicht es auch einem Laien in der Physik scheinen möchte, die Entstehung des Donners zu erklären, so schwierig ist dieses, wenn man der Sache die gehörige Aufmerksamkeit widmet. Viele Gelehrte, z. B. Silberschlag in seiner Geogenie ꝛc., nehmen an, der Donner sey ursprünglich nur ein einziger Knall, welchen das Echo unzählige Mal wiederhole, und so zu einem einzigen langen Rollen umschaffe. Nach den bekannten Gesetzen des Schalles ist indessen diese Erklärung durchaus unzulässig, weil der Donner oft leise anhebt, und wachsend bis zur größten Stärke fortgeht. Er müßte sich, wenn diese Meinung richtig wäre, gerade umgekehrt verhalten, zuerst am stärksten seyn, und sich dann abnehmend verliehren.

Ich möchte mir die Sache auf folgende Weise erklären: der Blitz durchläuft bekanntlich oft einen ungemein großen Raum, so daß seine Bahn nur nach Meilen berechnet werden könnte.

Wir wollen seine ganze krumme oder gezackte Bahn einmal mit den Buchstaben a, b, c, d, e und f bezeichnen. Sein Explosionspunkt ist a, und er durchläuft seine ganze Bahn in einem Augenblicke; mithin erfolgt der Knall an allen Punkten auch so ziemlich zu gleicher Zeit. Der Punkt f sey unserm Ohre der nächste, weswegen der Schall von demselben früher zu unserm Ohre gelangt, als der vom Punkte e. Von e käme er wieder früher zu uns, als von d u. s. w. Dadurch würde also ein langer Ton, oder das Rollen entstehen. Daß der Ton oft im Anfange schwach ist und nachher stärker wird, könnte daher kommen, wenn er in der Luftschicht bei f eine bessere Leitung fände, als in e, d, c und b, oder wenn er in f schon vieles von seiner Kraft verlohren hätte. In beiden Fällen würde die

Platzung

Platzung der Luft in f nicht so groß und der Knall mithin auch nicht so stark seyn, als an den übrigen Pu kt n.

Sollte diese Vorstellungsart auch den Kennern der Physik nicht genügen, so möchte sie doch vielleicht andere und bessere Erklärungen veranlassen, welche man mit Vergnügen in diesen Blättern lesen würde.

Wolterding. N. G – k.

---

## Das Wasser, ein Heilmittel.

Marmontel erzählt in seinen Memoiren, er habe lange zeit an einem sehr heftigen Kopfschmerze gelitten, den man Clavus nennt, und dessen Sitz unter der Augenbraune ist. Alle mögliche Mittel dagegen waren vergeblich angewandt worden. Endlich sagte ihm Herr Genson eines Tages, er sollte Wasser trinken. — Wasser? versetzte der staunende Marmontel. — Ja! Wenn ihre Dinte zu dick ist, und nicht fließen will, was thun sie? — Ich gieße Wasser hinein. — Nun wohl, thun sie Wasser in ihre Lymphe, so wird sie fliessen, und ihre Drüsen nicht mehr durch ein schleimiges Häutchen verstopfen, wodurch dermalen die Pulsader gehemmt wird, deren Schläge den benachbarten Nerven treffen, und ihnen so viel Schmerzen verursachen. — Was für eine Diät beobachte ich dabei? Essen und trinken sie heute zu Mittage hübsch ordentlich, keine Ragouts, keinen Wein ohne Wasser, keinen Kaffee, keine Liqueurs! und anstatt des Abendessens trinken sie für heute so viel klares und frisches Wasser, als ihr Magen ohne Beschwerde aufnehmen kann. Morgen früh trinken sie wieder so viel, ihr Schmerz wird sich vermindern; übermorgen wird er beinahe unmerklich seyn; den folgenden Tag ist er ganz weg. — Die Weissagung traf vollkommen ein.

---

## Rath für einen Jüngling.

Wird dir für rühmliche Thaten ein Becher voll Lobes gespendet,
Nimm ihn bescheiden und trink, aber berausche dich nicht.

R.

Hannoversches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 25ten März 1811.

## Geographisch-statistische und naturhistorische Notizen von der neuerdings unabhängig gewordenen Provinz Carracas in Südamerika.

Das südliche Amerika, wenigstens ein großer, reicher Theil desselben, hat, den öffentlichen Nachrichten zufolge, den wirksamen Versuch gemacht, sich von der spanischen Oberherrschaft zu befreien, und nach dem Beispiel der vereinigten Staaten in Nordamerika sich zu einem Freistaat zu machen. Da dieses Ereigniß, dessen Explosion am 19ten April 1810 erfolgte, die Aufmerksamkeit eines Jeden, in einem höhern oder geringern Grade, auf sich zieht, und da der Schauplatz dieser unerwarteten und gewiß sehr folgenreichen Revolution zu den reizendsten und fruchtbarsten Ländern der Erde gehört, so wird es gewiß den meisten Lesern dieses Magazins willkommen seyn, das Land, wo sich jene Revolution entwickelte und ausbrach, näher zu betrachten, und sich von seinen natürlichen und politischen Merkwürdigkeiten umständlicher, als es durch Zeitungen und ähnliche Blätter möglich ist, zu unterrichten. Für diese stehe hier also eine, nach den neuesten und bewährtesten Bemerkungen einsichtsvoller Reisenden und Geographen, treu gezeichnete Geschichte dieser Provinzen.

Rechts von der Landenge von Panama oder Darien, wodurch Nordamerika mit Südamerika zusammenhängt, erstreckt sich an der Küste des Atlantischen Meers nach Osten hin die spanische Provinz Carracas, eben die, worin jene eben so unerwartete als völlig unblutige Revolution ausbrach. Sie macht einen Theil des 45000 Quadrat-Meilen des großen südamerikanischen Terra firma aus, dessen Entdeckung und Eroberung den Spaniern bis zum Jahre 1536 ungemein viel Kämpfe und Blut gekostet hat.

Die Urbewohner dieses weitläuftigen Landes waren ungemein kriegerisch und widersetzten sich aufs nachdrücklichste den spanischen Eroberern. Doch mußte endlich die indianische Kriegskunst der europäischen weichen, nachdem von Zeit zu Zeit Ströme von Menschenblut geflossen waren. Die Eroberung des Landes hatte die völlige Unterjochung der ersten rechtmäßigen Bewohner desselben zur Folge, und die, so der Mordsucht der stolzen Eroberer entgiengen, wurden gezwunden, in den Bergwerken zu arbeiten.

Derjenige Theil von Terra firma, welcher zu der jetzt sich unabhängig gemachten Landschaft Carracas gehört, — und von dieser ist hier nur die Rede, — begreift insonderheit die Provinzen Venezuela, Maracaibo, Carthagena, Portobello, Popäran, Cumana und die Margarethen- oder Perleninsel.

Die Provinz Venezuela bekam zuerst ihren Namen von einem Dorfe, das Vespucius und Ojeda am Ende des funfzehnten Jahrhunderts entdeckten. Dieses Dorf, das die Indianer Coro nannten, war, wie Venedig in Italien, auf etlichen kleinen Inseln erbauet, und bestand aus 26 Häusern, die vermittelst einiger Zugbrücken mit einander Gemeinschaft hatten. Die Einwohner, die beim Anblick der spanischen Schiffe in das äußerste Schrecken geriethen, zogen diese Brücken auf, und verbargen sich in ihre Hütten, doch schickten sie bald darauf zwölf Kähne ab, die sich den Schiffen mit vielen Zeichen der Verwunderung näherten. Von spanischer Seite suchte man zwar durch allerhand Zeichen ihr Zutrauen zu erwerben, sie blieben aber ohne Wirkung, und die Indianer kehrten nach dem Ufer zurück. Schon hatte man alle Hoffnung, sie wieder zu sehen, aufgegeben, als sie von neuem mit 16 jungen Mädchen zurückkamen, die sie an die Schiffe brachten, und in jedes viere davon steigen ließen. Man empfieng sie mit Freude und Freundlichkeit, so daß endlich eine nähere Bekanntschaft an die Stelle der bisherigen Furcht trat, indeß man eine große Menge von Einwohnern aus ihren Häusern kommen und herzuschwimmen sah. Jedoch, durch einen unbekannt gebliebenen Zufall, fühlten sich etliche alte Weiber, die auch geschwommen kamen, veranlaßt, ein entsetzliches Geschrei zu erheben. In diesem Augenblicke sprangen alle 16 junge Mädchen ins Meer und alle Indianer in den Kähnen flohen mit Hinterlassung eines derben Pfeilregens. Ojeda ließ sie mit seinen Barken verfolgen, etliche ihrer Kähne umwerfen und viele der Indianer tödten, obgleich nur 5 Spanier leicht verwundet waren. Man bemächtigte sich zweier junger Mädchen, und die Schiffe giengen wieder unter Seegel. Auf die Stelle, wo das Dorf Coro lag,

lag, ward dann in der Folge eine Stadt, größtentheils auf Pfählen, erbauet, die unter dem Namen Venezuela lange Zeit die Hauptstadt der Provinz, (der man denselben Namen gab,) und der Sitz eines Bischofs war. Ihr Anfang war sehr blühend, sie gerieth aber nach und nach in Verfall, und der unter dem Metropolitan von St. Domingo da errichtete bischöfliche Sitz ward in der Folge nach Leon-de-Caraques oder Carracas verlegt. Die jetzige Hauptstadt der Provinz ist Maracaibo, eine der reichsten und schönsten Städte auf Terra firma, nach welcher auch ein großer Theil der ehemaligen Provinz Venezuela jetzt genannt wird. Das Land ist hier sehr fruchtbar, so daß man auch zweimal im Jahre erndtet. Auf den im Ueberflusse vorhandenen Weiden ernähren sich große Heerden von Vieh, und an die benachbarten Völker wird Weitzen, Schiffszwieback, Käse, Butter, Fett, Baumwolle und allerlei Arten von Zeugen geliefert. Eine große Menge von Häuten wird jährlich nach Europa ausgeführt. Jagd und Fischerei sind überflüssig vorhanden, und der Fluß Unare, der die Provinz durchströmt, ist so reich an Fischen, daß das Recht, darin zu fischen, beständige Gelegenheit zu Kriegen unter den vormaligen Einwohnern gegeben hat. Auch an Goldgruben hat das Land keinen Mangel, und der Boden bringt eine Menge heilsamer medicinischer Kräuter hervor. In den Wäldern giebt es viel Löwen und Tiger; jene aber sind sehr scheu und eben nicht gefährlich, ein Jäger mit einem Hunde bemächtiget sich ihrer leicht. Desto ärger hingegen sind die Tiger, die nicht selten in die Häuser der Indianer eindringen, Menschen wegnehmen, sie in das Holz tragen und zerreißen. Man rechnet in dieser Provinz, von welcher der See Maracaibo gewissermassen den Mittelpunkt ausmacht, gegen 100000 indianische Familien, die den Spaniern zinsbar sind, worin jedoch die nicht mit begriffen werden, die unter achtzehn und über funfzig Jahr alt sind, weil diese, vermöge eines ausdrücklichen Befehls des Raths von Indien, davon befreiet bleiben.

Als die Spanier kaum angefangen hatten, die Früchte ihrer Eroberungen in dieser Provinz zu genießen, sahen sie sich genöthigt, dies gesegnete Land an Fremde zu überlassen. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts hörten die Welser, reiche Kaufleute in Augspurg, die dem Kaiser Carl V. große Summen vorgeschossen hatten, daß Venezuela ein Land sey, das unerschöpflich an Gold wäre, und diese thaten dem Kaiser den Vorschlag, das Eigenthum davon ihnen einzuräumen. Die Einwilligung dazu erhielten sie auch unter der Bedingung, daß sie das Land vollends im Namen der Krone Spaniens erobern, Festungen darin anlegen, Truppen dahin

hin schicken und deutsche Bergleute zur Bearbeitung der Goldminen nehmen wollten.

So errichteten denn die Welser ihre neue Colonie, und wählten zum Aufseher über dieselbe einen Augspurgischen Bürger, Namens Alfinger. Die Folge aber bewies, welchen Fehlgriff sie bei der Wahl desselben begangen hatten. Er war nur darauf bedacht, sich zu bereichern, und seine unersättliche Geldgier ließ ihn die gehässigsten Mittel ergreifen. Die Caciken des Landes, vor welchen er nicht mehr Achtung hatte als vor ihren Unterthanen, brachte er auf die Folter, damit sie ihre Schätze entdecken möchten, und alle indianischen Familien, bei denen er irgend goldene Zierrathen oder Gefäße antraf, ließ er mit der größten Grausamkeit berauben, und bei dem geringsten Widerstande erwürgen. Kurz, überall hinterließ dieser raubgierige Deutsche, dessen Grausamkeit so groß war, wie die der Spanier bei ihrem Eintritt in dies Land, die blutigsten Spuren seiner Begehrlichkeit und seines Geitzes. Die unglücklichen Indianer brachten nun alles Geld, das sie hatten, herbei, und versorgten sogar ihre Tyrannen mit Lebensmitteln, alles in der Hoffnung einer bessern Behandlung. Doch alles vergebens. Die Hartherzigkeit ihrer Bedrücker wurde vielmehr noch grösser, so daß den armen Indianern endlich nichts weiter als Verzweiflung übrig blieb. Sie faßten den Entschluß, ihre Freiheit aufs äußerste zu vertheidigen. Wo sie die Deutschen fanden, griffen sie dieselben an und ermordeten sie, so daß Alfinger sich genöthigt sah, zu den Waffen zu greifen. Es kam zu verschiedenen Treffen, in welchen die Indianer allemal siegten. Doch auch die, so von den Pfeilen derselben nicht getroffen wurden, starben durch die Strapazen, denen die Geldgier des Alfinger sie aussetzte. Es gieng das Gerücht, daß tiefer ins Land gegen Südwesten eine Grotte von gediegenem Golde befindlich wäre; und Alfinger, den sein Geitz leichtgläubig machte, nahm sich vor, nicht eher zu ruhen, als bis er diesen Schatz in seiner Gewalt hätte. Da er weitläuftige Länder durchwandern und völlig unbekannte und unwegsame Gegenden durchreisen mußte, ließ er große Vorräthe an Lebensmitteln zusammenbringen, mit denen er die Indianer belud, deren er habhaft werden konnte. Diese Unglücklichen wurden mit Ketten um den Hals, je zwei und zwei an einander geschlossen, und so gieng der Zug vor sich. Fiel einer derselben unter seiner Last zu Boden, so hieb man ihm sogleich den Kopf ab, um die Zeit zu ersparen, die Fesseln von seinem Halse zu lösen. Unterdessen fand sich die goldene Grotte nicht, und Alfinger mußte unverrichteter Sachen wieder umkehren, nachdem er einen großen Theil seiner Begleiter eingebüßt und selbst sein

Leben

leben in unnützen Nachforschungen hingebracht hatte. Er starb bald nach seiner Zurückkunst vor Gram über seine vereitelten Hoffnungen.

Die Regierung der Welser in dieser, durch Alfingers Thorheit fast ganz entvölkerten Provinz, hatte etwa 28 Jahre gedauert, und unter ihnen war die Stadt Venezuela auf die möglichste Höhe ihres Flors und Reichthums gelangt, als das ganze Land wieder in spanische Hände gerieth. Von ihnen ward ein Mensch zum Aufseher der dortigen Colonie hingeschickt, dessen Grausamkeit die des Alfingers in Vergessenheit brachte und das Verderben dieses unglücklichen Landes vollends herbeiführte. Bisher hatte man sich der Eingebohrnen als Sklaven bedient, nun aber, da ihre Zahl immer geringer wurde, und man sich auch von ihrem Hasse gegen ihre Unterdrücker nicht viel Gutes versprach, ließ man Neger aus Afrika kommen, mit welchen man glücklicher zu seyn hoffte. Kaum aber waren diese angekommen, als sie sich auch empörten, ihre Herren ermordeten und Felder und Plantagen zerstörten. Eine lange Reihe von Jahren, worin man endlich klüger und menschlicher geworden ist, hat einen Theil dieser erlittenen Verwüstungen wieder ersetzt, und den Flor wieder hergestellt, worin diese Provinz noch jetzt sich befindet.

Weiter gegen Westen zu an der Küste liegt die Provinz Carthagena mit ihrer Hauptstadt gleiches Namens. Vom Morgen gegen Abend ist die Ausdehnung des Landes drei und funfzig und von Mittag gegen Mitternacht fünf und achtzig Stunden. Das ganze Land ist mit Bergen und Hügeln bedeckt, die mit großen Wäldern bekränzt sind, in denen Schaaren von wilden Thieren sich aufhalten. Die niedrigen Gegenden sind feucht und morastig, europäisches Getreide kommt nicht zur Reife. Doch findet man auch fruchtbare Thäler, von Indianern, Europäern und Crooten bewohnt. Die Anzahl der erstern hat immer mehr abgenommen, und wird stets geringer. Die vorhandenen sind noch meist Götzendiener. Vor Ankunft der Spanier bearbeiteten sie die Goldgruben ihres Landes, die aber heut zu Tage vernachlässiget oder erschöpft sind. Damals war dies Metall bei ihnen so gemein, daß sie ihren gewöhnlichsten Putz daraus verfertigten und allerlei Hausgeräth davon hatten.

Die Stadt Carthagena, eine der wichtigsten, reichsten und nächst Mexico vielleicht schönsten Stadt im spanischen Amerika, hat Tage des Glücks und der Widerwärtigkeit erlebt. Als der Spanier Rodrigo Bastides dieses Land im Anfange des 16ten Jahrhunderts zuerst entdeckte, fand er die Lage desselben so vortheilhaft, daß er versuchte, es zu erobern; die Einwohner leisteten ihm aber einen so tapfern Widerstand, daß

daß er sich genöthigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben. Weder Ojeda noch Oviedo nach ihm hatten besseres Glück; auch diese wurden von den tapfern Einwohnern zurückgejagt. Der Ruhm, diese Indianer zu besiegen, und eine Stadt an einem zur Handlung so vortheilhaften Platz zu bauen, war dem Dom Padro Heredia vorbehalten. Er gab der Stadt, die er erbauete, den Namen Carthagena, und hatte die Freude, sie bald in die blühendsten Umstände versetzt zu sehen. Doch eben diese ihre vortheilhafte Lage ward in der Folge Ursache, daß sie sich den Anfällen theils der Engländer, theils der Freibeuter ausgesetzt sah, von denen sie auch in die Asche gelegt ward. Nach ihrer Wiedererbauung mußte sie einen dritten Stoß von den Franzosen unter Anführung des Herrn von Pontis aushalten, und gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts ward sie von dem englischen Admiral Vernon belagert, der aber diese Belagerung im Jahre 1741 wieder aufhob. Noch immer können die Einwohner diese merkwürdige Belagerung nicht vergessen, die Erzählung davon pflanzt sich von den Eltern auf die Kinder fort, und gegen jeden Fremden pflegen sie sich darüber umständlich herauszulassen. Unter andern erzählen sie folgendes:

„Die Engländer hatten eine so fürchterliche Flotte ausgerüstet, daß sie, wenn sie gehörig wäre angeführt worden, nicht allein unsere Niederlassungen auf ganz Terra firma, sondern alle spanischen Besitzungen auf den Inseln, wie auf dem festen Lande, damit hätten erobern können. Was aber ihr Unternehmen völlig fruchtlos machte, war der Geist der Uneinigkeit, der zwischen den beiden Commandanten, der Truppen zu Lande und zur See, herrschte. Wie weit ihr gegenseitiger Haß gieng, beweiset die Behandlungsart ihrer eigenen Verwundeten, welche die Landarmee bei einem herzhaften Ausfall aus der Festung erhielt, der sie auch nöthigte, die Belagerung aufzuheben. Diese unglücklichen Schlachtopfer des Hasses beider Befehlshaber wurden am folgenden Tage auf die Transportschiffe gebracht, wo man mit ihnen auf eine so unmenschliche Art umgieng, daß sie eine solche Behandlung selbst bei den Caraiben nicht würden erfahren haben. Man ließ es ihnen an Wundärzten, Wartung und Lebensmitteln gänzlich fehlen, und brachte sie auf den kleinen Schiffen zwischen die Böden, wo die Unglücklichen sich nicht aufrichten konnten, sondern so recht eigentlich in ihrem Unrath ersticken mußten. Unzählige Würmer wuchsen in ihren Wunden, und diese wurden nicht anders, als von den Kranken unter sich verbunden und mit dem Branntwein ausgewaschen, den sie in kleinen Portionen erhielten. Man hörte nichts als Seufzen, Klagen und Geschrei von Kranken, die den Tod zu ihrer Erlösung

lösung herbeiriefen. Ihre Verzweiflung wurde noch vergrößert, wenn sie Kräfte genug hatten, um sich her zu sehen. Sie sahen ihre unglücklichen Landsleute, die unsere Batterien niedergeforfen hatten, im Hafen umher schwimmen, und einen pestilenzialischen Geruch verbreiten. Und — sollte man es wohl glauben? — zu eben der Zeit, da so viel tapfere Krieger aus der Landarmee vergebens um Hülfe jammerten und aus Mangel an Beistand umkommen mußten, befanden sich auf jedem Kriegsschiffe zwei Beigehülfen der Wundärzte und noch andere mitleidige Seelen, welche die Erlaubniß, den Kranken von der Landarmee beizustehen, umsonst erbaten. Man wußte die Noth dieser Unglücklichen, man hatte alle zu ihrer Hülfe nöthigen Mittel; aber die Uneinigkeit zwischen beiden Befehlshabern war bis zu einem solchen Grade der Erbitterung gestiegen, daß man von der einen Seite die Menschen lieber verderben ließ, als Hülfe verlangte, auf der andern Seite aber die Hülfe nicht anbieten wollte, ob man gleich wußte, daß das Leben so vieler tapfern Leute davon abhieng."

Doch weg von diesen Abscheulichkeiten! Wir kehren zur nähern Beschreibung der Stadt Carthagena selbst zurück.

Sie wird in die obere und niedere Stadt getheilt, die letztere ist ihre Vorstadt. Die obere erstreckt sich längs einer sandigen Halbinsel, deren Erdzunge, wodurch sie mit dem festen Lande in Verbindung steht, nichts als ein Damm ist, von etwa 300 Schritt Länge und 15 Schritt Breite. Beide Städte sind gut gebauet und befestiget. Die niedere Stadt steht auf einer kleinen Insel und ist mit dem festen Lande durch eine hölzerne Brücke verbunden. Nicht weit davon hat die Natur einen Hügel hingesetzt, auf welchen man die Citadelle St. Lazaro erbauet hat, die beide Städte vertheidigt.

In einiger Entfernung von dieser Festung ist ein sehr hoher Berg, auf dessen Gipfel ein Augustinerkloster, unsrer lieben Frauen von Pope, steht, von dem Namen des Berges so genannt. Man kann dahin nicht anders, als auf einem sehr beschwerlichen und steilen Wege kommen, die Aussicht aber ist vortrefflich. Auf der einen Seite erblickt man das Meer, auf der andern hat man die ganze Landschaft vor sich, und nichts beschränkt die Aussicht. In einer Capelle befindet sich das Marienbild von gegossenem Silber in Lebensgröße. Die Mönche des Klosters pflegen von diesem Bilde den Fremden folgende Erzählung aufzutischen: „Diese Kirche wurde im Jahre 1697 von dem Hrn. v. Pontis, als er Carthagena belagerte, ausgeplündert. Unter andern Schätzen, die dieser General raubte, war auch diese Maria, mit allem Schmucke, womit sie bekleidet war. Auf seinem Schiffe

be-

befand sich ein Officier, der sich für einen Nachkommen des Hauses Levi ausgab, die Mutter Gottes für seine Muhme ansah, und sie bat, die Reise nach Frankreich mit ihm zu machen, wobei er ihr dort eine sehr anständige Aufnahme versprach. Da er sie nicht sonderlich geneigt fand, ihm zu folgen, fügte der Herr von Pontis sein anhaltendes Bitten noch hinzu, und ließ sie auf das Schiff bringen. Sie ward auch wirklich in Frankreich sehr wohl aufgenommen; aber Ludewig XIV., der mit Spanien Frieden machen wollte, ließ ein eigenes Schiff ausrüsten, um Unsre liebe Frau mit allem ihrem Schmuck wieder an den Ort zurückzubringen, wo man sie weggenommen hatte."

Man erstaunt, die Menge von Kleidern und deren Verschiedenheit zu sehen, womit diese Maria angeputzt wird. Auf ihrem Kopfe trägt sie eine goldene Krone mit Diamanten besetzt. Ihr Halsband, das aus etlichen Reihen der größten Perlen besteht, wird hinten mit einem großen Diamant festgeknöpft. Goldene Schaumünzen hängen um dieses Halsband herum, und goldene Ketten gehen rechts und links von den Achseln herunter bis auf die Füße, und sind etliche Mal um den Leib geschlungen. Ihre Armbänder sind von kostbaren Steinen, und das Kind in ihren Armen ist mit nicht geringern Kostbarkeiten bedeckt."

Die Fortsetzung folgt.

## Nützlichkeit der Eichenrindenlauge.

Die Eichenrinde wird bekanntlich bei der Gärberei gebraucht; die Lauge davon kann aber, wie es auch von den Schweden geschieht, noch zu vielen andern Dingen in der Landwirthschaft verbraucht werden. Die Schweden weichen in solche Lohbrüche ihre Fischernetze und alles Strickwerk, ja auch die Seegel- und Zeltleinewand, und alles, was aus Hanf und Flachs bereitet wird, acht bis zehn Tage und länger ein, damit diese Lauge das Hineingelegte vollkommen durchdringe, und den Gummi, das harzige Wesen u. s. w. darin zerstöre. Wird der Bindfaden auf diese Weise ausgelohet, so ist er weit dauerhafter, und kann unter andern zur Befestigung der Bäume gut gebraucht werden.

Hannoversches Magazin.

13tes Stück.

Montag, den 1ten April 1811.

## Geographisch-statistische und naturhistorische Notizen von der neuerdings unabhängig gewordenen Provinz Carracas in Südamerika.

Fortsetzung.

Der Meerbusen von Carthagena, den man mit Recht für einen der besten in Amerika hält, hat drittehalb Stunden in der Länge. Die Luft ist hier so heiter und ruhig, daß das Wasser nie in größerer Bewegung ist, als in einem stillen Flusse. Bei dem Eingange finden sich jedoch einige Untiefen, die viele Vorsicht erfordern. Der Staat unterhält deshalb auch einen Lootsen, der nichts thut, als die Schiffe zurecht weiset und ihnen die gefährlichen Stellen anzeigt. In dieser Bay landen die spanischen Schiffe an, und laden einen ansehnlichen Theil ihrer Waaren hier aus, die von da in alle Provinzen von Terra firma versandt werden. Die Zeit über, wo sich amerikanische und spanische Schiffe in dem Hafen von Carthagena aufhalten, ist beständige Messe, und in dieser Zeit handelt und gewinnt alles. Einige vermiethen Zimmer und Läden, andere ziehen Gewinn von der Arbeit ihrer Hände. Die, so Sklaven halten, ziehen Nutzen von der Handarbeit derselben, und verdoppeln auch ihren Lohn nach Verhältniß der Vortheile, die sie durch sie erlangen. Dieser Gewinn erstreckt sich bis auf die kleinsten Dörfer, die zu Carthagena gehören, denn der Preis der Lebensbedürfnisse steigt ganz natürlich bei dem großen Zusammenfluß von Menschen und dem damit verknüpften Aufwande. Diese lebendige Thätigkeit, dieses Drängen und Treiben dauert jedoch nur so lange, als sich Handelsschiffe im Hafen befinden; nach ihrer Abreise verfällt alles wieder in öde Stille. Dies nennt man

hier die todte Zeit. Denn der Handelsverkehr dieser Stadt mit andern Provinzen ist ausser der Zeit der Messe, die nur 30 Tage dauert, von wenigem Belang. Etliche Schiffe mit Taback und Zucker beladen, laufen dann und wann in die Bay, und nehmen dagegen Cacao und andere Erzeugnisse des Landes wieder mit. Was alsdann zur Bestreitung der Bedürfnisse dieser Hauptstadt zu Statten kommt, sind die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden Marktflekken, die alles zur Versorgung der Einwohner Benöthigte herbeischaffen. Sie vertauschen ihre Waaren gegen allerhand Stoffe, womit die Kramläden durch die Gallionen, auch zuweilen durch Caperschiffe, versehen werden.

Die Eßwaaren des Landes geben keinen Zoll; ein jeder hat die Freiheit, in seinem Hause so viel zu schlachten, als er in einem Tage Fleisch zu verkaufen gedenkt; denn da auch das Schweinefleisch nicht eingesalzen gegessen wird, so gestattet die Hitze nicht, das Fleischwerk lange zu bewahren.

Außer den Waaren, die den innerlichen kleinen Handel des Landes ausmachen, ist hier auch noch eine Niederlage der schwarzen Sklaven, welche die Schiffe mitbringen, errichtet. Die Sklaven bleiben so lange in eigends dazu vorhandenen Vorrathshäusern, bis sie von benachbarten Pflanzern nach und nach weggekauft und in die Colonien vertheilt werden.

Alle gewebten und gewirkten Waaren in Carthagena, als Leinewand, seidene, goldene und silberne Stoffe, haben an gewissen kleinen Würmern, die man Comegens nennt, furchtbare Feinde. Diese Thiere sind so geschwind und eifrig in ihrer Arbeit, daß sie nicht mehr als etliche Stunden brauchen, um den Ballen, wo sie hineinkriechen, in Staub zu verwandeln. Ohne seine Form zu verändern, durchnagen sie ihn von allen Seiten mit solcher Feinheit, daß man nicht gewahr wird, daß sie ihn berührt haben, bis man ihn angreift und öffnet. Anstatt Leinewand oder Stoff findet man nichts als kleine Fäserchen und Staub. Beim Eintausch und Verkauf der Waaren, die diesem Unfall ausgesetzt sind, pflegt man daher die Vorsicht zu gebrauchen, sich den Ersatz des Schadens, der durch die Comegens verursacht worden, im voraus auszubedingen. Dieses Insekt ist der Stadt Carthagena so eigenthümlich eigen, daß man es in den benachbarten Häfen und Handelsplätzen, zu Portobello und Panama, gar nicht spürt. Man hat kein anderes Mittel dagegen ausfindig machen können, als daß man die Ballen auf erhabene Bänke, deren Beine mit Theer bestrichen sind, hinstellt, und sie von der Wand entfernt.

So sehr übrigens der Handel durch die Gallionen aus Peru und an-

andern Reichen des festen Landes und den spanischen Inseln jetzt abgenommen hat, so ist dennoch Carthagena noch immer die Hauptniederlage und der Stapelort aller Waaren, die aus dem spanischen Südamerika kommen. So viel von dem hiesigen Handel.

Die Stadt besteht aus 5 großen, geraden, breiten, einander sehr ähnlichen, wohl gepflasterten Straßen, deren jede mehr als 600 Schritte lang ist. Sie erstrecken sich von dem Hafen bis ans gegenseitige Ufer, und werden durch eine noch längere Querstraße durchschnitten, durch welche in der Mitte ein geräumiger Marktplatz gebildet wird. Die Häuser sind fast alle von Steinen erbauet, haben alle Balkons und hölzerne Fenstergitter. Man pflegt darum kein Eisen dazu zu nehmen, weil es, wegen der scharfen und feuchten Luft zu sehr vom Rost angefressen wird.

Außer der Cathedral-Kirche, die über alle Gebäude hervorragt, und eben so viel Reichthümer in sich faßt, als sie von aussen Pracht zeigt, rechnet man in der Stadt und Vorstadt noch zwei Kirchen, eilf Klöster für beiderlei Geschlecht, ein prächtiges Stadthaus und ein eben so kostbares Gebäude für die Zollbeamten.

Der Statthalter steht in Kriegssachen unter dem Vicekönig von Neu-Granada, so wie man auch in Civilangelegenheiten an die Audienz zu Santa-Fe appelliren kann. Die geistliche Gerichtsbarkeit besteht aus dem Bischof und dessen Capitel, hat aber keine Verbindung mit dem Inquisitionsgerichte. Außerdem giebt es auch noch, wie in allen großen spanischen Städten, besondere Gerichtshöfe, theils zur Erhaltung der Polizei, theils zur Einnahme und Berechnung der Königl. Gelder &c.

Die Anzahl der Einwohner in Carthagena rechnet man auf 25000, davon kaum der sechste Theil gebohrne Spanier sind. Diese theilen sich wieder in zwei Classen, in Europäer und Creolen. Jener giebt es nicht sehr viele, weil sie mehrentheils, wenn sie ihr Glück gemacht haben, nach Europa zurückkehren, oder nach andern Ländern gehen, um noch mehr zu erwerben. Durch diese wird fast ganz allein der Handel getrieben. Die Creolen hingegen besitzen die liegenden Gründe, und es giebt unter ihnen Familien von großem Ansehen. Sie stammen noch von den ersten Eroberern des festen Landes ab, die sich hier niederließen und die ersten Stellen im Lande bekleideten.

Die Verschiedenheit derer, die ihren Ursprung durch die Vermischung mit Weißen, Schwarzen und Indianern haben, und die den größten Theil der Einwohner ausmachen, ist sehr schwer zu bestimmen, inzwischen bekommt eine jede Zeugung, die sich an Farbe den weißen nähert, einen Grad von Ansehen mehr. Auch sind sie auf diese Ausartung sehr ehrgeizig, besonders wenn sie glauben, von im-

indianischem und afrikanischem Blute völlig befreiet zu seyn. Sie nehmen es daher auch sehr übel, wenn man sie, auch nur scherzweise, von einer geringern Farbe hält, als der, welcher sie zugehören.

Alle diese Castigen — denn so nennt man sie — sogar auch die Mulatten, ahmen, so viel als möglich, die spanische Kleidung nach, tragen aber, wegen der großen Hitze im Lande, nur leichte Zeuge. Die Mannspersonen haben weder Halsbinden noch Krausen; sie begnügen sich damit, das Hemd mit einem großen goldenen Knopf am Halse zu befestigen, oder auch es ganz offen zu lassen. Weste und Beinkleider sind von feiner bretannischer Leinewand. Viele gehen in bloßem Kopfe mit kurz abgeschnittenen Haaren; die meisten aber tragen eine leichte weiße Mütze. Um sich abzukühlen, haben sie Fächer von einer Art sehr dünner Palmblätter, mit einem Stabe von eben dem Holze.

Die weißen Frauenzimmer tragen durchgehends einen Rock von einfarbigem Tafte, ungefüttert, nebst einem kleinen Kamisole. In der größten Hitze haben sie zu Hause nichts an, als ein leichtes Corset, das vorn zugeschnürt wird; aber niemals gehen sie ohne eine Art von Mäntelchen aus. Diejenigen aber, die sich nicht vollkommen zu den weißen zählen können, ziehen über den ersten Rock noch einen zweiten von Taft in beliebiger Farbe, aber nie schwarz, auch überall mit Löchern, daß man den Unterrock sehen kann. Auf dem Kopfe haben sie eine linnene Mütze, in Form einer Bischofsmütze, mit Spitzen besetzt. Ihre Fußbekleidung besteht in kleinen Pantoffeln, wo nur die Spitze des Fußes hineingeht. Sie gehen nicht leicht aus, als nur in die Kirche. Die Messe wird, wegen der Hitze des Tages, früh Morgens um 3 Uhr gelesen, und alle Prozessionen werden des Nachts bei Fackeln und Kerzenlicht gehalten.

Die Weiber verlassen nicht sehr oft ihre Hamacs, und ihre Beschäftigung ist die, sich darin zu schaukeln und kühle Luft zu haben. Selbst die Männer finden entschiedenen Geschmack an dieser Bewegung, und dennoch fehlt es beiden Geschlechtern weder an Verstand, noch an natürlicher Lebhaftigkeit. Doch genießen sie diese glücklichen Gaben nicht länger, bis höchstens zum 30ten Jahre. Dann nehmen ihre Geisteskräfte eben so schnell ab, wie sie zugenommen haben. Es ist nichts gewöhnlicher, als Kinder von 2 bis 3 Jahren zu sehen, die so vernünftig reden, als in Europa Kinder von 6 bis 7 Jahren.

Die Gastfreiheit, diese, in den Colonien so gewöhnliche und beliebte Tugend, ist auch in Carthagena gar nicht unbekannt. Auf den spanischen Schiffen, die aus Europa kommen, befindet sich fast immer eine Art von Leu=

leuten ohne Beruf, ohne Vermögen, ohne Empfehlung, ja ohne alle Bekanntschaft, die hieher kommen, ihr Glück zu machen. Man nennt sie Pulizons. Sind diese eine Zeitlang müssig durch die Straßen gegangen, ohne etwas gefunden zu haben, das ihrer Erwartung entspricht, so ist ihre nächste Zuflucht das Kloster der Franciskanermönche, wo man ihnen täglich Brei und Kaffove giebt. Des Nachts schlafen sie gemeiniglich an der Ecke eines Marktplatzes oder an der Thür einer Kirche. In diesem Zustande werden sie gelassen, weil kein Einwohner es wagt, sie in seine Dienste zu nehmen. Der Mangel an Arbeit, die Verschiedenheit des Klima und der Nahrungsmittel rc. werden gemeiniglich die Ursache von einer Krankheit, die man Chapetonade nennt. Diese Krankheit besteht in einer so heftigen Raserei, daß man dem Kranken binden muß. In die Hospitäler können sie nicht aufgenommen werden, weil ein jeder, der darin aufgenommen werden soll, bezahlen muß. Doch bleiben sie darum nicht ohne Hülfe. Gemeiniglich sind es freigelassene Sklavinnen, eine Mulattin oder Indianerin, die, gerührt von ihrem hülflosen Zustande, sich ihrer annimmt, und sie mit äusserster Sorgfalt wartet. Sterben sie unter ihren Händen, so begraben sie dieselben, und lassen Messen für sie lesen. Wird der Kranke wieder gesund, so heirathet er aus Dankbarkeit gemeiniglich seine Wohlthäterin, fängt mit ihrer Hülfe einen kleinen Handel an, und wird nicht selten ein reicher Mann.

Noch eine andere Krankheit ist in Carthagena sehr gemein, eine Art von Aussatz, die man das Lazarusübel nennt. Damit diese Krankheit nicht um sich greife, hat man ausser der Stadt ein großes Hospital angelegt, wo alle damit Behaftete, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Rang, hineinkommen. Weigern sie sich, gutwillig hinein zu gehen, so zwingt man sie mit Gewalt dazu. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß diese Krankheit den Geschlechtstrieb ungemein rege macht, so ist es, um mehr Unordnungen zu verhüten, den Patienten verstattet, sich in dem Hospitale zu verheirathen, obgleich ihre Kinder alsdann dieselbe Krankheit, die sich unaufhaltsam fortpflanzt, mit auf die Welt bringen. Es ist daher auch die Menge der Aussätzigen so groß, daß die Zahl der Wohnungen immer vermehrt werden muß, und das ganze Hospital das Ansehen eines großen Dorfes hat. Jede aussätzige Familie in dieser Anstalt muß sich ihre Wohnung selbst erbauen, wozu ihr ein Stück Land angewiesen wird.

Außer dem herrschenden Triebe zur sinnlichen Liebe haben die Einwohner von Carthagena auch noch eine unmäßige Begierde zum Brannwein, Chokolade, Rauchtaback und zum Tanzen, und diesen Geschmack findet man

in allen Ständen, Altern und Geschlechtern als den herrschenden. Alle Welt raucht hier, die Damen in ihren Häusern, die Männer überall, wo sie sind, doch nie aus Tabackspfeifen, sondern mit Cigaren. Die vornehmsten Frauenzimmer gewöhnen sich von Jugend auf dazu, und es ist eine Höflichkeit, die sie den Mannspersonen, die sie vorzüglich schätzen, erweisen, daß sie ihnen zu rauchen anbieten; man würde sie beleidigen, wenn man dies ausschlüge. — Die Indianer geben den Spaniern hierin nichts nach; sie bedienen sich aber dabei ihrer eigenen Weise. Sie rollen nemlich die Tabacksblätter wie Stricke, zwei oder drei Fuß lang, und lassen in der Mitte ein kleines Loch. Wenn sie in Gesellschaft rauchen wollen, zünden sie das eine Ende an, das andere aber machen sie naß, damit es nicht zu geschwind abbrenne. Ein Raucher nimmt das feuchte Ende in den Mund, wie eine Pfeife, ein anderer aber bläset durch das Loch in der Mitte, und treibt so den Rauch in das Gesicht der Anwesenden. Ein jeder hält unter der Nase einen Trichter, womit er den Rauch auffängt, und länger als eine halbe Stunde ziehen sie ihn mit dem größten Vergnügen in sich.

Der Gebrauch des Branntweins ist noch allgemeiner, wie der des Tabacks. Die ordentlichsten, mässigsten Leute trinken alle Tage, Vormittags um 11 Uhr ein Glas davon. Hacar las once, das heißt, eilf Uhr machen, ist eine sehr gebräuchliche Redensart in Carthagena, wenn man sagen will, Branntwein trinken. Einige sind so daran gewöhnt, daß sie zu allen Stunden des Tages eilf Uhr machen. Rechtliche Leute trinken nichts als spanischen Branntwein; die andern begnügen sich mit dem von Zuckerrohr, der im Lande gemacht wird.

Die Chokolade, die man hier Cacao nennt, ist durchgehends so eingeführt, daß es auch nicht einmal einen Sklaven giebt, der nicht damit frühstücken sollte. Die Weiber der Schwarzen verkaufen sie, völlig zubereitet, in den Straßen. Ohngeachtet man ihr aber den Namen Cacao giebt, besteht sie doch größtentheils nur aus Mais. Die Reichen machen sie auf europäische Art, und trinken sie rein, ohne vorher etwas gegessen zu haben.

Endlich ist auch das Tanzen eine der heftigsten Leidenschaften für beide Geschlechter in Carthagena, und jedes Fest, klein oder groß, wird durch Bälle gefeiert. Man fängt mit spanischen Tänzen an und beschließt mit indianischen. Diese letztern sind ungemein anziehend, insonderheit wegen der Lieder, die dabei gesungen werden. Da in diesen Tanzgesellschaften auch der Branntwein nicht gespart wird, so endigen sie sich oft mit Zänkereien und Schlägereien, besonders wenn

Ma-

Matrosen von den Schiffen sichs einfallen lassen, in die Tanzsäle einzudringen.

Etwa 5 Tagereisen von Carthagena liegt die kleine Provinz Portobello mit einer Stadt und einem Hafen gleiches Namens. Sie ist von eben dem Admiral Vernon, der nachher die Belagerung von Carthagena aufgeben mußte, im Jahre 1739 überfallen, eingenommen und verwüstet worden. Das ungesunde Klima in und um Portobello ist Ursache, daß man sie das Grab der Spanier nennt; doch hat dieses nicht vorhin verhindert, daß die Stadt wieder aufgebauet ist. Sie liegt am Abhange eines Hügels, der den ganzen Hafen umgiebt. Die Einfahrt in die Bay ist zwar ziemlich breit, doch ist sie auf der einen Seite durch ein Fort, auf der andern aber durch Klippen, die kaum aus dem Wasser hervorragen, so gut bedeckt, daß feindliche Schiffe große Gefahr laufen, hier zu stranden. Die Stadt besteht aus einer Hauptstraße, die der Gestalt des Hafens folgt, und aus etlichen Querstraßen, die von der Höhe nach dem Ufer gehen. Es sind daselbst zwei große Plätze, davon der eine dem Zollhause, der andere der Hauptkirche gegenüber liegt. Das Zollhaus ist ein schönes Gebäude von Steinen, das an den Platz stößt, wo die Ausschiffungen geschehen. Die Kirche ist von ansehnlicher Größe und reich an innern und äussern Verzierungen. Die meisten Häuser, deren es nur 200 giebt, sind von Holze, und nur 2 Klöster, die aber sehr arm sind, befinden sich in der Stadt.

Die vortheilhafte Lage dieser Stadt zwischen dem Süd- und Nordmeere, die Vortrefflichkeit ihres Hafens, die Nähe von Carthagena und Panama haben sie ehedem zur Niederlage des Handels von Europa und Amerika, und zum Schauplatz der größten Messe in der Welt gemacht. Denn bis zum Jahr 1737 bedienten sich die Spanier des hiesigen Hafens zum Ausladen der europäischen Waaren, deren Bestimmung über Panama nach Peru war. Auf eben diesem Wege kamen die peruanischen Handelsartikel über Panama auf Maulthieren nach Portobello zurück. Damals sahe man in dieser Stadt eine vierzigtägige Messe, ohne Vergleich die reichste in der Welt. Große vollgezählte Kasten, gefüllt mit amerikanischen Piastern, wurden gegen europäische Waaren vertauscht, ohne daß man beide einmal öffnete. Alle Handelsgeschäfte wurden hier, wie in den übrigen Handelsplätzen des spanischen Amerika, mit unverbrüchlichster Aufrichtigkeit betrieben, welche den spanischen Handelsmann vor andern Nationen aufs rühmlichste auszeichnet. Sobald man aber die ehemals als gefährlich verschriene Fahrt durch die Magelanische Meerenge weniger gefährlich fand, und der

Han-

Handel durch dieselbe auf der Südsee eröffnet wurde, so ließ man das Verkehr über Panama und Portobello gern fahren, theils weil es durch die kostbare Communication zwischen beiden Städten wegen der hohen Cordilleras mit vielen Schwierigkeiten verbunden, theils weil das hiesige Klima den Einwohnern so gefährlich war.

Von dieser Zeit an hat man die Häfen von Carthagena, St. Martha, Cumana u. a. diesem ungesunden Orte vorgezogen, und es werden jeßt hier, eben so wie in Panama, wenig Geschäfte gemacht. Es befindet sich in Portobello noch eine Garnison, die aber alle drei Monate abgelöset wird.

(Der Schluß folgt.)

---

## Füeßli.

Matthias Füeßli, ein bekannter Maler des siebenzehnten Jahrhunderts, der durch sein fruchtbares Genie der Kunst und seiner Vaterstadt Zürich Ehre machte, war sehr sinnreich in Erfindung solcher Mittel, wodurch er seine Einbildungskraft in die für die vorhabenden Arbeiten gehörige Stimmung versetzte. Einst arbeitete er an einem Gemälde, das in gewissen Figuren die äußerste Bestürzung, Furcht, Schrecken und Entsetzen darstellen sollte. Als ihm nun mehrere Versuche nicht nach Wunsch gelangen, so suchte er seine Einbildungskraft durch wirkliche Anschauung des Ausdrucks jener starken Gemüthsbewegungen zu unterstützen und in Feuer zu setzen. Einen großen blinkenden Schweizerdegen entzog er der Scheide, und lief mit demselben, gleich einem wirklich Wüthenden, in das Zimmer, wo seine Schüler, deren Anzahl nicht gering war, bei einander über ihrer Arbeit saßen. Er trieb sie eine Weile in dem Zimmer herum, und da sie glaubten, er wolle im Ernst sie alle zusammenhauen, so drückten sich in ihren Mienen und Geberden Bestürzung, Furcht, Angst und Schrekken auf das lebhafteste aus. Füeßli betrachtete sie in diesen Momenten sehr genau; hieß sie hernach wieder guten Muth fassen, und entdeckte ihnen die Absicht dieses verstellten Ueberfalls.

---

Druckfehler. Im vorigen St. S. 186 Z. 14 lese man Creolen statt Croolen.

Neues
Hannoversches Magazin.
14tes Stück.
Montag, den 8ten April 1811.

## Geographisch-statistische und naturhistorische Notizen von der neuerdings unabhängig gewordenen Provinz Carracas in Südamerika.

(Schluß.)

Die Hitze in Portobello ist außerordentlich, welches wahrscheinlich durch die hohen Gebirge, womit die Stadt umgeben ist, und die den freien Durchzug der Luft versperren, verursacht wird. Durch die vielen Dünste, die aus der Erde emporsteigen, werden auch solche heftige Schlagregen und Gewitter erzeugt, daß selbst die beherztesten Leute dadurch in Schrecken gesetzt werden. Das Krachen des Donners wird durch den vielfältigen Wiederhall in den Gebirgen so sehr verdoppelt, daß man ihn eine Minute nachher noch hören kann. Dies Getöse wird von dem abscheulichen Geschrei einer Menge von Affen, die in den Gebirgen wohnen, begleitet; und ihr Geschrei ist nie durchdringender, als bei dem Schall des Donners, oder beim Abfeuern einer Kanone. — Gleich nach den Gewittern hört man eine andere eben so unangenehme Musik von den Quacken der Frösche und Kröten, dem Sumsen der Fliegen und Mücken, dem Gezisch der Schlangen und dem Geschrei unzähliger anderer Arten von Thieren. Selbst der Regen, wenn er herabfällt, verursacht einen sehr hohlen Klang, insonderheit in den Wäldern. Er ergießt sich nicht selten so stark, daß eine Ebene, die er überschwemmt, in wenig Stunden in einen See verwandelt wird, und bei Gewittern ist es etwas sehr gewöhnliches, ausgerissene Bäume daher schwimmen zu sehen, die bis in die Flüsse fortgeführt werden.

Schwarze und Mulatten machen den größten Theil der Einwohner von Porto-

Portobello aus, kaum findet man 30 Familien von Weißen. Die Wohlhabendern halten sich, wenn es ihre Geschäfte zulassen, den größten Theil des Jahrs in Panama auf, und Niemand bleibt zurück, als der Statthalter, die Commandanten der Festung, die Stadtofficiere, die Besatzung und die, so Amts halber da wohnen müssen; und dennoch sind die Lebensmittel theurer als irgendwo. Nur die Fische sind wohlfeil. Reis, Mais, Cassave und alles Wurzelwerk wird von Carthagena dahin gebracht; denn die ganze Gegend um Portobello bringt fast nichts als Zuckerrohr. — Ströme von Wasser, die von den Gebirgen kommen, fließen theils neben der Stadt vorbei, theils durch die Stadt selbst, und bilden verschiedene Bassins, worin die Einwohner beiderlei Geschlechts, ihrer Gewohnheit nach, sich alle Tage, Vormittags um 11 Uhr, zu baden pflegen. Bei dieser Gelegenheit scheinen die Frauenzimmer alle Schaam, und die Mannspersonen alle Ehrbarkeit beiseite zu setzen. Beiderseits tragen sie kein Bedenken, völlig nakkend unter einander sich sehen zu lassen, und nur die Damen haben ihr Angesicht verhüllt.

Die Landschaft Popayan machte ehedem einen Theil der Audienz von Quito aus, ist aber jetzt davon abgesondert und zu Santa-Fe des Bogota geschlagen. Im Jahre 1537 legte Franz Pizarro hier eine Stadt an, von welcher die ganze Provinz den Namen bekommen hat, und diese ist jetzt eine der wohlhabendsten Städte auf Terra firma. Bisthum, Statthalterschaft, Gerichtshöfe, Schulen, Universität, reiche und viele Geistlichkeit, Klöster für beide Geschlechter, Inquisitions-Tribunal, Rentcammer, alter Adel, Titel einer Hauptstadt, mit einem Worte, alles, was einer großen Stadt Ansehen geben kann, findet sich zu Popayan. Sie liegt in einer Ebene am Fuß eines Berges, der die Gestalt eines M hat, und auch davon benannt wird. Ihre Straßen sind breit, sehr gerade, aber nur längs den Häusern gepflastert. In der Mitte ist der Boden klarer Sand, der sich nie in Staub oder Koth verwandelt. Alle Häuser sind von gebrannten Steinen, und haben nicht mehr als ein Stockwerk. Ihre Ansicht ist angenehm und die Zimmer sind auf europäische Art meublirt. Es giebt hier zwei Nonnenklöster, eins mit Carmeliterinnen, das andere mit Nonnen von der Regel des heiligen Augustin. Das letztere enthält, außer 50 eingekleideten Nonnen, mehr als 400 Personen an Novizen, Kostgängerinnen und Aufwärterinnen. Auch hier, so wie in Carthagena und andern Städten, wo die Schwarzen die meisten Einwohner ausmachen, besteht der größte Theil der letztern aus einer Vermischung von spanischem und Negernblute. Man rechnet wenigstens 25000 Köpfe solcher ver-

mischten Geschlechter; aber auch eine Menge ächt spanischer Familien, worunter wohl 60 vom alten Adel sind, die sich nie ausser ihrem Stande verheirathet haben.

Die reichen Goldgruben in der Nähe der Stadt ziehen viele Leute dahin, und die Stadt wird von Tage zu Tage volkreicher. Ein Fluß, der von dem Berge M herabkommt, kühlt die Hitze und unterhält die Reinlichkeit; auch wird sie durch denselben in zwei Hälften getheilt, die durch zwei Brücken in Verbindung stehen. Das Wasser dieses Flusses ist sehr gesund, und man hält es sogar für medicinisch; eine Eigenschaft, die es, wie man sagt, dadurch bekommt, weil es an dem Abhange des Berges über die schönsten Kräuter fließt.

Die Gerichtsbarkeit der Stadt begreift eilf Aemter unter sich, welche theils aus Dörfern, theils aus Flekken bestehen, die alle reich an Lebensmitteln, reich wegen ihrer Handlung, ihrer Goldgruben und Manufakturen sind.

Einige dieser Aemter werden oft von benachbarten Indianern, die man Bravos nennt, und die das ganze flache Land bis ans Meer besitzen, sehr heimgesucht. Ihr Muth geht bis zur Raserei, wenigstens gegen die Spanier, von denen sie gebohrne Feinde sind, und die sie allezeit tödten, so oft sie einen derselben in ihre Gewalt bekommen. Diesen Haß gegen die Spanier pflanzen sie sorgfältig ihren Kindern ein, indem sie dieselben unaufhörlich an die Zeiten der Eroberung ihres Landes und an die Grausamkeit ihrer Eroberer erinnern. Da sie den Gebrauch der Quipos beibehalten haben, so zeigen sie ihnen täglich diejenigen, welche die Ankunft der Spanier bezeichnen, und ermahnen sie, es nie zu vergessen, daß dazumal ein Trupp Straßenräuber und Mörder in geflügelten Barken über das Meer gekommen wäre, der die Güter ihrer Vorfahren geplündert, ihre Weiber geschändet, alles übrige niedergemacht und zur Sklaverei verdammt hätte.

Die Bekleidung dieser Indianer besteht, der großen Hitze wegen, nur in einem leichten Hemde, das mit einem Gürtel um den Leib festgehalten wird. Aus angebohrner Schamhaftigkeit legen sie dasselbe nie ab; und ob sie gleich ihre Kinder, Knaben und Mädchen, in den ersten Jahren ganz nackt gehen lassen, so werden sie jedoch, sobald die Natur anfängt, der Keuschheit Gefahr zu drohen, sogleich mit einem solchen Hemde bekleidet. Und dann wird der Wohlstand so strenge beobachtet, daß kein Mädchen öffentlich erscheinen darf, ohne einen Schleier über das Gesicht zu haben. Gemeiniglich bleiben aber diese wilden Schönheiten nicht sehr lange eingeschlossen; man sorgt dafür, sie zeitig genug unter die Haube zu bringen.

An dem Meerbusen von Paria liegt die Provinz Cumana, deren Hauptstadt, gleiches Namens, zwei Meilen vom Meere entfernt liegt. — Nichts besonderes unterscheidet die Einwohner dieses Landes von denen der übrigen spanischen Colonien. Die Pfaffen und Mönche haben in den Städten eben so große Gewalt, die Kirchen besitzen eben so viele Reichthümer, das Volk ist eben so aberglâubig, die Weiber eben so stolz, andächtig und galant. Sie gehen alle Tage in die Kirche, wobei eine Art von Pagen vor ihnen hertritt, der sie begleitet. Dieser Page ist geistlichen Standes, aber noch von keinem Orden; er verrichtet, in der Hoffnung, einst Priester zu werden, die Geschäfte eines dienenden Bruders. Es gehört zum Wohlstande, einen solchen Pagen zu haben, und nie getraut sich eine Frau vom Stande ohne diese Begleitung sich öffentlich sehen zu lassen, noch viel weniger in die Kirche zu gehen.

Das letzte endlich, was zum Gebiet der Landschaft Carracas gerechnet wird, ist die Margarethen- oder Perleninsel. Ihr Umfang ist nicht sehr beträchtlich und die Fruchtbarkeit auf derselben ist unbedeutend. Merkwürdig ist sie nur wegen der Perlenfischerei, die an ihren Küsten getrieben wird. Obgleich die Perlen, die hier gefischt werden, den orientalischen nicht gleich geschätzt werden können, so wird dennoch damit ein so starker und ausgebreiteter Handel getrieben, daß dadurch ungemein viel Reichthümer aus andern Ländern und Welttheilen in die Provinz Carracas gezogen werden. Ueberhaupt aber wimmelt es in der Gegend dieser Insel in dem Meere ringsum von unzähligen Conchilien aller Art, unter denen es ungemein viel seltene und bemerkenswerthe Gegenstände giebt. Wir wollen derselben hier nur zwei Arten erwähnen, die sonst nirgends angetroffen werden. Die erste ist die sogenannte Soldatenschnecke, die sich an den flachen Ufern der Margaretheninsel häufig findet. Sie ist ein Insekt von etwa 3 Zoll Länge, hat von der Mitte des Leibes bis zum Hintertheile die Gestalt einer ordentlichen Schnecke, ist aber vorn ganz wie ein Krebs gestaltet. Dies Thier hat weder Haus noch Schale; um aber bedeckt zu seyn, sucht sie das Haus einer andern Schnecke, das groß genug für sie ist. In dieses kriecht sie mit dem Hintertheile des Leibes, mit dem Vordertheile desselben aber vertheidigt sie sich herzhaft gegen feindliche Anfälle. Wird sie so groß, daß sie ihre erste Wohnung nicht mehr brauchen kann, so sucht sie eine größere. Findet sie nicht bald eine schon ledige Wohnung, so macht sie sich an eine noch lebendige Schnecke, tödtet sie und bemächtigt sich ihres Hauses.

Noch findet sich an den Küsten dieser Insel die Purpurschnecke, die in der That nichts anders seyn kann,

kann, als der Murex der Alten. Ihre dünne und ziemlich weiche Schale gleicht der von jenen Schalenthieren, die man hie und da in Teichen und Springbrunnen findet. Weil man sie nicht in großer Menge bei einander findet, so sammelt man sie in Gefäße und bewahrt sie im Wasser auf, bis man einen hinlänglichen Vorrath von dem, was man färben will, beisammen zu haben glaubt. Das Gehäuse dieser Thiere ist von der Größe einer welschen Nuß, und enthält eine hochrothe Feuchtigkeit, die das Blut der Schnecke zu seyn scheint. Ein Faden Seide oder Baumwolle, der hineingetunkt wird, nimmt eine so lebhafte feste Farbe an, daß keine Lauge sie herauszubringen vermag, und mit der Zeit wird sie immer schöner. Um diese Farbe zu bekommen, tödten einige das Thier, indem sie es aus dem Hause herausziehen, mit einem Messer zerdrücken und das Blut davon nehmen. Andere hingegen tödten es nicht, sondern begnügen sich, das Thier nur so stark zu drücken, daß es einen Theil seines Safts von sich giebt, legen es dann wieder auf den Fels, worauf sie es gefunden haben, um ihm Zeit zu lassen, sich wieder zu erholen. Hernach drücken sie es abermals, wo es denn weniger Purpur giebt, und zum dritten Male fast gar keinen. Wird das Drücken zu oft wiederholt, so stirbt das Thier wegen des verlohrnen Lebensstoffs und weil es nicht Kraft genug behält, denselben zu erneuern. — Die Purpurfarbe dieses Thiers, womit man Zeuge und Bedecke färbt, ist ungemein theuer, so daß dasjenige, was ungefärbt etwa einen Thaler am Werthe war, jetzt, nachdem es gefärbt ist, deren dreißig kostet.

H — e. B — r.

---

## Einige Anekdoten von berühmten Malern.

Raphael — wer kennt nicht diesen unsterblichen Meister in der Malerkunst! — war von Natur bescheiden, sanft und gefällig. Merkwürdig ist daher folgende Anekdote, welche zeigt, daß dieser sanfte Geist doch auch zu Bitterkeiten gereizt werden, und kaustisch bitter seyn konnte. Zwei Cardinäle hatten sich verabredet, ein Gemälde Raphaels in seiner Gegenwart zu tadeln, um ihn zum Reden zu bringen, und behaupteten, die darauf befindlichen Figuren des h. Paulus und Petrus seyen zu roth. Raphael erwiederte schnell: „Wundert euch nicht, meine Herren, ich habe

dieß

dieß mit großer Ueberlegung gethan, denn man muß vermuthen, daß der h. Paulus und Petrus im Himmel eben so stark als hier auf dem Bilde erröthen, aus Scham darüber, daß ihre Kirche von solchen Leuten, wie ihr seyd, regiert wird."

---

Leonardo da Vinci, jener berühmte Maler aus der Toscanischen Schule, sollte auf Befehl des Herzogs von Mailand das Abendmahl der Apostel darstellen. Er wählte den Augenblick, wo Christus sagt, daß einer von ihnen ihn verrathen werde, und suchte mit unglaublicher Kunst den Aposteln einen aus Furcht und aus dem Verlangen ihre Unschuld an den Tag zu legen, und zu erfahren, wer der Verräther sey, gemischten Ausdruck zu geben. Vorzüglich hoch stiegen die Schwierigkeiten, da er in Christus die Göttlichkeit in menschlicher Bildung erscheinen lassen, und in den Gesichtszügen des Judas alle denkbare Bosheit und Treulosigkeit versammeln wollte. Doch näherte sich das herrliche Werk der Vollendung. Da Vinci hatte den Christus und die eilf übrigen Jünger, auch den Körper des Judas glücklich dargestellt, nur der Kopf des leztern fehlte noch. Als er hiemit, wie es dem Prior des Klosters, für welches das Gemälde bestimmt war, schien, zu lange zögerte, so beklagte dieser sich darüber beim Herzog, der den Leonardo zur Rede stellte. Der Maler versicherte ihm, es gehe kein Tag hin, wo er nicht an dem Bilde arbeite; er sinne beständig darüber nach, und suche unter den verworfensten Menschen eine Physiognomie, die geschickt wäre, die verrätherische Gesinnung des Judas auszudrücken; wenn er aber keine finden könnte, so würde er am Ende genöthigt seyn, den Kopf des Priors hinzumalen, der ihm keine Ruhe ließe. Endlich traf sichs, daß Leonardo einen Menschen sah, der gerade ein solches Gesicht hatte, wie er es brauchte; er zeichnete ihn sogleich und vollendete sein Werk.

---

Hogarth nahm sich, wenige Monate vor der Krankheit, die ihn der Kunst raubte, die Ausführung eines Gemäldes vor, welches er sein Schwanzstück nannte. Die erste Idee dazu stieg ihm in einer Gesellschaft auf, als das begeisternde Glas an seinem eignen Tische herumgieng. „Mein nächstes Werk, sagte Hogarth, soll das Ende aller Dinge seyn." — „Nun, wenn das ist, versetzte einer der Gäste, so wird das Ihre lezte Arbeit seyn; denn mit dem Ende aller Dinge wird auch der Maler ein Ende nehmen." — „Das wird er, erwiederte Hogarth mit einem schweren Seufzer, und darum, je eher ich mein Werk mache, desto besser!" Er fieng es also schon am folgenden Tage an, und arbeitete an der Zeichnung mit einem Fleiß, der eine Besorgniß zu verrathen schien, daß

daß er die Vollendung derselben nicht ableben würde. Er vollendete es gleichwohl auf die sinnreichste Art, indem er alles, was irgend das Ende aller Dinge bezeichnen konnte, zusammen gruppirte: eine zerbrochene Flasche — einen alten bis auf den Stumpf abgeschabten Besem — die Kolbe einer alten Flinte — eine gesprungene Glocke — einen abgespannten Bogen — eine in Stücken zerfallene Krone — Thürme in Ruinen — das Schild eines Wirthshauses, der Welt Ende genannt, herabstürzend — den abnehmenden Mond — eine brennende Weltkugel — einen umfallenden Galgen, der Leichnam herausgefault, und die Ketten in zerbrochenen Stücken herabhängend — Phöbus und seine Rosse todt in Wolken — ein zertrümmertes Schiff — die Zeit mit zerbrochenem Stundenglase und Sichel — eine Tabackspfeife in seinem Munde, deren letzter Dampf eben ausgeht — ein aufgeschlagenes Schauspiel mit den Worten: alle gehen ab, am Ende der Seite — einen ledigen Geldbeutel und ein Concurs-Instrument gegen die bankerutte Natur. „Ganz gut so, rief Hogarth; nichts fehlt nun noch, als dies," womit er in einer Art prophetischer Wuth seinen Pinsel nahm, und das Bild eines zerbrochenen Pallets hinwarf. „Finis, rief er jetzt aus, ich bin fertig — alles ist vorbei." — Merkwürdig ist's, daß er dies Schwanzstück keinen Monat überlebte, und seitdem nie das Pallet wieder in die Hand nahm.

---

## Verschiedenes.

Amerika ist bekanntlich das Vaterland der verschiedenen Arten Kartoffeln, welche man in Europa angebauet hat. In den Provinzen des obern Peru werden nicht nur alle in Europa jetzt bekannten, sondern auch noch andere in diesem Erdtheile bis jetzt ganz unbekannte Arten derselben erzeugt. Dahin gehört eine, welche gar nicht gegessen wird, sondern bloß zum Färben dient. Die Indianer bauen sie, wie die übrigen Arten, in den Gebirgen, welche an die Andeskette stoßen, und selbst auf den Höhen derselben. Sie ist von Mittelgröße, rund und von aussen mit einem dünnen grauen Häutchen umgeben. Das Fleisch und der darin enthaltene Saft sind von sehr dunkler Violettfarbe. Eben diese Farbe enthält der Saft der Blätter, der Stängel und der andern Theile der Pflanze. Man schneidet diese Kartoffeln in dünne Scheiben, welche man trocknen läßt, und womit man alsdann blau oder violett färbt. Ein Zusatz von

von Alaun verändert die Farbe nicht. Kupfervitriol aber verwandelt dieselbe in ein dunkles schönes Blau. Lauge macht diese Farben immer mehr oder minder grün. Es wäre zu wünschen, daß diese Pflanze nach Europa gebracht würde.

---

Um Stockflecken aus der weißen Wäsche zu bringen, bestreicht man die Flecken mit Butter und streuet ein wenig Potasche darauf. Dann wird das Stück gebleicht und damit verfahren, wie es in der Wäsche gebräuchlich ist. Hierauf wird es bei recht warmen Sonnenschein ausgebreitet. Wenn es trocken ist, und die Flecken sich noch zeigen, bestreicht man sie wieder mit Butter und fährt so lange damit fort, bis sie völlig verschwunden sind. Bei heißem Sonnenschein wird das Zeug in wenigen Tagen ganz rein.

---

Ist der Zunder im Feuerzeuge naß geworden oder sonst verdorben, so kann man sich im Nothfall mit der Schnuppe in der Lichtputze helfen. Diese fängt nicht allein sehr leicht Feuer, sondern macht auch etwas feucht gewordenen Zunder aus leinenen Lumpen wieder zündbar. Freilich ist dieser Zunder sehr übelriechend, und daher auch nur im Nothfall zu gebrauchen.

---

Die alten Römer hatten die Gewohnheit, den Wein vom Rauch durchziehen zu lassen *), theils damit er sich länger halte, theils früher den Geschmack eines ältern Weins bekomme. Im Frühling nehmlich, um die Zeit, wenn in Italien die Rosen blühen, wurde der geläuterte Wein, wenn er dauern sollte, in ausgepichte Krüge und Flaschen von Thon und Glas, oder auch in Schläuche gethan, der Kork mit Pech oder Gyps versiegelt, und der Name des Weins und der herrschenden Consuln daran bemerkt; so stellte man sie in erhöhte Kammern (apothecae), wohin der Rauch zog. Glaubte man, daß der Wein genug geräuchert sey, (den zu lange und viel geräucherten hielt man für ungesund,) so stellte man ihn auf rauchlose Kammern.

*) Horat. Od. 8. lib. III.
Hic dies, anno redeunte, festus
Corticem adstrictum pice dimovebit
Amphorae fumum bibere institutae
Consule Tullo.

---

## Anfrage.

Warum wird in der Gegend um Hannover kein Taback gebauet?

Hannoversches Magazin.

15tes Stück.

Montag, den 15ten April 1811.

## Ueber das Brennen des Branntweins aus Kartoffeln,

von Friederich Wiederhold,

Pächter zu Oedinghausen bei Cassel.

Es dürfte in der Regel nicht leicht jemand gefunden werden, der dem Branntwein aus Kartoffeln das Wort redete. Die Zeit, wo im Jahre 1805 und 1806, im ehemnligen Hessen, das schöne landwirthschaftliche Gewerbe der Brennerei gänzlich gehemmt war, und wo wir deshalb mit ausländischem Kartoffelbranntwein zu den höchsten Preisen überschwemmt wurden, ist uns leider noch so sehr im Andenken, daß niemand gern von Kartoffelnbranntwein reden, und noch viel weniger davon trinken will. Die Erzählungen reisender Landwirthe aus einem Theil österreichischer Staaten, und namentlich aus Böhmen, über den Kartoffelnbranntwein, benehmen demselben vollends alle Reputation, und man sollte glauben, die achtbaren Männer, die über das Brennen des Branntweins aus Kartoffeln geschrieben haben, ein Krünitz, ein Pfarrer Meier rc. hätten die richtigen Handgriffe nicht gekannt, oder sie hätten aus unzeitigem Enthusiasm eine Sache gelobt, die an sich nicht lobenswerth sey.

Aber die Sache verhält sich anders. Der üble Ruf des Kartoffelnbranntweins hat allein seine Entstehung in der schlechten Manipulation, und nebenbei denn auch in dem übertriebenen Wucher der Fabrikanten. In Böhmen befindet sich ausserdem noch dieses Gewerbe meistens in den Händen der Israeliten, die davon an die Güterbesitzer einen Erbenzins entrichten, und dann ohne alle chemische Kenntnisse, und ohne guten Willen, etwas Taugliches zu liefern, darauf los brennen; und so mußte natürlicher Weise eine Sache in Miscredit kommen, die

an sich unsere ganze Aufmerksamkeit verdient.

Die Erfahrung von vier Jahren hat mich gelehrt, daß der Branntwein aus Kartoffeln, nach richtigen Methoden gebrannt,

1) dem Kornbranntwein nicht blos an Güte und Stärke gleichkommt, sondern ihn auch an lieblichem Geschmack noch übertrifft;
2) daß man von gleicher Ackerfläche einen fünffach höheren Gewinn hat, wenn man aus Kartoffeln brennt, als wenn man Rocken oder Weizen zu seiner Brennerei verwendet.

Deshalb will ich die Methode des Branntweinbrennens aus Kartoffeln, so wie ich sie bei dem Geheimen Regierungs Rath von Hinckeldey im Herzogthum Meiningen betrieben habe, und so wie ich sie für die vollkommnere halte, hier näher beschreiben. Es sind in der That dazu nur wenig Vorrichtungen nöthig. Meine Vorschläge laufen deshalb nicht gegen das „parcamus sumptibus" (laßt uns den Aufwand sparen) an, welches die Landwirthe jetzt mehr als jemals im Munde führen. Sie entsprechen vielmehr, wie ich hoffe, dem „augeamus reditus" (laßt uns auf Vermehrung unserer Einkünfte denken), und ich verspreche mir deshalb einige Nachfolger, da nur kleinmüthige Seelen aus den Zeitläufen die Entschuldigung für den Mangel ihrer Betriebsamkeit herzunehmen pflegen.

Die hier vorzutragenden bessern Handgriffe bei der Kartoffeln-Brennerei beschränken sich auf das Kochen der Kartoffeln durch Dampf; auf das zweckmäßige völlige Zerreiben derselben mittelst der Kartoffelnmühle; dann auf die richtige Temperatur bei der Einmaischung, und endlich auf ein gutes Gährmittel statt des Bierhefens.

Die Kartoffel will durchaus im Dampf oder Schwaden gahr gekocht seyn, wenn sie uns guten Branntwein liefern soll. Die Kartoffel, welche in Wasser gekocht wird (wie die meisten Brenner thun) verliert den größten Theil ihres Zuckerstoffs, und auch das in selbiger befindliche Kraftmehl erhält dadurch eine nachtheilige Zersetzung. Bei dem Kochen mittelst der Dämpfe bleibt die Kartoffel heil, und behält folglich die wichtigsten Theile, die den Spiritus zuwege bringen. Ausserdem verliert die im Dampf gekochte Kartoffel alle wässerigten und erdartigen Theile, die beständig während dieses Kochens in der Gestalt eines schwarzbraunen Wassers ablaufen, und welche sich nothwendig mit der im Wasser gekochten Kartoffel innig verbinden müssen. Diese Theile sind es hauptsächlich, die dem Kartoffelbranntweine den unangenehmen Geschmack geben, so wie der Umstand, daß die im Wasser gekochte Kartoffel einen grossen Theil ihres Zuckerstoffs im Wasser aufgelöst zurückgelassen hat, die Ursache ist, weshalb der davon extrahirte

trahirte Geist immer eine gewisse Schwäche behält.

Die Vorrichtung zu diesem Kochen der Kartoffeln ist äusserst einfach. Man läßt einen Zuber von etwa einen Zoll dicken eichenen Brettern machen, der mit eisernen Reifen beschlagen wird, und im Boden 5 bis 6 einen Zoll große Löcher hat, damit das mehr erwähnte schwarzbraune Wasser aus den Kartoffeln abziehen kann. Dieser Zuber muß zu einer 25 Eimer haltenden Blase 2 Fuß 6 Zoll hoch, oben eben so weit, unten aber nur 2 Fuß weit seyn. Er wird dann gerade 2 Casseler Viertel (1½ Malter Hannöverisch) fassen, als so viel zu dem jedesmaligen Einmaischen erforderlich ist. An diesem Zuber sind drei Stäbe, welche im Dreieck stehn, und anderthalb bis zwei Fuß länger als die übrigen sind, und den Fuß des Zubers bilden. Dieser Zuber hat oben an der Seite ein Loch, welches gerade da angebracht ist, wo die Röhre des Blasenhelms in dasselbe einpasset, wenn der Zuber neben der Blase steht. Der beste Zeitpunkt des Kochens ist, wenn gerade der Spiritus abgetrieben ist. Es wird alsdann die Röhre des Helms, die nach der Seite herumgedreht wird, wo der Zuber steht, in das Loch eingelassen, vorher aber werden die reingewaschenen Kartoffeln in den Zuber gethan, nachdem vor den Ausgang des Helmrohrs ein mit einer Hohlkehle versehenes Stück Holz queer durch den Zuber durch vorgesetzt ist, in dessen Höhlung der Dampf nach unten und so durch den ganzen Zuber sich verbreiten kann. Der Zuber wird darauf mit einem Deckel und Queerholz fest zugemacht. Nun wird die Röhre des Helms in das Loch gethan, und nebst dem Helm gehörig verkittet; die Kartoffeln werden dann von den Dünsten, die aus dem in der Blase befindlichen Phlegma aussteigen, in 2 Stunden mürbe. Um diese Mürbigkeit zu beurtheilen, ist unten am Zuber ein Spundloch angebracht, welches während des Kochens zugemacht seyn muß, und durch welches man mit einem Stocke, den man nach verschiedenen Richtungen in den Zuber stößt, versucht, ob alle Kartoffeln weich sind. Eine andere Probe, daß die Kartoffeln weich sind, ist die, wenn der Zuber aberall gleich durchwärmt ist. Hat man einen besondern Wärmekessel, so kann man auch die Kartoffeln in einen darüber gesetzten mit Löchern im Boden versehenen Zuber kochen. Diese Vorrichtung ist aber nicht so vortheilhaft.

Sind nun die Kartoffeln gekocht, so kommen sie sofort auf die Mühle, um zu einem Brei zerquetscht zu werden. Von dieser Mühle findet man eine Abbildung in Krünitz Encyclopädie Theil 35. Taf. 2. Figur 1944. Jedoch ist die daselbst abgebildete Maschine nicht ohne Fehler, da 2 Arbeitsleute zu deren Gebrauch nöthig scheinen.

Ich will versuchen, die ungleich einfachere Maschine dieser Art zu beschreiben, bei welcher nur ein Arbeiter nöthig ist, sie in Bewegung zu setzen. Sie besteht aus einem jener Abbildung ähnlichen Kasten, auf welcher ein hölzerner Trichter steht, in welchen die Kartoffeln gethan werden, und aus welchem sie auf zwei (nicht gereifte) hölzerne Walzen fallen, die keinen vollen Zoll von einander stehn dürfen, und sich gegen einander bewegen. Um diese Bewegung der Walzen gegen einander hervorzubringen, ist an der einen Walze, an welcher der Kürbel zum Drehen befindlich ist, auswärts am Kasten ein Kammrad, welches in das an der zweiten Walze befindliche Triebrad genau einfaßt. Auf die Art fallen die Kartoffeln zerquetscht unter die Walze in ein daselbst eingesetztes Behältniß, von wo sie in die Maischbütte kommen.

Ich muß noch bemerken, daß die Walze 1 Fuß 2 Zoll in der Länge, und die größere 1 Fuß, so wie die kleinere 8 Zoll im Durchmesser halten müssen. Diese Verschiedenheit der Walzen ist ein Hauptrequisit, damit sich die Kartoffeln nicht verstopfen.

Nun wird zum Einmaischen geschritten, wobei auf richtige Temperatur alles ankommt. Folgendes Verhältniß hat mir von Michaelis, wenn die Kartoffeln ausgethan werden, bis Pfingsten, wo unser Vorrath zu Ende ging, immer gute Dienste geleistet. Das Verfahren dabei ist folgendes:

Man nimmt 60 Maaß heißes und 20 Maaß kaltes Wasser (zwei ordinaire platte Weinbouteillen fassen ungefähr ein Casseler Maaß), rührt in dieses 2 Casseler Metzen Gersten-Malzschroot ein; sodann nimmt man die zerriebenen 2 Viertel Kartoffeln, so lange sie noch warm sind, also unmittelbar nach dem Mahlen, maischt sie gleichfalls ein, und gießt dann, unter fleißigem Umrühren, noch 60 Maaß heißes und 20 Maaß kaltes Wasser zu. Nach etwa zwei Stunden kühlt man ab, und thut ein halbes Maaß guten Oberhefen oder 4 Maaß von dem nachher beschriebenen Gährwerk hinzu. Nach vier Tagen ist diese Maische klar, und zum Gebrauche gut, und folglich muß man 4 Bütten halten, um continuirlich brennen zu können.

Da man indessen nicht immer guten Oberhefen haben kann, und dieser auch gewöhnlich eine tägliche Ausgabe von 6 bis 8 Ggr. macht, so wird es gerathen seyn, auch hier wie in den Kornbranntweinbrennereien zu einem künstlichen Gährmittel seine Zuflucht zu nehmen. Da man aber hier nicht so, wie bei den Fruchtbrennereien aus den Maischbütten den in einem Zuber aufbewahrten Satz erneuern kann, so gehört hiezu eine eigene Art, deren ich mich immer mit gutem Erfolge bedient habe, und welche

welche ich deshalb hier beschreiben will. Man nimmt 4 Metzen Gersten-Malzschroot, schüttet dies in einen Zuber, ungefähr einen halben Ohm haltend, brühet sie unter immerwährendem Umrühren mit 12 Maaß heißem und 4 Maaß kaltem Wasser ein. Alsdann kocht man 3 Pfund Hopfen 2 Stunden lang, und gießt dieses Absud gleichfalls hinzu. Wenn nun diese Mischung lauwarm geworden ist, so gießt man 1 Maaß guten Oberhefen hinzu, rührt es um und deckt es zu, worauf es nach 24 Stunden zu gebrauchen ist. Will man dieses Gährmittel noch wirksamer machen (obgleich es an sich gute Dienste leistet) so nimmt man Weinstein, Salpeter und calcinirte Pottasche, von jedem 4 Loth, und thut sie zu dem Gährwerk hinzu. Oft wenn nach 6 oder 8 Wochen dieses Gährwerk seine Dienste versagen will, thut man die gedachten Ingredienzien mit etwas Hefen hinzu, um es zu erfrischen, und kann dann des Effekts gewiß seyn.

Uebrigens wird man nur nöthig haben, dieses Gährwerk, wenn es zu sauer werden sollte, in einem Jahre etwa viermal aufs neue zu machen. Um es im Stande zu erhalten, thut man täglich so viel Gersten-Malzschroot, als man Gährwerk zur Anstellung der Bütte davon genommen hat, nachdem man dasselbe mit heißem Wasser in einem besondern Gefäß eingerührt hat, ziemlich warm hinzu.

Ich will nun noch einige Bemerkungen, diese Art der Brennerei und ihr reines Provenu, so wie ihr Verhältniß zur Kornbranntweinbrennerei betreffend, hinzufügen.

Man wird von einer nach obiger Art eingemaischten Bütte etwa drei Blasen voll Maische bekommen, aus der man 100 bis 108 Maaß sogenannten Lutter gewinnen wird, und wovon man 17 bis 18 Maaß guten Branntwein abziehn kann.

Uebrigens habe ich bemerkt, daß frische Kartoffeln mehr und bessern Branntwein geben, als solche, die schon lange eingekellert gewesen sind. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß das Spülicht bei der Kartoffelnbrennerei dem Mastvieh aller Art angenehmer und gedeihlicher ist, als das Spülicht von der Fruchtbrennerei.

Schließlich will ich nun noch eine Parallele zwischen beiden Brennereien ziehen, zwischen einem Acker Rocken, und einem Acker Kartoffeln, die beide zu Branntwein verwandt sind.

Ein Acker zu 150 vierzehnfüßigen Quadratruthen, mit Kartoffeln bestellt, kostet:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| An Ackerpacht — — — | 1 | Thlr. | 12 | ggr. |
| Zweimal zu pflügen — — — | 1 | — | — | — |
| 6 Fuder Dünger, halb — — | 3 | — | — | — |
| Einsaat in die dritte Furche zu $3\frac{1}{2}$ Vrtl. à $1\frac{1}{3}$ Thlr. | 4 | — | 16 | — |
| In die Furche zu legen 4 Menschen $\frac{1}{2}$ Tag, à 3 ggr. | – | — | 6 | — |
| Einmal mit der Handhacke behackt — | 1 | — | 8 | — |
| Zweimal bepferdehackt — — | – | — | 8 | — |
| Auszuthun 24 Menschen in einem Tage — | 3 | — | 12 | — |
| Zuhausefahren 3 Fuder — — | 1 | — | — | — |
| Summa | 16 | Thlr. | 14 | ggr. |

Hievon habe ich in guten Mitteljahren zu erwarten
42 Viertel Kartoffeln, diese geben an Branntwein,
à 2 Viertel, 17 Maaß, beträgt 357 Maaß, à 9 ggr. 133 Thlr. 21 ggr.
Hievon wäre nun noch abzurechnen,

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Bau der Kartoffeln — | 16 | Thlr. | 14 | ggr. |
| Consumtionssteuer auf 21 Tage von einer 25 Eimer haltenden Blase à 1 Thlr 5 ggr. — — | 25 | — | 9 | — |
| 21tägiger Brennerlohn, à 8 ggr. | 7 | — | – | — |
| 41 Metzen Malz — — | 7 | — | 21 | — |
| Zinsen vom Capital der Brennerei à 600 Thlr. 5 pro Cent — | 1 | — | 18 | — |
| | 58 | Thlr. | 14 | ggr. |
| Bleibt rein — | 75 | — | 7 | — |

Der Nutzen des Spülichts wird gegen Feurung und Licht gerechnet.

Dagegen verhält sich nun ein Acker Rocken, wie folgt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Ackerpacht — — — | 1 | Thlr. | 12 | ggr. |
| 6 Fuder Dünger, halb — — | 3 | — | — | — |
| Dreimal zu pflügen — — — | 1 | — | 12 | — |
| Zwei Eggezüge — — — | – | — | 8 | — |
| Einsaat à 6 Metzen — — | 1 | — | 12 | — |
| Zu schneiden — — — | – | — | 12 | — |
| Binden und nach Hause bringen — | – | — | 12 | — |
| Summa | 8 | Thlr. | 20 | — |

Dar-

| | | | |
|---|---|---|---|
| Daraus erhält man zum 7ten Korn 2 Vrtl. 10 Mtz. wovon das Vrtl. circa 240 Pfund wiegt; aus diesen 42 Metzen würde man mit einem Zusatz von 5 Metzen Gersten-Malzschroot 68 Maaß Branntwein brennen, à 9 ggr. — — | | | 25 Thlr. 12 ggr. |
| Davon geht ab 2tägiger Brennerlohn, à 8 ggr. — | - Thlr. | 16 ggr. | |
| Consumtionssteuer — — | 2 — | 10 — | |
| Schrootzettel circa — — | - — | 7 — | |
| Mühlenkopf — | - — | 8 — | |
| 5 Malter Malz circa — | - — | 22 — | |
| Ackerpacht 2c. — — | 8 — | 20 — | |
| Drescherlohn — — | - — | 16 — | |
| | | Summa | 14 Thlr. 3 ggr. |
| | | Bleibt rein — | 11 — 9 — |

Der Nutzen des Spülichts wird hier wie oben gerechnet.

Die Resultate sind folglich:

Von einem Acker Kartoffeln hat man rein 75 Thlr 7 ggr., wenn man sie zu Branntwein verwendet. Man braucht aber 21 Tage Zeit zu diesem Brenngeschäft. Von einem Acker Rocken hat man rein 11 Thaler 9 ggr., folglich hat man 63 Thaler 22 ggr. baare Einnahme weniger, braucht aber nur 2 Tage Zeit. Es ist daher ausser Zweifel, daß ein Acker Kartoffeln bei der Brennerei fünfmahl so hoch benutzt wird, als ein Acker Rocken, selbst wenn man das Rockenstroh noch in Anrechnung bringen wollte; dagegen ist aber auch nicht zu leugnen, daß man in ein und derselben Zeit ungleich weniger brennt. Hier kommt es also blos auf die Frage an, will man als Fabrikant in der kürzesten Zeit den meisten Spiritus gewinnen, so muß man Frucht brennen; will man aber als Grundeigenthümer oder Pächter seiner Ackerfläche den höchsten Gewinn abgewinnen, so muß man Kartoffeln distilliren.

Die Einrede, daß man zu dem Kartoffelnbranntwein keinen Käufer finden würde, bedarf keiner Widerlegung. Ein auf die angezeigte Art distillirter Kartoffelnbranntwein übertrifft sogar den Kornbranntwein, und gute

gute Waare ist leicht an den Mann zu bringen. Ein guter Wein bedarf keines Kranzes. Um und neben uns zu Simershausen brannte man aus Korn, und unser Branntwein fand immer seine Abnehmer zu denselben Preisen, wozu unsere Rivale verkauften.

---

An v. Halem auf sein Gedicht:

## Jesus der Stifter des Gottesreichs.

(Hannover im Verlage bei den Gebrüdern Hahn.)

Mich hat Dein Lied mit sanftem Ton umschwebet,
Wie ferneher des Hirten Flöte tönt,
Wenn sich das stille Abendroth erhebet,
Die Quelle nur den todten Wald belebet,
Und Himmelsruh das wunde Herz versöhnt.

Homer versinkt in heilig dunkle Sagen
Und Maro singt ein wundervoll Gedicht.
Du hast des alten Vorrechts Dich entschlagen.
Dein Bild, mit reinen Zügen aufgetragen,
Bedarf der magischen Beleuchtung nicht.

Du läßt uns hier den kleinen Schauplatz sehen,
Wo die Vernunft den großen Sieg gewann.
Der blaue Jordan spielt um grüne Höhen,
Man fühlet sanfte Wärme um sich wehen
Und blicket fromm in's heil'ge Kanaan.

Witschel.

Neues
Hannoversches Magazin.
16tes Stück.
Montag, den 22ten April 1811.

## Etwas zur Bestätigung des hohen Alters der Stecknitzschiffahrt zwischen der Ostsee und der Elbe.

Daß die Stecknitz vom Möllnschen See ab, bis in die Trave bei Lübeck, schon 1390 mit Schiffen befahren, und daß von dieser Zeit an die Delvenau, welche bei Grambeck eine gute Stunde vom Möllnschen See entspringt, verschiedene Bäche aufnimmt, und etwas oberhalb Lauenburg in die Elbe fällt, auch zur Schiffahrt vorbereitet worden, bestätigt folgendes Document oder Brief des Herzogs Erich von Sachsen, in plattdeutscher Sprache, de Anno 1390 Johannis Baptistae:

Dorch Mitwillen user Herschop, uses Landes und enes jewelcken deme to Frede unde to Rechten neringe leve is. So hebbe wy Erik de Jünger van Godes Gnaden, Hertoge to Saßen, to Engern und to Westpfalen us verdregen unde verenet, mit den erbaren Heren Borgermeisterren unde Ratmannen der Stat to Lübek, also dat wy unse Erben und Nakomelinge dat Water dat de Delvenau gehеten is, dat dar flüt twischen der Elbe unde deme See to Möllen willen rümen unde düpen laten, wor das noth is, also rum unde deep, dat man dar ladene Schepe fahren möge, van der Elbe ansarenthe to der Bockhorster Mölen, unde fahret van der Bockhorster Möllen wente an den See to Mölne, up unde neder, ende also rum, dat twe Schepe schullen also grot wesen, alse de sint de man föhret twischen Lübeke unde Mölne up der Stecknitze *). Hier wil wy Erik Hertoge to Saßen vorbenдemt mit usen

*) Die Stadt Mölln nebst der Voigtey gehörte der Zeit und noch lange hernach der Stadt Lübeck, und ist erst in neuern Zeiten an Hannover abgetreten.

usen Lüden unde mit user Manne Lüden to helpen, also dat wy alle Jahr, ja in deme Jahre darto helpen willen twintig Dage, unde gewelkes Dages mit drittig Lüden, also lang want dit Water gemaket is, also verschreven steit; unde deße Lüde, de wy alldus dartodoen, de süllen sich sü ves beköstigen. Ok schall dit vorbenoemte Water fry wesen allen Lüden, sundergen deme mene Kopmanne to ewigen tyden to brukende wo se eiren rechten Tollen geven, unde was se plichtig sind to Lauwenborg. Behalven Misdederen, alse Röveren, Mörderen unde deren, unde wär et dat jemand Mißethat thare, an Morde, an Rove, edder an Dure, de edder den schullen wy Erik Hertoge te Saßen vorbenömnt mit deme Rade to Lübek un se mit us verfolgen unde verrichten, alse dat Recht utwyset, und user nene schall sich mit en freden edder sönen, noch Felicheit geven, sünder des anderen Vullbort. Ok will wy Erik vorbenömtenen fryen Trylweg schaffen und holden to beyden Syden uppe deme usen und user Mannen Gude, deßes vorbenömten Waters twölf Fote breet von der Elve an, wente an den Zee to Möllen. Wär et ok dat jemand breke van welker mate dat wäre, de, edder de jene schullen ere Rechte darümme lyden, und schullen dat beteren, unde wat darom failt und werth, dat schall use und user Erven wesen, doch en schall nen Schipman edder jenig man den anderen Gut verbreken, edder verwerken. Ok schulle wy Erik vorbenömt affbringen de Mölen to der Boken und dar Nöge umme maken, den jenen, der idere Erve is. Ok schulle wy Erik vorbenömt, dit vorbenöemte Water, den treyln Weg, Schepe und Gut, und wat man up deßeme vorbenämte Water föret, unde de Lüde darto hören, beschermen, vordeghedingen unde bewahren vor uns rechter Walt, in guden Truwen, na aller user Möglichkeit, sünder Argelist. Hierumme hebben uns gegeven de Erbarn Heren Burgermeistere und Radtmannen der Stadt to Lübeke dre dusend Mark lübischer Penninge, dese Summen Geldes, de se us hier verschreven hebben, und wat it en vort kostet, dit vorbenämte Water te rümende und dupende, dat mögen se wedder upbaren, in dem negesten söventin Jahren, wanne dit Water gemaket is, alse verschreven steit, in welker Wyse en dat bequeme is, und behaget, und wanne dese vorschrevene söventin Jahre umme komen synt, so schall ein Tolen up deßeme Water wesen und bliven to ewigen Tyden, also dat man von jewelken Wispel Weten, Roggen, Garsten, Haveren, Bonen, Erveten, Linzenpes schall geven achte Penninge, van der Last Haringes und der Last Soltes, einen Schilling, van eine Tonne droge edder nat twe Pennige, van eneme Fate it syn bereven edder nicht, dre Penninge, van enem Pund schwares, dat sy Wand, Linnewand,

tedder

edder Kopper, Isern, Stael edder Blye, edder welkerlye dat Pund schwar is, wäre ok, dat man Wand förete up deßeme vorbenömte Water, des min wäre, dann ein Pund schwares, so schall man van gewelken Lakene geven enen Penning, van emene Styge Käse twe Penninge unde dyße Tolne schall use in bede Syden wesen und blyven, also dat wy Erik vorbenömt und use Erven de Helfte des Tollen schullen hebben, unde de Erbaren Heren Burgermestere und Radtmanne der Stadt to Lübeke de Helfte, und dat schall waren to ewigen Tyden.

Alle deßer verschrevene Stücke to uhrkunde, so hebben wy Eryk Hertoge to Saßen vorbenömt use Insegel vor uns, use Erven und Nakömelinge, mit Willen unde Vullbort alle derjennen de damit rechtig vullborden schollen, vor deßen Bref gehengen laten, Hie hebben aver unde angewesen, use leve Truwen, Herr Wasmod Schake Ridder, Detlef Gronaw, Volquein Scharpenbarch, Otto Schaken, Lübeke Schakt, Henrich Schake Knapen, Gerke Tolmar unse Ammann und Hermann Dieseskop 1. Schryper. Unde is gescheen in den Jahre Goddes, Dusend Drehundert, in deme negentigsten Jahre, in des Hilligen Heren Sancte Johannes Baptisten Dage, to midden Sommer.

### Anmerkung.

Die jetzt zwischen Lübeck und Lauenburg befindlichen 14 Stauschleusen sind nicht zugleich, sondern nach und nach angelegt worden. Die zwei Hahnenburger-Schleusen nahe bei Mölln und die Palmschleuse oberhalb Lauenburg sind Kastenschleusen. Erstere sind in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts erbauet; die Palmschleuse, welches die größeste und beste ist, wurde 1724, so wie sie jetzt ist, angelegt, und soll dermalen 22,000 Thaler gekostet haben. Anjetzt würde sie gewiß auf 40,000 Thaler zu stehen kommen.

6.

---

## Ersatzmittel des indischen Zuckers für die bürgerlichen Haushaltungen.

Wie viele der nützlichsten Entdekkungen und Verbesserungen in verschiedenen Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und technischen Gewerben haben nicht das Schicksal, erst geraume Zeit nach ihrer Erfindung mit

mit ihrer Nutzanwendung in das praktische Leben zu gelangen? Die Ursachen davon sind mancherlei, hauptsächlich aber mag der Grund wohl darin liegen, daß man noch nicht genug darauf bedacht war, die ausgemachten Thatsachen und Wahrheiten schneller wie gewöhnlich in Publicität zu bringen.

Die in jeder Hinsicht vortreffliche Entdeckung des berühmten Chemikers, Herrn Geheimen Raths Hermbstedt, die bessern und wohlfeilern Bereitungen, als Stellvertreter des indischen Zuckers, war mir viel zu wichtig, als daß ich sie nicht sollte einem Blatte widmen, welches von jeher wegen seiner interessanten und nützlichen Abhandlungen von Jedermann mit Vergnügen gelesen wurde, und mir daher zur populairen Bekanntmachung jener Entdeckungen am passendsten schien. Die Vorschriften des Herrn Geh. Raths Hermbstädt zu den Bereitungen selbst sind folgende:

## 1) Zubereitung eines schönen zuckerreichen Syrups aus Birnen.

Die Birnen, vorzüglich die süßen, saftreichen, wie Malvasier-, Bergamotten-, Franz-, Jungfernbirnen &c., sind so reich mit Zuckerstoff beladen, daß man sich in der That wundern muß, ihren Gehalt an Zucker nicht schon früher für die Haushaltungen benutzt zu sehen.

Zwar bereitet man in Thüringen, und vielleicht in mehreren obstreichen Gegenden, ein Mus daraus, das statt des Honigs auf Brod genossen wird, das in der That sich durch Süßigkeit und Wohlgeschmack sehr zu seinem Vortheil auszeichnet. Dieses kann jedoch keinesweges den Zukker ersetzen, wenn Thee, Kaffee und andere Getränke damit versüßt werden sollen, weil dasselbe die Milch zum Gerinnen bringt, und außer seiner Süßigkeit auch stets einen Nebengeschmack nach gebratenem Obst zu besitzen pflegt.

Auch enthält das Birnmus neben dem Zuckerstoff alle markige Theile der Birnen in sich vereinigt, welche dasselbe zum Versüßen des Thees und Kaffees unbrauchbar machen. Soll dieses der Fall seyn, so muß man den reinen Zuckerstoff aus den Birnen in Form eines Syrups abzuscheiden bemüht seyn, welches folgendermaaßen veranstaltet wird:

Man befreiet die Birnen von der äußeren Schale, so wie von den Kernen; man zerreibt dieselben hierauf auf einem Reibeisen verdünnet den davon erhaltenen Brei mit der Hälfte seines Umfanges von reinem Flußwasser und presset ihn dann in einem linnenen Beutel unter einer gewöhnlichen Presse gut aus.

Dem gewonnenen Saft setzt man in einem Kessel so viel geschabte Kreide zu, daß der Saft von jeder Metze Birnen zwei Loth zu stehen kommt; man rühret alles wohl unter

einander, und erhizt nun das Ganze zum Sieden, worin man solches gegen 10 Minuten lang erhält, worauf das ganze Fluidum durch ein über einen viereckigen Rahmen ausgespanntes Stück Flanell gegossen wird. Hiedurch wird der Saft seiner Säure beraubt, die gewöhnlich neben dem Zuckerstoff in den Birnen enthalten zu seyn pflegt. Um aber denselben noch von den ihm beiwohnenden markigen Theilen zu trennen, sezt man dem entsäuerten Safte von einer Metze Birnen das Weiße von zwei Eiern hinzu, rührt alles kalt damit wohl zusammen, und erwärmt nun das Gemenge wieder zum Sieden. Das Eiweiß nimmt alle markige Stoffe in sich, macht selbige gerinnen, und der Saft nimmt eine reine klare Beschaffenheit an. Man gießt ihn nun abermals durch ein Stück Flanell, und kocht das Durchgelaufene abermals bis zur Consistenz eines gewöhnlichen Syrups ein.

Man gewinnt von jeder Metze Birnen ein halbes bis drei Viertel Pfund Syrup, der hellgelb von Farbe, so wie von einem reinen süßen Geschmack ist, und im Thee und Kaffee, so wie zu Kuchenwerk, zum Versüßen der Speisen u. s. w. statt des Zuckers benuzt werden kann.

## 2) Zubereitung von Syrup und Rohzucker aus dem Safte der Ahornbäume.

In Gegenden, wo viele Laubholzwälder, und in diesen Ahornbäume, gleichviel von welcher Species, vorhanden sind, können dieselben ohne Nachtheil für ihre Gesundheit benuzt werden, und kann man in jedem Winter einen brauchbaren Syrup, auch einen trocknen Zucker daraus darstellen, die beide statt des gewöhnlichen indischen Zuckers in Nutzanwendung gesezt werden können.

Zu dem Behuf werden die Ahornbäume, am besten im Monat Januar, 18 Zoll hoch von der Erde, gegen Morgen, gegen Abend und gegen Mittag mit einem gewöhnlichen Hohlbohrer, der 6 Linien Durchmesser hat, bis auf das Holz, etwa einen Zoll tief angebohrt, in die Oeffnung ein Stück von seinem Mark befreietes Hollunderholz befestigt, und unter dessen nach aussen gehende Oeffnung ein glasurter Topf untergesezt.

Nach einem Zeitraum von ein Paar Stunden fängt der Saft an aus der Röhre herauszulaufen, und fällt in den Topf, aus welchem solcher, so oft er voll ist, in ein anderes Gefäß ausgegossen wird. Auf solche Art sammelt man während des Zeitraums von 5 bis 6 Tagen aus einem alten Stamme, der etwa 15 Zoll Durchmesser hat, gegen 36 Quartier Saft, der farbenlos ist, und sich durch einen angenehmen mildsüßen Geschmack auszeichnet.

Hat man eine gehörige Quantität gesammelt, so wird dieser Saft in einem Kessel nach und nach bis zur Consistenz des Syrups abgedunstet, und

und man gewinnt für jedes Quartier (gleich 28 Rheinl. Duodecimal Kubikzoll) 2 Loth 2½ Quentchen Syrup, der dem feinen weißen Zuckersyrup gleich ist; also aus einem Baume, der 36 Quartier liefert, 2 Pfund 29¾ Loth; woraus, wenn man ihm vollends langsam zum Trocknen abdunsten läßt, 1 Pfund 30½ Loth trockner Zucker gewonnen wird. Wird, nachdem der Baum zu tropfen aufgehört hat, die Wunde mit etwas Pech verklebt, so verharscht dieselbe ohne Nachtheil für die Gesundheit des Baums.

### 3) Zubereitung eines sehr brauchbaren Syrups aus Runkelrüben.

Um aus den Runkelrüben einen sehr brauchbaren Syrup darzustellen, der dem gewöhnlichen braunen Zuckersyrup in jedem Falle gleich kommt, auch wohl denselben übertrifft, kann folgendermaaßen operirt werden:

Man wählt dazu weiße oder gelbe, die nicht sehr groß sind, und sich durch einen sehr süßen Geschmack auszeichnen. Man wäscht sie mit Wasser rein ab, befreiet sie von der Krone und der äußeren Schale, und zerreibt sie auf einem Reibeisen zum zarten Brei, welcher hierauf in einer Presse gut ausgepreßt wird.

Man bringt den erhaltenen Saft in einen kupfernen Kessel zum gelinden Aufwallen, wobei sich eine bedeutende Quantität Pflanzenweiß, in Form von Schaum, herauswirft, welcher mit einer Schaumkelle abgenommen wird.

Ist der Saft geschäumt, und so klar, daß ein Tropfen desselben gegen das Licht gehalten, durchsichtig wird, so setzt man ihn für jedes Quartier 80 Gran gebrannten Kalk zu, der vorher mit 20 Gran Wasser gelöscht worden ist, rührt alles wohl unter einander, und erhält das Ganze zwei Stunden lang in gelindem Sieden, worauf alles in einen Topf gegossen und 24 Stunden ruhig stehen gelassen wird.

Man findet hierauf den Saft klar, wie Wein. Das Klare wird nun abgegossen, der trübe Rückstand durch einen Spitzbeutel von Flanell filtrirt, und nun das Fluidum abermals in den Kessel gebracht, für jedes Quart Saft 2 Loth gut ausgeglühete und gepulverte Kohle zusetzt, und eine Stunde lang damit in gelindem Sieden erhalten, worauf das Ganze abermals durch einen Spitzbeutel von Molleton oder von Filz gegossen wird. Jetzt rührt man nun dem kalt gewordenen Saft für jedes Quart ½ Tasse frisches Rindeblut, oder an dessen Stelle das Weiße von 2 Eiern zu, und läßt das Ganze nach und nach zum Sieden kommen, in welchem solches so lange erhalten wird, bis der Saft sich völlig geklärt hat.

Derselbe wird nun abermals durch Flanell gegossen, und das Durchgegossene hierauf zur Syrupsconsistenz abgedunstet.

Aus

Aus einem Berliner Scheffel Runkelrüben gewann Hr. G. R. Hermbstädt auf diesem Wege 7 Pfund Syrup, der sich durch eine hellbraune Farbe und einen sehr reinen zuckerreichen Geschmack auszeichnete, sich Jahre lang hielt, ohne die mindeste Verderbniß zu erleiden, und zum Versüßen der Speisen statt des Zuckers mit Vortheil angewendet werden konnte.

Sollte ich durch die Bekanntmachung dieser Bereitungsmethoden, die um so zuverlässiger sind, weil sie von einem Manne herrühren, dessen Vorschläge sich immer auf Thatsachen gründen und keinesweges auf Theorien ohne Praxis beruhen, nur in etwas nützlich werden, so würde es mir angenehm seyn, etwas zu allgemeinerer Verbreitung der Surrogate des Zuckers beigetragen zu haben.

J.

---

## Sonderbare Art von Rechnungen und Quitungen in Norwegen.

Von Christiania, Norwegens Hauptstadt, aus, wird bekanntlich ein sehr großer Handel mit Brettern getrieben, welche, besonders wegen der sehr großen Genauigkeit, mit welcher sie geschnitten werden, vor andern beliebt sind. Im Winter werden sie auf unzähligen Schlitten von den Gebürgen herab nach der großen Bretter- und Balken-Niederlage bei Christiania gebracht. „Alles, sagt von Buch *), drängt sich auf diesem großen Platze zusammen, der den ganzen Raum gegen das Wasser hin zwischen der Stadt und der Vorstadt Waterland ausfüllt, und der so weit gegen das Ende des Meerbusens sich fortzieht, daß die Schiffe fast unmittelbar die aufgesetzten Planken berühren. Demohngeachtet ist die ganze Ablage am Ende des Winters zu einer großen Bretterstadt geworden; man verirrt sich in der Menge der aufgesetzten Gänge und Straßen; auch geht hier das Gewimmel der bretterbringenden Bauern fast unaufhörlich fort, so lange noch Schnee das Kommen erlaubt. Haben sie ihre Bretter den Aufsehern überliefert, so schreiben ihnen diese mit Kreide große Zeichen und Zahlen auf den Rücken, welche den Bretterherrn, den Ort, woher die Bretter gebracht sind, so wie die Menge

*) Reise durch Norwegen und Lappland. Th. 1. S. 72, 73.

Menge der gebrachten Bretter andeuten. Da sieht es nun ganz wunderbar aus, wie jetzt die Bauern, mit diesem ganz originellen Wechsel auf dem Rücken, fortlaufen, so eilig sie können, nach den Comtoirs der Groshändler in den Quartalen *). Jeder Aufenthalt oder jedes andere Geschäft könnte die Zeichen auf dem Rocke in die Gefahr des Verwischens bringen, und dann hätten sie den Beweis ihrer Schuldforderung unwiederbringlich verlohren. Kommen sie vor den Cassirer, so haben sie nie ein Wort zu sagen nöthig. Sie präsentiren den Rücken, und sie werden sogleich ohne Widerrede bezahlt. Und die Bürste, mit welcher der Cassirer über den Rücken hinfährt, ist die Quitung des Bauern."

*) Straßen, wo die Capitalisten, Großhändler ꝛc. wohnen.

## Bereitung der algierschen Butter.

Im Algierschen, in Afrika, macht man die Butter nicht in Butterfässern, wie bei uns. Sie wird da in Schläuchen von Schaafsfellen, deren rauhe Seite nach Innen zu gekehrt ist, verfertigt. Man gießt die Milch in dieselben, und schüttet sie so lange, bis sich die Buttertheile absondern und bilden. Nachher werden diese ohne weitere Umstände in kleine irdene Gefäße, die ½ bis 1 Pfund enthalten, zusammengeknetet, und zum Verkauf ausgestellt, oder für die Haushaltung aufbewahrt. Die algierschen Weiber sind so wenig ekelhaft und reinlich, daß sie diese Butter nicht einmal erst auswaschen, und von Haaren reinigen, auch wird sie nicht gesalzen. Für Europäer soll sie eben so wenig in diesem Zustande genießbar seyn, als die dortigen Käse, welche mit gleicher Nachlässigkeit gemacht werden. *)

*) S. Nachrichten und Bemerkungen über den algierschen Staat. Theil 3. Seite 626.

257 Neues 258

# Hannoversches Magazin.

17tes Stück.

Montag, den 29ten April 1811.

## Beitrag
### zur Biographie des Hofraths und Professors
### Johann Beckmann.

Von dem Schmerze noch tief durchdrungen, den die unerwartete Todesnachricht des edlen, des herrlichen, des gelehrten Mannes, welcher der Gegenstand dieses Aufsatzes ist, mir verursacht hat, ergreife ich die Feder, um dem Publikum, und vorzüglich den Verehrern und Freunden des Verewigten, einige Lebensumstände dieses meines Jugendfreundes in der schmeichelhaften Hoffnung bekannt zu machen, daß solche vielen der Leser nicht ohne einiges Interesse seyn werden, zumal da er als großer Gelehrter im In- und Auslande sich so rühmlich bekannt gemacht, und große Verdienste, besonders um die Universität Göttingen, sich erworben hat.

Er liebte es, wenn in diesem Magazin Nachrichten von verdienten Männern, besonders wahren Hannoveranern, mitgetheilt wurden, daher wähle ich gleichfalls diesen Weg der Bekanntmachung, weil er als höchst verdienter Gelehrter allgemein geschätzt und verehrt, und wahrer Hannoveraner, im ganzen Umfange des Worts, war.

Für vollständige Biographie erkläre ich diese meine kleine Schrift nicht, wie auch die Ueberschrift ergiebt; vielleicht kann sie dem künftigen Biographen meines Freundes als Zubuße dienen; ich wünsche nur, daß man sie als Denkmal der innigsten Freundschaft betrachte.

Jugendfreunde waren der Verewigte und ich, denn wir hatten das Städtchen Hoya an der Weser zu unserm gemeinschaftlichen Geburtsorte, und waren im Alter nur acht Monate unterschieden. Von daher datirt sich unsere, in der Folge so innige, herzliche Freundschaft, welche, ob uns gleich in unsern männlichen Jahren

die Vorsehung keinen gemeinschaftlichen Wohnort angewiesen hatte, ausgenommen, daß wir im Jünglingsalter zu gleicher Zeit, von 1758 bis 1762 unsere akademische Laufbahn in Göttingen machten, auch das letzte halbe Jahr auf einer Stube beisammen wohnten, dennoch nachher durch steten Briefwechsel a) aus und nach den entfernten Ländern, welche mein unvergeßlicher Busenfreund bereisete, stets unterhalten, genährt und befestigt, und bis an seinen Tod, ohne daß solche je getrübt worden, fortgesetzt ist.

Johann Beckmann war am 4ten Junii 1739 zu Hoya, wie schon gesagt, gebohren. Sein Vater, Nicolaus Beckmann, gebohren zu Verden am 9ten März 1700, war Contributions-Einnehmer und Postverwalter in Hoya, und bewohnte daselbst einen eigenthümlichen, angekauften, nicht mit Ackerland verknüpften, adelich freien Hof, dessen Besitzer jetzt der Bürger und Färber, Hr. Meyer, ist. Der Vater starb schon am 20ten Januar 1745, erreichte also ein Alter von nur 45 Jahren und 3 Monaten.

Seine Mutter, Dorothee Magdalene, Tochter des ersten Predigers zu Harpstädt, in der Obergrafschaft Hoya, Johann Schüler, war gebohren am 1ten Jan. 1719, erhielt nach dem Absterben ihres Mannes die von ihm verwaltete Postbedienung wieder, starb aber gleichfalls früh, am 20ten April 1763, an der Schwindsucht, wurde also nur 44 Jahre alt, nachdem sie 17 Jahre Witwe gewesen.

Sein Vater hinterließ, ausser seiner Witwe und dem ältesten, damals sechsjährigen Sohn, unsern Johann, noch eine vierjährige Tochter, Anne Marie b), und einen jüngern zweijährigen Sohn, Nicolaus c).

Die

a) Seine an mich geschriebenen Briefe bewahre ich noch sorgfältig, und liefere hier nur kleine Auszüge daraus.

b) Diese Tochter Anne Marie war gebohren 1741 am 23sten Februar, verheirathet 1759 mit dem Kaufmann D'werhagen in Bremen, ist, nebst ihrem Ehemann, schon vor mehrern Jahren gestorben, hat 7 Kinder, 4 Söhne und 3 Töchter hinterlassen, von welchen aber jetzt nur noch zwei Söhne und eine Tochter in Bremen leben. Die älteste schon verstorbene Tochter Adelheid war mit dem Kaufmann Bröckelmann verheirathet.

c) Nicolaus Beckmann, gebohren 1743. am 14ten April, wurde nach dem Tode seiner Mutter Postverwalter, gab aber im Jahre 1766 diese Stelle wieder auf, gieng um Michaelis des genannten Jahrs nach Göttingen, und studierte unter Leitung seines, eben als Professor daselbst angesetzten, Bruders Mathematik und Wasserbaukunst, bereisete in ähnlicher Absicht auf Befehl, und unter gnädiger Unterstützung damaliger hohen Königl.

Die fleißige, kluge, fromme, allgemein geschätzte Mutter unterließ nichts, was zur Erziehung ihrer drei Kinder dienen konnte, unterrichtete sie zum Theil im Hause selbst, wie denn auch der Sohn Johann, nach einem



Königl. Landes-Regierung, in den Jahren 1770 und 1771 Holland, England und Deutschland, wurde nach seiner Zurückkunft 1771 als Deich-Conducteur zu Wilhelmsburg angestellt, nicht lange nachher zum Deich-Inspector, und endlich zum Oberdeichgräfen zu Haarburg ernannt. Er verheiratbete sich mit einer Tochter des Oberdeichgräfen Bartels, ward früh Witwer, und starb am 25ten Julius 1786 mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter. Der Sohn ist, 13 Jahre alt, gestorben, die Tochter ist an den Kaufmann, Herrn Kober in Lauenburg, verheirathet. Der Oberdeichgräfe Beckmann war Correspondent der Societät der Wissenschaften zu Göttingen und Mitgl. der Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, erwarb sich durch gründliche Kenntnisse seines Faches Zutrauen und Ruhm im In- und Auslande, und machte sich auch als Schriftsteller rühmlich bekannt. Seine Schriften sind:

1) Grundriß zur Kenntniß und Verbesserung der Flüsse und Ströme. Aus dem Holländischen übersetzt, verändert und vermehrt. Göttingen 1775. 6 Bogen in gr. 8.
   Vid. Gött gel Anz. 1775. St. 109. S. 973.
2) Entwurf zu einer neuen Deichordnung. Steht in seines Bruders Beiträgen zur Oekonom., Technol., Polizei- und Cammeralwissenschaft. Th. 3.
   Vid. Gött. gel Anz 1780. St. 112. S. 915.
3) Uebersetzung der Preisschrift der Amsterdammer ökonom. Gesellschaft: Ueber die Schädlichkeit und Ausrottung des Equiseti, oder Duwocks. Ist in seines Bruders Beiträgen zur Oekonom., Technol., Polizei- und Cammeralwissenschaft Th. 9. abgedruckt.
   Vid. Gött. gel Anz. 1785. St. 45. S. 441.
4) Von der auf den Dörfern in Niedersachsen zu bewirkenden Reinlichkeit in der Haushaltung der Landleute. Preisschrift der Societ d. Wiss zu Gött.
   Vid. Gött gel. Anz. 1786 St. 123. S 1229 ff.
   Diese Preisschrift befindet sich im Hannoverschen Magazin von 1786 St. 69 — 72.

Mehrere Aufsätze von ihm sind in diesem Magazin abgedruckt, von denen ich nur die folgenden nenne:

5) Vom Ursprunge und Erhaltung der Dünen. Jahrg 1772. St. 97. 98.
6) Von dem Kanal zwischen Frankreich und England. Jahrg. 1773. St. 34. 35. 88.
7) Von dem Bridgwaterschen Kanal. Jahrgang 1774. St. 47. 48 49.
8) Von Eisdämmen oder Eisstopfungen. Jahrgang 1778. Stück 102. 103.

nem zurückgelassenen, aber unvollendeten, Aufsatze über sich und seine Familie, wovon ich durch die Güte seines Sohnes, des jetzigen Hrn. Tribunalrichters Beckmann, einen Auszug vor mir liegen habe, ihr die Anfangsgründe der Rechenkunst verdankt; zum Theil schickte sie ihre beiden Söhne in eine öffentliche kleine lateinische Schule, welche ich auch besuchte; sie ließ jedoch in der Folge dem ältesten, unserm Johann, Privatunterricht geben, welches mir gleichfalls, auf Fürsorge meines Vaters, zu Theil wurde, aber bei einem andern Lehrer d).

Was unser Johann B. in dem eben erwähnten Aufsatze über sich u. s. w. von seiner Gesundheit in den Kinderjahren sagt, setze ich hier mit seinen eigenen Worten her:

„Der Witwenstand meiner Mutter ist eine rechte Kette von Ungemächlichkeiten und Unglück gewesen. Nicht wenig bin ich hieran selbst, wiewohl wider Willen, Schuld gewesen. Ich meine wegen meines beständigen Kränkelns. Denn wie ich meinem Vater in den beständigen Ohnmachten nachgeahmt, so ist auch fast kein Frühjahr vorbeigegangen, in dem ich nicht die Brustkrankheit gehabt. Meine Mutter hat mich zwei Jahre den Selterser Brunnen und zwei Jahre die Molkenkur brauchen lassen."

Die erzählte Kränklichkeit hat sich jedoch in den gefolgten Jünglingsjahren gänzlich verlohren, im Gegentheil hatte mein lieber sel. Freund eine gute, feste Gesundheit, und einen kraftvollen Körperbau durch sein ganzes Leben.

Nachdem er sein 15tes Jahr erreicht, hatte, wie er in dem mehrangeführten Aufsatze von sich u. s. w. anführt, sich die größere Sorge seiner Mutter für ihn angefangen. Sein Vater habe sich schon vorgenommen, ihn dem Studieren e) zu widmen, und seine Mutter habe dies, nach dem Tode seines Vaters, gleichfalls für gut gefunden f), wobei er jedoch mit Wahrheit versichere, daß sie ihn keinesweges dazu gezwungen habe. Sein Trieb dazu sey schon damals so groß gewesen, daß er sich auch für

d) Der Privat-Lehrer Joh. Beckmann's war der Candidat Holzhausen, Hauslehrer bei dem damaligen Kornschreiber Leporin, der meinige der Candidat Brunotto, Hauslehrer bei dem Zollverwalter Stegemann, dem Vater.

e) Hier ist wahrscheinlich wohl das theologische Studium zu verstehen.

f) Sie wünschte nemlich sehnlich, daß ihr lieber Sohn Johann Theologie studieren möchte.

für sich bemühet habe, den Anfang in Erlernung der Historie zu machen. Er habe seines Vaters Bibliothek, so viel seine Jahre zulassen wollen, gebraucht. Er habe Excerpte aus derselben gemacht, ja sey so weit gegangen, daß er sich auch bemühet Verse zu machen g). Er habe eine Familienhistorie, so gut er gekonnt, verfertigt, ja angefangen Bücher und Predigten zu machen. Alles dieses führe er blos deswegen an, damit man sehen könne, was für eine große Begierde zum Studieren er von Anfang gehabt.

Michaelis 1753 mußten wir beide uns trennen, weil mein Vater mich nach Ilfeld auf das Pädagogium brachte, und B. im Jahre 1754 mit seiner Mutter nach Stade reisete und von ihr dem gelehrten Rector des dasigen Gymnasiums, Gehle, zur Leitung und Unterricht übergeben wurde. Er hat sich dort durch grossen Fleiß, und die dadurch gemachten Fortschritte in den Schulwissenschaften, unter seinen Mitschülern bald ausgezeichnet. Sehr oft hat mir mein sel. Freund nachher die Gelehrsamkeit und den treuen Unterricht seines lieben Rectors Gehle dankbar gerühmt.

In Göttingen fanden B. und ich uns zu unserer großen Freude wieder: ich war Michaelis 1758 dort angekommen, und Ostern 1759 kam er auch. Obgleich Göttingen durch die damaligen kriegerischen Begebenheiten viel litt, manche unruhige und das Studieren störende Auftritte hatte, so ließen wir uns doch in unserer Freundschaft und unsern Studien nicht irre machen. B., der mehr aus Liebe zu seinen Eltern, als Neigung, bis dahin theologische Vorlesungen hörte, wagte es, in der Universitätskirche einmal die Kanzel zu besteigen. Ich war einer seiner Zuhörer. Ob er gleich seine Predigt mit Freimüthigkeit und Anstand hielt, so stand er doch von fernern Predigen und der Theologie, als Wissenschaft, ab, und studierte nun Physik, Mathematik, Naturlehre, Cameralwissenschaften.

Das letzte halbe Jahr, von Michaelis 1761 bis Ostern 1762, da wir beisammen auf einer Stube wohnten, wie ich auch schon oben angeführt, knüpfte unser Freundschaftsband noch fester.

Wie wir Ostern 1762 beide unsere akademische Laufbahn beschließen mußten, reiseten wir in Gesellschaft un-

g) Einen spätern Beweis seiner Poesie besitze ich in dem Hochzeitsgedichte, welches er im Jahre 1759 bei Gelegenheit der Verheirathung seiner Schwester mit dem Kaufmann D'werhagen gemacht hat.

unsers gemeinschaftlichen Freundes, des Dr. Joh. Ant. Friedr. Oldenbourg h), nach unserm Geburtsorte Hoya zu den Unsrigen zurück.

Im Sommer des Jahrs 1762 machte unser Johann B. eine Reise ins Braunschweigsche, besuchte in Scheppenstädt seinen Oncle, den Bürgermeister und Landcommissair Johann Schüler, Vater des vormaligen Reichs-Cammergerichts-Assessors Schüler zu Wetzlar und jetzigen Ministers, auch Oberappellations-Präsidenten zu Darmstadt Schüler von Sehnden. i) Mein Freund bereisete auch die übrigen Städte dieses Landes, als: Helmstädt, Wolfenbüttel, Braunschweig u. s. w., besah Bibliotheken, Naturaliensammlungen, Fabriken, suchte den dasigen berühmten Gelehrten, unter diesen besonders Jerusalem, bekannt zu werden.

Eine zweite, aber weitere, Reise unternahm er im Herbste 1762 nach Holland. Er trat solche am 21ten October von Hoya an, über Osnabrück, Zwolle, Uetrecht, Narden, Rotterdam, Amsterdam, Leiden, Delft, Ryswick, Haag, besah an allen Orten die Merkwürdigkeiten, als Bibliotheken, Fabriken, Naturaliensammlungen, unter letztern vorzüglich die des vormaligen Erbstatthalters, wozu man damals nur mit vieler Mühe gelangen konnte. Er fand daselbst eine erstaunliche Menge von Thieren und Mineralien, aus Ost- und Westindien, auch eine vollständige Sammlung von Gold- und Silberstuffen aus allen Bergwerken. Seine Rückreise nahm er über Franeker, Gröningen, Emden, Oldenburg, Bremen, und kam am 24ten Decbr. 1762 wieder in Hoya an.

Noch ungewiß und schwankend über sein künftiges Glück, erhielt er im

h) Derselbe wurde bald nach unserer Zurückkunft von Göttingen zum Brunnenarzt zu Rehburg ernannt, starb aber schon am 29ten März 1768 zu Neustadt am Rübenberge. Es finden sich von ihm in diesem Magazin vom Jahre 1766 Stück 24. Bemerkungen vom Rehburger Brunnen.

i) Der Herr Minister Schüler ist nebst seinem Herrn Bruder, dem Königl. Preussischen Oberstlieutenant, vom Kaiser Leopold geadelt, und ihnen der Name Schüler von Sehnden beigelegt worden, welchen Namen eine alte Familie, von der die Schüler abstammen, vormals geführt hat, wie ich aus einem Stammbaum sehe, welchen der hiesige Herr Consistorial-Secretair Schädtler, dessen schon lange verstorbene Mutter auch eine gebohrne Schüler, und namentlich die Schwester der Mutter unsers Johann B. war, mir zu communiciren die Güte gehabt.

im März 1763 ganz unvermuthet vom Dr. Ant. Fried. Büsching den Ruf als Lehrer an das von diesem errichtete lutherische St. Petersgymnasium in St. Petersburg. Da die Bedingungen, unter welchen man ihm diese Stelle antrug, annehmlich waren, so bedachte er sich nicht lange, sondern nahm den Vorschlag an, und ich war einer der ersten, dem er seinen gefaßten Entschluß sogleich mittheilte. Er reisete auch in den ersten Tagen des Monats Jun. 1763 von Hoya über Hamburg nach Lübeck und gieng von letzterer Stadt am 13ten Jun. zu Schiffe nach St. Petersburg ab.

Unterm 8ten Julius schrieb er mir schon aus St. Petersburg, daß er glücklich dort angekommen, und mit seiner Lage sehr zufrieden sey. Er lehre Mathematik, Physik und Naturgeschichte. Zu den Merkwürdigkeiten von St. Petersburg, welche er mir mittheilte, gehörte auch die, daß die Tage daselbst im Julius so lang wären, daß man noch Nachts um 1 Uhr alles lesen könne, und um 2 Uhr sey es schon wieder völlig Tag. B. machte in St. Petersburg Bekanntschaft mit vielen Gelehrten, schloß unter andern enge Freundschaft mit dem, nun auch schon leider verewigten, v. Schlözer k), welcher zu der Zeit sich gleichfalls in St. Petersburg aufhielt.

Im Monat Julius 1765 verließ B. Rußland, und reisete von dort nach Schweden, um Linné's Unterricht zu benutzen und seine eigenen Kenntnisse in der Botanik und Naturgeschichte noch zu erweitern, auch die schwedischen Bergwerke zu besehen. Er hatte das Glück, die Achtung und Liebe Linné's zu erlangen, und die für sein Alter und seine Verhältnisse vorzügliche Ehre, auf Linné's Veranlassung und Empfehlung zum Correspondenten der Königl. Schwedischen Societät der Wissenschaften aufgenommen zu werden, und kam dadurch mit den angesehensten Gelehrten in nähere Verbindung, erhielt von ihnen Empfehlungsschreiben nach den merkwürdigsten Städten und Gegenden dieses Reichs, wodurch ihm das Bereisen der Bergwerke, und der Zugang zu denselben, sehr erleichtert wurde. Linné war so sehr sein Gönner und Freund geworden, daß er beim Abschiede Thränen vergossen.

Im Julius 1766 endigte B. seinen Aufenthalt in Schweden, und reisete von Stockholm über Helsingborg, über den Sund nach Helsingoer und Copenhagen, wo er gleich-

laus

k) Conf. Aug. Ludw. Schlözer's öffentliches und privat Leben, von ihm selbst beschrieben. Göttingen 1802. 8. Daselbst ist an vielen Stellen die Rede von unserm Beckmann, unter dem Buchstaben B.

falls die mehrsten Gelehrten und alle Naturaliensammlungen kennen lernte und benutzte. Von Copenhagen gieng er zur See nach Travemünde. In Lübeck blieb er drei Wochen und besah daselbst das Testorpsche und Edlersche Naturaliencabinet. Von Lübeck nahm er seinen Weg nach Hamburg und Altona, fand daselbst Hrn. Dr. Ant. Friedr. Büsching, besuchte akademische Freunde, und reisete von da über Stade, durchs Bremische nach Bremen zu seiner Schwester, bei der er am Ende des Monats August 1766 anlangte.

Nachdem er sich etwa sechs Wochen in Bremen von seinen langen Reisen ausgeruhet, aber auch eine Reise nach Hannover gemacht hatte, wurde er zum ausserordentlichen Professor der Philosophie zu Göttingen ernannt, begab sich auch sofort dahin, kam am 14ten October des eben genannten Jahrs dort an, wurde am 22ten desselben beeidigt, und fieng am 30ten desselben seine Vorlesungen an. Im April 1767 verheirathete er sich mit einer Niece des verewigten Prof. Hollmann's, der Demoisell Sophie Louise Caroline Schloßer, Tochter des vormaligen ersten Predigers der lutherischen Gemeine in Cassel, Herrn M. Friedr. Philipp Schloßer. 1770 wurde er zum ordentlichen Professor der Oekonomie, auch zum Mitgliede der Königl. Societät der Wissenschaften, und 1784 zum Hofrath ernannt. 1790 ward er Mitglied der Königl. Schwedischen Societät der Wissenschaften, deren Correspondent er bis dahin gewesen war. So wurde mein gelehrter Freund, da sich der Ruhm seiner großen Gelehrsamkeit weit verbreitete, nach und nach in viele gelehrte Gesellschaften in und außer Deutschland aufgenommen.

Was dieser herrliche Mann der Universität Göttingen gewesen, wie viel er in dem Zeitraume von fünf und vierzig Jahren, welche er mit unermüdetem Fleiße, einer seltenen Thätigkeit und vieler Aufopferung, auf seine Vorlesungen 1) verwandt, und sich zugleich als sehr bedeutender Schriftsteller berühmt gemacht hat, darf ich wohl als allgemein bekannt annehmen.

Der Schluß folgt.

1) Ein Verzeichniß seiner Vorlesungen findet sich in J. St. Pütters Versuch einer akademischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. 2ter Th. Göttingen 1788. 8. S. 173.

Hannoversches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 6ten Mai 1811.

# Beitrag zur Biographie des Hofraths und Professors Johann Beckmann.

(Schluß.)

Der besonders festen Leibesbeschaffenheit dieses meines verewigten Busenfreundes ohngeachtet, wirkten dennoch die politischen Stürme der letztern unglücklichen Jahre nachtheilig auf seine sonst so gute Gesundheit. Er litt an fließenden Hämorrhoiden. Dieser Abfluß wurde unregelmäßig, stockte, daher entstand Blutspeien, welches aber durch die einsichtsvolle Behandlung seines würdigen und gelehrten Arztes, des Herrn Hofraths Stromeyer, dem ich die gütige Mittheilung dieser Nachrichten verdanke, bald gehoben wurde. Plötzlich a) entstand, ohne alles Vorgefühl, eine Brustentzündung (Pleuroperipneumonia typhodes), welche das so thätige Leben dieses gelehrten, herzlich guten Mannes, allen seinen Verehrern und Freunden noch viel zu früh, am 3ten Februar d. J. Abends um 11 Uhr endigte.

Der Verewigte hinterläßt außer seiner, schon lange kränkelnden, Frau Witwe und den schon oben genannten Herrn Sohn, auch eine Frau Toch-

a) Am 2ten Februar d. J. erhielt ich den letzten Brief von ihm, welcher Donnerstags den 31ten Januar geschrieben war, worin er mir die Nachricht gab, daß er starkes Blutspeien gehabt, sich aber so weit wieder erholt habe, daß er Montags den 4ten Februar seine Vorlesungen wieder anfangen wolle. Aber ach! er war am Vorabend dieses Tages schon eine Leiche.

Tochter, welche an den Herrn Geh. Justizrath und Prof. Schmelzer, sonst in Helmstädt, jetzt in Halle, verheirathet ist. Diese und ihr Herr Bruder sind Zwillinge. — Eben erhalte ich aber die traurige Nachricht, daß die Frau Witwe im 69ten Jahre ihres Alters ihrem verewigten Gatten am 13ten April in die Ewigkeit gefolgt ist.

Ich glaube manchem Leser dieser Zeilen keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ein Verzeichniß der Schriften des Verewigten beifüge. Hier ist es:

1) De historia naturali veterum libellus primus. Petropoli et Goetting. 1766. 246 Seiten in 8.
   Dieses Buch ist noch zu Petersburg ausgearbeitet, daher die Vorrede unterschrieben: Petropoli Anno 1765. die 21 mensis Junii.
   Vid. Götting. gel. Anz. 1767. St. 61. S. 481.
2) Gedanken von der Einrichtung ökonomischer Vorlesungen. Göttingen 176-. 3 Bogen in 4.
   Vid. G. g. A. 1767. St. 106. S. 841.
3) Anfangsgründe der Naturhistorie. Göttingen und Bremen, 1767. 302 Seiten in 8.
   Vid. G. g. A. 1767. St. 64. S. 505.
4) Des Freiherrn Daniel Tilas Entwurf einer schwedischen Mineralhistorie. A. d. Schwed. übers. Leipz. 1767. 134 S. in 8.
   Vid. G. g. A. 1767. St. 85. S. 679.
   Allg. d. Bibl. XI. 1. 285.
5) M. Erich Laxmann's Sibirische Briefe, herausgegeben von A. L. Schlözer. Gött. 1769. 106 Seiten in 8.
   An der Herausgabe dieser Briefe hatte B. Theil, mehrere derselben waren an ihn geschrieben, und er hatte, so wie S., Anmerkungen hinzugefügt.
   Vid. G. g. A. 1769. St. 83. S. 745.
   J. St. Pütter a. a. O. S. 172.
6) Grundsätze der teutschen Landwirthschaft. Gött. u. Gotha 1769. 382 Seiten in 8. — 2te Ausg. 1775. 3te Ausg. 1783. 4te Ausg. 1796. 5te Ausg. 1802. 6te Ausg. 1806. Ins Holländ. übers. 1782.
   Vid. G. g. A. 1769. St. 52. S. 473. — 1775. St. 132. S. 1129. — 1782. St. 41. S. 643. — 1783. St. 179. S. 1793. — 1799. St. 11. S. 105.
   A. d. Bibl. XI. 1. 338. XXIX. 293. LXII. 274. XCIV. 515.
   N. a. d. Bibl. LXXX. 258.
7) Physikalisch-ökonomische Bibliothek. Göttingen 1770 — 1806. 8. 23 Bände.
   Vid. G. g. A. 1770. St. 65. S. 569
   — 1771. St. 42. S. 353.
   — 1772. St. 50. S. 417.
   — 1773. St. 70. S. 594.
   — 1775. St. 16. S. 121.
   — 1775. St. 97. S. 825.

1776.

— 1776. St. 127. S. 1081.
— 1777. St. 117. S. 937.
— 1778. St. 89. S. 713.
— 1779. St. 135. S. 1089.

8) Von dem körperlichen wesentlichen Unterschiede zwischen der Structur der Thiere und der Menschen. Eine akademische Rede, gehalten auf dem anatomischen Theater zu Pavia v. Dr. Peter Moscati. A. d. Ital. übers. mit Anmerk. Göttingen 1771. 100 S. in 8.
Vid. G. g. A. 1771. St. 44. S. 377 ff.
A. d. Bibl. XVI. 150 ff.

9) Car. a Linné Systema naturae ex editione duodecima in epitomen redactum et praelectionibus academicis accommodatum. Goettingae, Tom. I. 140 Seiten. Tom. II. 356 Seiten in 8.
Vid. G. g. A. 1772. St. 114. S. 977.
A. d. Bibl. XXII. 562.

10) Terminologia Conchyliologiae. Goetting. 1772. 8.
Vid. G. g. A. 1772. St. 114. S. 978.

11) Des Herrn Sage chemische Untersuchung verschiedener Mineralien. Aus d. Franz. übersetzt. Mit einigen Anmerk. vermehrt. Göttingen 1775. 8.
Vid. G. g. A. 1775. S. 35. S. 297.

12) Anleitung zur Technologie, oder zur Kenntniß der Handwerker, Fabriken und Manufakturen. Mit einem Kupfer. Göttingen 1777. 8. — 2te Ausg. 1780. — 3te Ausg. 1787. — 4te Ausg. 1796. — 5te Ausg. 1802.
Vid. G. g. A. 1777. St. 65. S. 513. — 1780. St. 70. S. 569. — 1787. St. 120. S. 1193. — 1797. St. 195. S. 1945.
A. d. Bibl. Anh. z. d. 25ten bis 36ten B. IV. 2452. Anh. z. d. 37. bis 52ten B. III. 1431. LXXXII. 588.
N. a. d. Bibl. XXXVII. 42.

13) Grundriß zu Vorlesungen über die Naturlehre. Götting. 1779. 168 Seiten in 8. — 2te Ausg. 1785. 170 Seiten in 8.
Vid. G. g. A. 1779. St. 133. S. 1073. — 1785. St. 206. S. 2076.
A. d. Bibl. XLIII. 187.

14) Beiträge zur Oekonomie, Technologie, Polizei und Cameralwissenschaft. Göttingen 1779 bis 1791. 8. 12 Theile in vier Bänden.
Vid. G. g. A. 1779. St. 52. S. 417. — 1780. St. 16. S. 129. St. 112. S. 915. 1781. St. 7. S. 49. — 1782. St. 9. S. 65. St. 64. S. 513. — 1783. St. 110. S. 1097. St. 183. S. 1835. — 1785. St. 45. S. 441. — 1786. St. 193. S. 1937. — 1788. St. 82. S. 817. — 1791. St 177. S. 1796.

A. d. Bibl. XLIV. 290. — XLV. 278. — XLVII. 605. — LIII. 174. — LX. 604. — LXII. 615.

Anh. z. d. 37ten bis 52ten B. II. 920. 925.

15) Joh. Heinr. Gottlob v. Justi Abhandlung von den Manufakturen und Fabriken. Zwote Ausg. (die erste ist 1758 herausgekommen) mit Verbesserungen und Anmerkungen von J. B. Berlin 1780. 2 Theile in gr. 8.

Vid. G. g. A. 1758. St. 114. S. 1083. — 1780. St. 43. S. 683.

Der erste Theil dieses Werks ist 1789 zum drittenmal mit Anmerkungen von J. B. zu Berlin gedruckt worden. Vid. G. g. A. 1789. St. 99. S. 999.

Von derjenigen Ausgabe dieses von Justischen Werks, die J. B. mit Anmerkungen begleitet hat, ist 1783 eine holländische Uebersetzung gedruckt worden, welche den Titel hat:

Volledige Verhandeling der Manufacturen u. s. w., von J. V. M.

Vid. G. g. A. 1784. St. 113. S. 1134.

A. d. Bibl. Anh. z. d. 37ten bis 52ten B. II. 931.

16) J. H. G. von Justi Grundsätze der Polizeiwissenschaft in einem vernünftigen, auf den Endzweck der Polizei gegründeten, Zusammenhange und zum Gebrauch akademischer Vorlesungen abgefaßt. Göttingen 1756. Ein Alphabet ein Bogen in gr. 8. — 2te Auflage 1759. auf 348 Seiten in gr. 8. — 3te Aufl. 1782. Ein Alphabet und einige Bogen in 8. mit Verbesserungen und Anmerkungen von J. B.

Vid. G. g. A. 1756. St. 121. S. 1081. — 1759. St. 115. S. 1001. — 1782. St. 62. S. 491.

A. d. Bibl. LX. 572.

17) Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Leipzig 1782 — 1805. 8. 5 Bände, jeder enthält 4 St.

Vid. G. g. A. 1780. St. 72. S. 586. — 1781. St. 49. S. 393. — 1782. St. 139. S. 1121. — 1784. St. 33. S. 321. — 1785. St. 65. S. 649. — 1786. St. 94. S. 937. — 1788. St. 62. S. 617. — 1790. St. 86. S. 858. — 1790. St. 192. S. 1921. — 1791. St. 201. S. 2009. — 1793. St. 2. S. 9. — 1798. St. 49. S. 481. — 1805. St. 72. S. 713. St. 163. S. 1617.

A. d. Bibl. XLIX. 168. — LIII. 1. 303. — LIX. 2. 448. LXXI 2. 598. — LXXXIV. 1. 140. XCII. 2. 612. CI. 1. 229. — CIX. 1. 291. CXI. 1. 278.

N. a. d. Bibl. IV. 2. 479. — Anh. z. d. 1ten bis 28ten B. I. 570. — XL. 1. 45. —

LV.

LV. 2. 479. LXVII. 2. 500. — LXXXVIII. 2. 412. — C. 2. 421. — CIV. 1. 211. Dieses Werk ist von Wilhelm Johnston ins Englische übersetzt, und hat folgenden Titel:

A history of inventions and discoveries, — — translated from the German by William Johnston. London 1797. 8.

Vid. G. g. A. 1798. St. 85. S. 843.

18) Sammlung auserlesener Landesgesetze, welche das Polizei- und Cameralwesen zum Gegenstande haben. Frankfurt 1783 — 1793. 4. 10 Theile.

Vid. G. g. A. 1783. St. 103. S. 1031. St. 208. S. 2087. 1785. St. 6. S. 49. St. 184. S. 1851. 1787. St. 97. S. 969. St. 186. S. 1864. 1788. St. 175. S. 1753. — 1791. St. 11. S. 401. — 1792. St. 31. S. 297. — 1793. St. 5. S. 41.

A. d. Bibl. LVIII. 247. — LXXI. 583. — LXXII. 590. — LXXXVI. 562.

19) Aristotelis liber de mirabilibus auscultationibus, explicatus a Joa. Beckm. additis annotationibus Henr. Stephani, Fr. Sylburgii, If. Casauboni, I. N. Niclas, subjectis sub finem notulis C. G. Heynii, interpretationibus anonymi. Natalis de Comitibus et Dominici Montesauri; atque Lectionibus variis e Cod. Caes. Biblioth. Vindob. Goettingae 1786. 4. 1 Alphab. 10 B. mit 20 Seiten Vorrede.

Vid. G. g. A. 1786. St. 177. S. 1777.

A. d. Bibl. LXXVI. 545.

20) Anleitung zur Handlungswissenschaft. Nebst Entwurf zur Handlungsbibliothek. Gött. 1789. 8.

Vid. G. g. A. 1789. St. 91. S. 913.

A. d. Bibl. XCII. 2. 556.

21) Antigoni Carystii Historiarum mirabilium Collectanea explicata a Joa. Beckm. additis annotationibus G. Xylandri, J. Meursii, R. Bentleii, J. G. Schneideri, J. N. Niclas aliorumque: Cum interpretatione G. Xylandri. Subjectis ad finem annotationibus ad Aristotelis Auscultationes mirabiles. Goettingae 1791. 4. 284 Seiten.

Vid. G. g. A. 1791. St. 98. S. 977.

A. d. Bibl. CXIII. 2. 549.

22) Vorbereitung zur Waarenkunde. Göttingen, 1ter Theil 1793. XII. und 618 Seiten in 8.

Dieser erste Theil enthält vier Stücke. Vom zweiten Theile sind nur 2 Stücke, das 1te 1796 und das 2te 1800 erschienen.

Vid. G. g. A. 1793. St. 97. S. 969. — 1794. St. 15. S. 137. — 1794 St. 85. S.

S. 849. — 1795. St. 8. S. 73. — 1796. St. 191. S. 1905.

N. a. d. Bibl. IX. 1. 103. XVIII. 2. 370. XIX. 1. 120. XXXII. 2. 472. LXII. 2. 504.

23) Vorrath kleiner Anmerkungen über mancherlei gelehrte Gegenstände. Leipzig, 1tes St. 1795. 2tes St. 1803. 3tes St. 1806. 8.

Vid. G. g. A. 1795. St. 84. S. 844. — 1803. St. 206. S. 2049. — 1806. St. 55. S. 547.

N. a. d. Bibl. Anh. z. d. 1ten bis 28ten B. II. 595. XCVII. 495.

24) Anweisung, die Rechnungen kleiner Haushaltungen zu führen. Göttingen 1797. VIII. und 154 Seiten in 8. nebst Register und Rechnungsformularen 23 S. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe 1799. Auch ist dies nützliche Buch ins Dänische übersetzt und 1799 zu Kopenhagen gedruckt.

Vid. G. g. A. 1797. St. 130. S. 1289. — 1800. St. 184. S. 1839.

N. a. d. Bibl. XXXVIII. 2. 325. LXVI. 2. 542.

25) Marbodi liber lapidum, seu de Gemmis, varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a J. Beckm. Additis observationibus Pictorii, Alardi, Cornarii. Subjectis sub finem annotationibus ad Aristotelis auscultationes mirabiles et ad Antigoni Carystii historias memorabiles. Goettingae 1799. XXVIII. und 164 Seiten in 8.

Vid. G. g. A. 1798. St. 181. S. 1801.

N. a. d. Bibl. LI. 2. 387.

26. Lexicon botanicum. Goettingae 1801. VIII. und 230 Seiten in 8.

Vid. G. g. A. 1801. St. 142. S. 1409.

N. a. d. Bibl. LXXVIII. 2. 395.

Allg. Liter. Zeit. 1803. N. 83. S. 660.

27) Litteratur der älteren Reisebeschreibungen. Von J. B. Göttingen, 1ter B. 1808. VIII. und 750 Seiten in gr. 8. 2ter B. 1810. VI. und 756 Seiten. Jeder Band enthält vier Stücke.

Vid. G. g. A. 1807. St. 105. S. 1041. — 1808. St. 103. S. 1025. — 1809. St. 120. S. 1185. — 1810. St. 75. S. 737.

Noch gehören zu den Schriften des Verewigten, nach Pütter's Angabe b), die Lauenburger Taschenka-

b) a. a. O. S. 172, 173.

kalender, auch größtentheils die andern inländischen ökonomischen Kalender von den Jahren 1770 bis 1787, und die in den Commentarien und Commentationen der Societät der Wissenschaften zu Göttingen von ihm abgedruckten Vorlesungen, so wie seine in der Sammlung der Gesellschaft des Ackerbaues und der nützlichen Künste zu Laybach in Krain eingerückte Preisschrift: über die schicklichsten Nebengewerbe für die Landleute. Ferner mehrere Abhandlungen und Aufsätze in diesem Magazin; in Büschings gelehrten Abhandlungen und Nachrichten aus und von Rußland; in den Schriften der Pfälzischen ökonomischen Gesellschaft; im Naturforscher; in den Schriften der Berliner naturforschenden Gesellschaft; mehrere Recensionen in den Götting. gel. Anzeigen; in der Lemgoer auserlesenen Bibliothek; in Gatterers historischen Bibliothek; in der Berliner allgem. d. Bibl. und in mehreren Journalen. Vorreden von ihm finden sich vor

a) A. F. Rulffs Abhandlung von Werk- und Zuchthäusern. Göttingen 1783. 10 Bogen in 4. (neue Ausgabe 1785. 8.)
Vid. Gött. gel. Anzeigen, 1784. St. 4. S. 33.

b) Joh. Nicol. Bischofs Versuch einer Geschichte der Färbekunst. Stendal 1780. 19 Bogen in 8.
Vid. G. g. A. 1780. St. 145. S. 1185.

c) Joh. Carl Gottfried Jacobson's technologisches Wörterbuch. Berlin, 4., fast 4½ Alphabet.
Vid. G. g. A. 1781. St. 115. S. 924.

d) J. S. Kerner's Abbildung aller ökonom. Pflanzen. Stuttgard 1786 — 1796. 4. acht Bände.
Vid. G. g. A. 1786. St. 205. S. 2057 f.

Sanft ruhe die Asche meines unvergeßlichen Jugendfreundes, nach einem so thätigen Leben! Ueber die schmerzhafte Trennung von ihm kann mich nur der tröstende Gedanke des baldigen Wiedersehens beruhigen.

Hannover. Geo. Ludw. Hansen, Dr.
Hofmedicus.

Von

## Von der Nutzbarkeit des Hollunders.

Der gemeine Hollunder, auch Flieder genannt, der sich von selbst, wie Unkraut, vermehrt, und sich sehr leicht in jedem Boden durch die Saamenkerne und Wurzeln erziehen läßt, gewährt so mancherlei Nutzen, daß er die Aufmerksamkeit jedes Oekonomen verdient. Seine zarten grünen Augen kann man als Salat und Gemüse genießen. Die unter der äußern Rinde liegende grüne oder gelbliche Rinde des Stammes und der Wurzeln wird zum Braun- und Gelbfärben gebraucht, heilet auch, wenn sie geschabt wird, offene Schäden und lindert die Hitze. Seine Blätter, und besonders seine Blühe und Beeren, sind bekanntlich in mancherlei Hinsicht brauchbar und nützlich. Aber auch zur Bewahrung der Pflanzen vor mancherlei Insekten soll er dienlich seyn. Ein gewisser Landwirth wurde vor einigen Jahren durch die starke Ausdünstung eines Hollunderbaums auf die Vermuthung geleitet, daß dieser Geruch den reizbaren Nerven einiger Insekten, besonders der Schmetterlinge, sehr empfindlich seyn müsse. Er nahm also einige Zweige, und fuhr damit um die Zeit, da sich die Schmetterlinge zuerst sehen ließen, ziemlich lange über Kohlpflanzen her, jedoch mit der gehörigen Vorsicht, daß diese nicht dadurch beschädigt wurden. Er bemerkte darauf, daß die Schmetterlinge zwar häufig über den Pflanzen hin und her flogen, aber sich nicht darauf nieder ließen, und ihre Eier legten, obgleich ein benachbartes Feld sehr von ihnen heimgesucht war. Eben diesen Versuch machte er auch an einem an der Wand stehenden Pflaumenbaum; und die Blätter nach unten, die er mit einem Hollunderbusch hatte erreichen können, blieben völlig grün und unbeschädigt, da hingegen die nicht damit überfahrnen, die kaum sechs Zoll höher wuchsen, angefressen, zusammengeschrumpft und voller Würmer waren. Einige von diesen letztern rettete er jedoch dadurch, daß er sie gleichfalls überstrich, und Hollunder dazwischen band. Dieser Baum stand damals in voller Blüthe, und besser noch wäre es gewesen, wenn dies Mittel früher wäre gebraucht und ein Paar Mahl wiederholt worden. Auch läßt sich daraus wohl schließen, daß, wenn man einen Aufguß von Hollunder in einem Faß oder einer Wanne machte, so daß damit das Wasser stark geschwängert würde, und dann den Baum damit wöchentlich oder alle vierzehn Tage besprengte, der Nutzen davon beträchtlich seyn würde, ohne daß man Gefahr liefe, die Blüthen oder die Früchte dadurch zu beschädigen.

Hannoversches Magazin.

19tes Stück.

Montag, den 13ten Mai 1811.

## Ueber die Glasmalerei der Alten.

(Aus dem Französischen von Herrn Lenoir.)

Die Fabrikation des farbigen Glases ist alt. Die Geräthschaften zum häuslichen und gottesdienstlichen Gebrauch, so wie die geschnittenen Steine nachahmenden Glaspasten, die wir von den Egyptern, Griechen und Römern haben, sind ein Beweis, daß die Alten die Kunst, das Glas zu färben, verstanden haben. Als man Glastafeln in viereckigter Gestalt an die Stelle des Alabasters und geschnittenen Tafelsteins setzte, womit die Fensteröffnungen der Tempel, Paläste und Privatwohnungen vermacht wurden, erzeugte der Geschmack, dieser Nährer des Vergnügens, dieses Kind der Bequemlichkeit, gewiß auch die Lust, dieses Glas zu verzieren und angenehme Gegenstände oder historische Thaten darauf vorzustellen.

Die Malerei auf Glas war also in ihrem Ursprunge eine bloße Decorations-Malerei, und blos aus diesem Gesichtspunkte müssen wir unsre alten Fensterscheiben betrachten, denn sie wurden gewöhnlich mit starken, einfachen, sehr wenig schattirten Tinten, aber mit einer solchen Mannichfaltigkeit der lebhaftesten Farben, verfertigt, daß sie noch jetzt das Bild eines mit Blumen gezierten Gartenstücks darstellen.

Es scheint auch nicht unwahrscheinlich, daß die glückliche Anwendung der Mosaik in den innern Verzierungen die Erfindung der Malerei auf Glas veranlaßt haben könne. Bei Verfertigung der Mosaik werden bekanntlich auch kleine Stückchen gefärbten und emaillirten Glases mit angewandt. Auf ähnliche Weise bestehen die ersten Glasfenster blos aus kleinen Stückchen couleurten Glases, durch Fensterblei mit einander verbunden, das ihnen Consistenz giebt, indem sie dadurch in einem eisernen oder andern Rahmen festgehalten werden, und auf diese Weise eine Art von Gemälde bilden, so wie die neben

neben einander gelegten und durch Mastix oder Kitt befestigten Steine und Glasstückchen diejenige Malerei hervorbringen, welche man Mosaik nennt. Ich möchte sogar glauben, daß man bei Entstehung der Malerei auf Glas anfänglich die Figuren mit Wasserfarben, oder mit durch Eiweiß oder Firniß angeriebenen Farben auf weißes Glas gezeichnet hat, so wie man heut zu Tage die Gläser zu den Zauberlaternen macht, bevor man auf die Idee gekommen ist, Glas im Feuer zu färben, um vollkommnere und dauerhaftere Gemälde hervorzubringen.

Man kann die Kunst auf Glas zu malen in zweierlei Arten, in die einfache und zusammengesetzte eintheilen. Die einfache würde ich diejenige nennen, wo die Farben glatt, (nicht erhaben) verbreitet, und so mit dem Glase verschmolzen sind, daß sie es durchdringen, und es unmöglich ist, sie zu zerstören, selbst wenn man das Glas umschmelzen wollte. Dieses Verfahren auf Glas zu malen würde man ohne Zweifel schicklicher die Kunst das Glas zu färben oder zu koloriren nennen, als ihm den Namen der Malerei geben, welcher, meiner Meinung nach, vielmehr derjenigen Kunst zukommt, die ich die zusammengesetzte nenne, weil sie beide Verfahren mit einander vereinigt.

Die zusammengesetzte Malerei ist diejenige, welche blos vermittelst des Feuers auf das Glas befestigt ist, wie es gemeiniglich die nackten Fleischtheile (carnations), die Schatten, und wie es auch die Kameen oder Helldunkelgemälde (Grisailles) sind. Ich nenne sie zusammengesetzt, weil sie der Beihülfe des erstern Verfahrens und zuweilen auch des Emails (der Schmelzung) benöthigt ist, um den Effekt hervorzubringen, der bei einem Gemälde verlangt wird. Die emaillirten Gläser können unter dieser Classe von Glasscheiben mit begriffen werden.

Die ersten Glasmaler haben zuweilen alle drei Verfahrungsarten zugleich angewandt, nämlich das Färben des Glases, das wirkliche Malen oder Befestigen der Farben auf die Oberfläche und das Email, und im Museum der französischen Denkmäler befinden sich Glasscheiben aus dem 12ten und 16ten Jahrhundert, die an vielen Stellen Email-Erhöhungen haben, so wie es auch dergleichen giebt, wo man kein Email bemerkt, die aber deshalb keinen geringern Effekt gewähren — zum Beweis, daß zur Darstellung schöner Malerei auf Glas das Email nicht nothwendig ist. Indessen ist die Anwendung des Emails schlechterdings nöthig, wenn man irgend einen Gegenstand ganz auf ein einziges Stück Glas bringen will, weil dieses, ohne sich mehrerer Stücken zu bedienen, und folglich, um dieselben zu verbinden und zusammen zu halten, ohne

An-

Anwendung des Bleies, auf keine andere Weise ausgeführt werden kann; welches für kleine Gegenstände, dergleichen uns einige kleine Gemälde aus dem 16ten Jahrhunderte darstellen, eine große Unbequemlichkeit ist. Es ist zu bemerken, daß bei dem Email der üble Umstand Statt findet, daß es sich bei irgend einem Stoß abblättert, so wie man die ordentlich aufgemalten oder blos aufgetragenen Gegenstände, wie z. B. die Schatten und nackten Theile, durch starke Säure von der Oberfläche des Glases wegbringen kann. Um mich davon zu überzeugen, habe ich diesen Versuch selbst gemacht. Also sind blos die mit dem Glase innig verbundenen (amalgamirten) Farben unzerstörbar.

Die Malerei auf Glas machte in Frankreich große Fortschritte, nicht blos durch den häufigen Gebrauch, den man davon machte, sondern auch durch das Studium der Künstler, die sich praktisch damit beschäftigen. Die ältesten Glasscheiben, die sich im Museum der französischen Denkmäler befinden, gehen bis ins 12te Jahrhundert zurück. Ich bin weit entfernt, die Zeichnung zu loben, aber das Ganze derselben hat einen grossen Charakter. Die Farben sind eben so schön, als auf den Glasscheiben des Jean Cousin, wobei auch die Zeichnung bewundernswürdig ist, und die mit Recht den schönsten Blättern der großen italienischen Meister an die Seite gestellt habe. Ich sage Blätter, weil die alten Glasscheiben in der Regel offenbar mehr einer kolorirten Zeichnung als einem Oelgemälde ähnlich sind. Aber sie sind deswegen nicht weniger schätzbar. Die Blätter des Jul. Romain, die man lange im Museum Napoleon gesehn hat, sind für den Kenner eben so schön und interessant, als seine Gemälde, die er in Oel ausgeführt hat. Das Genie Raphaels ist eben so groß in seinen Fresco-Gemälden, deren Farbe eben nicht angenehm ist, als in seinen Oelgemälden. Blos die Erfindung, der Ausdruck und die Reinheit der Zeichnung begründen den großen Maler; die Haltung der Farben ist nur ein untergeordnetes Hülfsmittel, ob sie schon das Werk verschönert, und dasjenige ist, was den Formen Reiz giebt, den Styl sanfter macht, und den Beschauer dahinreißt.

Die Fabrikation der ersten Fenstergläser ist sehr einfach, ärmlich und ohne Effekt. Die Zeichnung ist auf einem ebenen Grund gemacht, und um den Gegenstand zu heben, blos mit einigen Schraffirstichen versehen. Aber bald bekam sie einen größern Schwung: das Genie bemächtigte sich einer Entdeckung, die im Anfange von wenig Bedeutung war, und die kolorirten Zeichnungen auf Glas, des Jean Cousin und Albrecht Dürer, die man im Museum der französischen Alterthümer sieht, ziehen die Bewunderung

aller Künstler auf sich. Wenn ich in Raphaels berühmter Schule von Athen sehe, wie der weise Solon, dem erhabenen Griechenland, Gesetze giebt; wenn ich in den prächtigen Gewölben des Vatikans einen Gott, den Schöpfer des Mannes und Weibes, von Michel Angelo bewundere, so wird mein Geist von der großen Idee dieser Meisterstücke der Kunst hingerissen, meine Seele wird von der vollkommnen Anschauung der Werke, die ich vor Augen habe, erschüttert, und ich bekümmere mich wenig um die Mittel, wodurch der große Mann dahin gelangt ist, meine ganze Aufmerksamkeit daran zu fesseln, und wie er mein ganzes moralisches Gefühl blos auf sich allein hinzieht.

Auch bekümmere ich mich dann wenig darum, ob die Meisterwerke, die mich beschäftigen, in Oel oder oder auf Kalk gemalt sind; ob in Email oder Mosaik; ob sie auf Glas gemalt, oder blos kolorirte Zeichnungen sind.

Man hat mit Grund den Vortheil geltend gemacht, den die neuere Malerei auf Glas vor der alten dadurch behauptet, daß die Maler, die sich damit beschäftigen, sich großer Glasscheiben bedienen, worauf sie ihr Talent frei üben können, ohne der Bleiverbindung nöthig zu haben, und worauf sie durch geschickte Behandlung den Gegenstand, eben so sanft und lebhaft, darstellen können, als wenn es ein Oelgemälde wäre. Dieser Vortheil ist ohne Zweifel groß; aber er kann nur dann Statt finden, wenn der Künstler eine Malerei anwendet, die blos auf dem Glase befestigt werden soll. Denn es wäre ihm unmöglich, sie durch das Feuer zu inkorporiren, indem die Schattirungen, welche er neben einander anbringen muß, dadurch nothwendig verschwinden und zusammenschmelzen, und am Ende nichts als ein Amalgama von greller Farbe entstehen würde. Der Vortheil, wovon die Rede ist, gehört ausschließlich blos unsern neuern Entdeckungen in der Glasmacherkunst, nicht aber in derjenigen auf Glas zu malen. Unsere alten Meister bedienten sich des Bleies zur Verbindung ihrer Stücken aus zwei Ursachen, erstlich weil man zu ihrer Zeit die Kunst, große Glastafeln zu gießen, nicht verstand, zweitens weil man bei der Inkorporirung der Farbe durch heftiges Feuer, auf einem und demselben Stücke, das zweimal durchs Feuer mußte, nicht zwei Arten würde haben erhalten können. Die alte Malerei auf Glas verdient gewiß unsere Bewunderung, wenn man alle die Schwierigkeiten kennt, die zu überwinden waren, ehe sie mit dem Effekt ausgeführt werden konnte, den sie hervorbringt. Um den Enthusiasmus zu entschuldigen, den man mir deshalb hat vorwerfen wollen, sey es mir erlaubt, bei dem Verfahren dieser Kunst noch etwas zu verweilen.

Wenn man (nach der alten Manier) auf Glas malen will, macht man einen Carton, d. h. man zeichnet und kolorirt den zu behandelnden Gegenstand auf Papier. Dann wählt man Glasstücken nach Patronen, die genau nach der Zeichnung gemacht sind, um die Figuren theilweise darauf zu malen, so daß sich die Stückchen bei den Conturen der Theile des Körpers und bei dem Falten der Gewänder zusammenfügen lassen, und das Blei, womit man sie verbindet, weder die Conturs des Nackten noch der Gewänder verderbe; wenn alle Stücke nach der Zeichnung und nach der Größe des Werks geschnitten sind, so markirt man sie mit Ziffern oder Buchstaben, um sie wieder zu erkennen; dann bearbeitet man jedes Stück mit Farben, wie es die Zeichnung, die man vor sich hat, vorschreibt.

Die Malereien in Helldunkel-Manier (Grisailles) sind weniger schwer auszuführen, weil sie nur zwei Farbentöne haben. Wenn man leichte Striche in dem Barte oder dem Haar von Personen, desgleichen zarte Lichtschläge in solchen Parthien, die dessen beraubt sind, es sey in den bloßen (Fleisch-) Theilen oder in der Draperie, machen will, so bedient man sich eines spitzigen Holzes, des Pinselstiels, oder einer geschnittenen Feder, um damit von dem Glase die Farbe wegzunehmen, die man an Stellen gebracht hat, wo keine zu sehen seyn soll; man läßt so das Glas entblößt, es kommt seine Durchsichtigkeit wieder, und giebt ein lebhaftes und feines Licht.

Die Glasmaler waren lange in der Ausführung der Stickereiverzierungen auf den Kleidungsstücken, die sie auf einem einzigen Glasstücke nicht ausführen konnten, behindert; als Johann von Brügge, ein eben so guter Chemiker, als geschickter Maler, der Glasmalerei diesen neuen Vortheil verschaffte. Dieser Künstler, den wir die Erfindung der Oelmalerei verdanken, erfand die Mittel, die Farbe auf gewisse Stärke des Glases für die Theile der Draperie zu befestigen, die er durch Stickerei verzieren wollte. Er verstand nämlich die Kunst, das Feuer so zu dirigiren, daß die Farbe anstatt durch und durch zu dringen, auf dem vierten Theile der Dicke des Glases festgehalten wurde; so daß blos die Oberfläche des Glases gefärbt wurde, der Grund desselben aber rein und unberührt blieb. (Ist eigentlich auf Glashütten mit flüssiger Farbe überzogenes Glas, welcher Ueberzug vor dem Ausblasen geschieht.) Nachdem er auf seinen Stücken die Verzierungen gezeichnet hatte, womit er die Kleidungsstücke bereichern wollte, tiefte er sie vermittelst Schmirgel und Wasser, nach Art des Kupferstiches, aus, bis er das blanke Glas erreicht und den gefärbten Theil weggenommen hatte. Hierauf bildete er seine Stik-

kerei

kerei auf folgende Art: In diese Vertiefungen, die er durch diese Art von Stecherei erhalten hatte, brachte er entweder eine neue Bedeckung von Gold oder Silber, oder irgend ein Email, und that es, um den gewünschten Effekt zu erhalten, ins Feuer. Dieses schöne Verfahren wurde von den andern Malern seiner Zeit angenommen und allgemein nachgeahmt. Wir haben im Museum der französischen Denkmäler mehrere wichtige Stücke, woraus man leicht die Anwendung der Entdeckung des Joh. von Brügge untersuchen kann, dessen Talente als Maler so viel zu den Fortschritten der Glasmalerei beigetragen haben. Auch findet man in der Ritterburg bei Machern, zwischen Leipzig und Wurzen, von eben der Art noch einige schöne Ueberreste.

Meines Enthusiasmus für die alte Glasmalerei ungeachtet, bin ich doch nicht weniger auch ein Bewunderer der neuern Entdeckungen in diesem Fache. Ich kenne die Schwierigkeiten der Kunst, und bin meines Theils den geschickten Männern verbunden, die sich die Vervollkommnung einer Kunst zur Ehre rechnen, die wir lange mit Erfolg ausgeübt haben.

---

## Etwas über das Bleichen des Elfenbeins.

In dem vom Herrn Geh. Rath Hermbstädt herausgegebenen Bulletin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, Bd. II. Heft II. Berl. 1809. S. 131 findet sich ein kleiner Aufsatz über das Bleichen der Knochen und des Elfenbeins, der allgemein bekannt gemacht zu werden verdient.

„Thierische Knochen und Elfenbein (heißt es daselbst) sind gewöhnlich von Natur weiß, sie nehmen aber, wenn sie lange der Luft, vorzüglich an dunkeln Oertern, ausgesetzt sind, eine gelbe, ja wohl gar eine braune Farbe an; dahingegen dieselben bei der Einwirkung des Sonnenlichtes sich nach und nach weiß bleichen. Man hat sich diese Erscheinung nicht früher erklären können, bis man den Sauerstoff und seine Wirkung gegen thierische Körper kennen lernte; aber gegenwärtig können wir diese Kenntniß benutzen, um Knochen und Elfenbein, die zu mancherlei Kunstsachen verarbeitet werden sollen, dadurch zu verbessern, indem wir ihnen die gelbe Farbe entziehen, oder sie weiß bleichen.

Um das Weißbleichen der Knochen oder des Elfenbeins zu veranstalten, kann folgendermaaßen operirt werden: Man befreiet selbige vorher durch Maceriren mit heißem Wasser, oder auch mit einer schwachen ätzenden

Kali-

Kali- oder Natronlauge, so vollkommen wie möglich, vom Fett und andern weichen Theilen.

Ist dieses geschehen, so setze man dieselben sechs bis acht Stunden lang dem Dunste der oxydirten Salzsäure aus, wodurch sie eine goldgelbe Farbe annehmen, die durch den Sauerstoff jener Säure veranlaßt wird.

Jene gelbe Farbe ist indessen nur in so fern constant, als diese Substanzen an einem dunkeln Orte aufbewahrt werden; dahingegen, wenn man solche der Einwirkung des Sonnenlichts aussetzt, sich die gelbe Farbe verliert, und eine blendend weiße an ihre Stelle tritt; weil nun der Sauerstoff, der die gelbe Farbe erzeugt hatte, durch das einwirkende Sonnenlicht wieder verjagt wird.

Selbst die braunsten Knochen können durch diese Verfahrungsart völlig weiß gebleicht werden; das Bleichen erfolgt aber schneller und leichter bei frischen, als bei alten Knochen."

---

Diese Bemerkungen aus oben genannter Zeitschrift erinnern mich an eine schon in alten Zeiten wahrgenommene Eigenschaft oder Wirkung der Luft in einer Gegend Italiens. Mehrere alte Schriftsteller sagen nemlich von der Luft der 18 italienische Meilen von Rom entfernt, und hoch liegenden Stadt Tibur, jetzt Tivoli genannt, daß sie das Elfenbein nicht gelb werden lasse, und das anderwärts gelb gewordene bleiche *). Ob sie diese Wirkung noch jetzt äußern mag, kann ich nicht sagen. Die mir bekannten neuern Reisebeschreiber von Italien erwähnen meines Wissens davon nichts, ungeachtet Einige derselben umständliche Schilderungen der herrlichen, und ehedem von Horaz so sehr gepriesenen Gegend von Tivoli liefern. Es kann seyn, daß sie darauf nicht achteten, oder daß die Luft daselbst im Verlauf von so vielen Jahrhunderten wegen veränderter Localumstände diese Wirkung verlohren hat.

Der Professor Adler sagt in seinen Reisebemerkungen auf einer Reise nach Rom (Altona 1783): „Unweit Tivoli sieht man zur Linken am Wege viel Travertino oder versteinerten Tartarus des Wassers, der zuweilen Mannshöhe hat." — Dieser Travertin wird, wie ferner dieser Reisende bemerkt, von dem Bodensatz des dasigen Wassers, der mit Schwefel, Alkali und Kalkerde geschwängert ist, hervorgebracht. — Bäume und Gebüsche, die in der Nähe des berühmten Wasserfalls stehen, den der Fluß Anio nahe bei Tivoli

*) Plinius Hist. N. Lib. 8 c. 3. Propertius L. IV. Eleg. VII. Silius Italicus Lib. XII. Letzterer sagt:
Quale micat, semperque novum est, quod Tiburis aura
Pascit ebur.

Tivoli bildet, erhalten durch den feinen Steinregen eine Kruste; und werden endlich, wenn das Holz herausgefault ist, ganz Stein, und dieses rührt daher, weil die feinsten Wassertropfen Kalkerde und Schwefel enthalten, welche sie bei ihrer Verdunstung auf gedachten Gegenständen in Gestalt einer Haut zurücklassen. Diese Haut wird denn immer von einer neuen überzogen, und so endlich eine dicke Kruste oder Steinrinde gebildet."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die besondere Wirkung der tiburtinischen Luft, mit Hülfe der Sonne das Elfenbein zu bleichen, ebenfalls ihren Grund in den Ausdünstungen des dortigen Wassers gehabt habe und noch hat. Vielleicht geben künftige Reisende, die gute Naturforscher und Beobachter sind, darüber sichere Auskunft. Zu den vorhin citirten alten Schriftstellern, die mir die Sache selbst zu bewähren scheinen, führe ich noch den Martial an, unter dessen Epigrammen sich zwei finden, die in dieser Rücksicht merkwürdig sind. Eine gewisse Römerin, die dieser Dichter Lycoris nennt, hatte, ich weiß nicht ob von der Natur oder durch Krankheit oder Alter, eine braune Farbe erhalten. Als sie nun hört, daß auf der tiburtischen Bergflur das alte Elfenbein weiß werde, so verläßt sie Rom und eilt dahin, um sich auch bleichen zu lassen. Aber Tiburs Luft versagt ihr die gehoffte Wirkung. Das Gegentheil erfolgt. Statt weiß zu werden, wird sie gar schwarz. — Dies ist der Inhalt des 13ten Epigramms im 7ten Buche, das so lautet:

> Dum Tiburtinis albescere collibus audit
> Antiqui dentis fusca Lycoris ebur,
> Venit in Herculeos colles. Quid Tiburis alti
> Aura valet? Parvo tempore nigra redit.

Vielleicht ist das letztere, nehmlich daß die eitle Lycoris schwarz geworden, eine Zugabe des muthwilligen Dichters. In dem 62ten Epigramm des 4ten Buchs, das er früher machte, berührt er diesen Umstand nicht, sondern sagt nur: Lycoris besuche Tibur, weil sie glaube, daß da alles weiß werde.

> Tibur in Herculeum migravit nigra Lycoris
> Omnia dum fieri candida credit ibi.

Doch kann es auch seyn, daß die Thörin, indem sie in Tibur ihr Gesicht häufiger, wie gewöhnlich, den Sonnenstrahlen aussetzte, wirklich schwärzer heimkehrte, als sie gekommen war. In dieser Rücksicht würde vielleicht die Lesart: solibus statt collibus, in dem ersten Vers des obigen 13ten Epigramms, die einige Ausgaben haben, und die sich auf eine gute Handschrift gründet, vorzuziehen seyn.

G. J. D.

Hannoversches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 20ten Mai 1811.

# Beschreibung der Perlenfischerei auf der Insel Ceylon.

## Nach dem Französischen von Robert Percival.

Die Insel Ceylon bietet einem Europäer vielleicht kein interessanteres Schauspiel dar, als das in der Bay von Condatchy während der Perlenfischerei, indem diese dürre Wüste alsdann so verschiedene Scenen darstellt, daß man so leicht nichts findet, was mit diesen verglichen werden könnte. Tausende von Menschen, die sich durch ihre Farbe, durch ihr Vaterland, ihre Religion u. s. w. von einander unterscheiden, laufen unter einander herum, und bilden einen immerwährenden emsig beschäftigten Haufen. Die Menge der kleinen Zelte und Hütten, die auf dem Ufer aufgerichtet sind, und von denen jede ihren Kramladen hat; die Menge der Barken, welche gegen Abend von der Perlenfischerei zurückkommen, und von denen viele mit Reichthümern beladen sind; die Angst, welche, während sich die Barken dem Ufer nahen, auf dem Gesichte der Eigenthümer geschrieben steht; der Eifer, mit welchem sie daselbst herumlaufen, in der Hoffnung, eine reiche Ladung zu finden; die ungeheure Anzahl der Juwelenhändler und der Kaufleute von allen Farben und Gattungen, einheimische und fremde, die sich einzig und allein mit Perlen beschäftigen, indem der eine sie ausliest und zusammenhäuft, der andere sie wiegt, schätzt u. s. w.; alle diese einzelnen verschiedenen Gegenstände vereinigt, machen einen lebhaften Eindruck auf den Geist, und zeigen deutlich die Wichtigkeit dieser Arbeit, die eine so große Bewegung verursacht.

Die Bai von Condatchy ist der Hauptsammelplatz der zur Perlenfischerei bestimmten Schiffe. Die

Bänke, auf denen sie vorgenommen wird, erstrecken sich mehrere Meilen weit längst der Küste von Manaar, gegen Süden, und auf der Höhe von Anippo, Condatchy und Pomparipo. Die vorzüglichste von allen liegt Condatchy gegenüber, und erstreckt sich gegen 20 Meilen weit in das Meer. Die erste Sorge, bevor man den Fang anfangt, geht dahin, daß man, um den Zustand der Perlenmuscheln zu erfahren, und hierüber dem Gouvernement Bericht abzustatten, die verschiedenen Bänke untersuchen läßt. Wenn man die Anzahl derselben für hinreichend hält, und sie die gehörige Reife haben, so werden die Bänke, auf denen man den Fang gestatter, versteigert. Jedoch ist dies nicht immer der Fall, denn zuweilen hält es das Gouvernement für vortheilhafter, auf seine eigene Rechnung suchen zu lassen, und die Perlen sogleich den Kaufleuten zu verkaufen. In dieser Absicht läßt es von allen Seiten her Barken zur Miethe auftreiben, von denen jede gewöhnlich mit 5 bis 600 Pagoden bezahlt wird. Indessen ist kein bestimmter Preis dafür festgesetzt, sondern es wird ein eigenes Markt gehalten, auf dem man sie ihrer Güte gemäß wohlfeiler oder theurer miethen kann. Dies System befolgten gewöhnlich die Holländer, indem sie die Perlen nach Indien und Europa verkauften. In diesem Falle bekam der Gouverneur von Ceylon für 100 Perlen eine gewisse Summe, oder, wenn man es nach dem Ertrage des Fanges bestimmte, vermittelst öffentlichen Verkaufs, und setzte, ausser dem Gelde, welches man dem Gouvernement bezahlen mußte, auch noch für sich eine Summe fest, indem sie ihre Forderung auf die Kosten gründeten, welche die Untersuchung der Bänke verursachte.

Da es weder die Witterung noch die Bequemlichkeit der Personen, welche der Perlenfischerei vorstehen, erlauben würden, jedes Jahr die Bänke gänzlich von Perlen zu entblößen, so hat man sie in 3 oder 4 verschiedene Abtheilungen getheilt, die wechselsweise verkauft werden; daher die Perlmuscheln Zeit haben, ihre gehörige Reife zu erlangen. Da nun der Theil der Bänke, auf denen man das erste Mal den Fang gehalten hat, gewöhnlich wieder von neuem mit Perlmuscheln angefüllt ist, wenn die vierte Fischerei geendigt ist, so kommt es, daß man beinahe alle Jahre den Fang wiederholen und diesen wie eine jährliche Revenüe betrachten kann. Die Perlmuscheln erreichen, wie man sagt, in 7 Jahren ihre völlige Reife, und man will behaupten, daß, wenn man ihnen die Perlen länger läßt, sie dem Thiere wegen ihres jährlichen Zunehmens so lästig werden, daß es sie losmacht und aus der Muschel herauswirft.

Die Perlenfischerei nimmt im Februar ihren Anfang, und endigt sich un-

ungefähr zu Anfang des April, welche Zeit jedoch oft durch mehrere Unterbrechungen so geschmälert wird, daß sie sich nicht über 30 Tage beläuft. Wenn die Jahrszeit sehr schlecht ist, und vor dem festgesetzten Endtermine vielleicht einige stürmische Tage eintreten, so werden dem, der darum nachsucht, oft einige Tage mehr wie eine Gnade zugestanden. Was den Zeitverlust um vieles vermehrt, ist die Menge und die Verschiedenheit der Festtage, welche von den Tauchern der verschiedenen Nationen und Sekten auf das genaueste beobachtet werden. Der größte Theil der Taucher sind Schwarze, die unter dem Namen Marawas bekannt sind, und auf der entgegengesetzten Küste Tutucoryn ihren Wohnsitz haben. Obgleich von demselben Stamme wie die Malabaren, sind sie doch römisch-katholisch, und feiern den Sonntag, indem sie in der Kirche zu Anippo dem Gottesdienst beiwohnen. Trägt es sich jedoch zu, daß zu viele stürmische Tage oder Feste der Indianer und Mahomedaner, von denen weder die einen noch die andern ihre Gebräuche vernachlässigen, den regelmäßigen Lauf der Fischerei zu sehr unterbrochen haben, so verlangt der Pachter zuweilen, daß die Marawas die verlohrne Zeit durch Arbeiten am Sonntage wieder ersetzen sollen; wozu er sie jedoch nur vermöge eines Befehls von dem Officier, dem von dem Gouvernement die Leitung und die Oberaufsicht der ganzen Sache übertragen ist, zwingen kann.

Die Barken und die Transportschiffe, deren man sich bei dem Fange bedient, gehören nicht der Insel Ceylon, sondern man läßt sie aus verschiedenen Häfen des festen Landes, vorzüglich von Tutucoryn, Caracal und Negapatam auf der Küste Coromandel kommen. Die Fischer von Colang gelten für die besten, und ihnen stehen nur die sogenannten Lubbahs zur Seite, die, um sich in dieser Kunst auszubilden, sich auf der Insel Manaar niedergelassen haben. Vor der Perlenfischerei begeben sich alle Barken in die Bay von Condatchy, wo sie geschätzt und vermiethet werden.

So lange die Perlenfischerei dauert, fahren alle Barken zusammen ab, und kommen eben so wieder zurück. Zum Zeichen der Abfahrt löset man um 10 Uhr Abends zu Anippo eine Kanone, auf welches Zeichen die Flotte sogleich unter Segel geht. Noch vor Tages Anbruch erreicht sie die Bänke, und schon mit Aufgang der Sonne fängt man an zu tauchen, welche Arbeit ununterbrochen so lange fortdauert, bis daß der Wind, welcher sich gewöhnlich gegen Mittag erhebt, die Barken nach der Bay zurückzukehren nöthigt. Sobald das Zeichen zur Rückkehr gegeben worden ist, löset man abermals eine Kanone, um den Eigenthümern, die um diese Zeit immer in einer lebhaften Unruhe

ruhe schweben, die Rückkehr der Barken anzuzeigen. Wenn sie angelandet sind, wird die Ladung, da noch vor Eintritt der Nacht die Barken ausgeleert seyn müssen, sogleich herausgenommen; und hier nun erblickt man, wenn der Erfolg den Erwartungen der Eigenthümer nicht entspricht, die unzufriedensten Gesichter, zu deren Beruhigung jedoch die Hoffnung auf den folgenden Tag vieles beiträgt. Auch sind hierbei die Braminen und die Wahrsager, denen sie ungeachtet ihrer Klugheit oft ihr ganzes Vertrauen schenken, nicht unthätig, indem diese klug genug sind, ihnen wegen ihrer jedesmaligen Freigebigkeit die Erfüllung aller ihrer Wünsche nicht auf einmal zu versichern.

Jede Barke trägt ausser einem Tindal, d. h. einem Schiffspatron, der die Stelle des Steuermanns vertritt, noch 29 Menschen, von denen 10 am Ruder sitzen, und die 10 übrigen tauchen, denen die 10 ersten auch in Arbeiten mit behülflich seyn müssen, wenn sie aus dem Wasser in die Höhe steigen wollen. Da die Taucher immer 5 zugleich in das Wasser hinabsteigen, so vertreten die übrigen 5, wenn erstere aus dem Wasser herauskommen, sogleich ihre Stelle, auf welches wechselseitige Untertauchen sie also Zeit haben, immer wieder neue Kräfte zu sammeln und sich etwas zu erholen.

Um das schnelle Hinabsteigen der Taucher zu befördern, gebraucht man folgendes Mittel: Man führt in jeder Barke 5 große Steine von einem röthlichen Granit, der sich auf dieser Insel findet, mit sich. Diese Steine, die pyramidenförmig gestaltet sind, sind unten und oben abgerundet und haben an dem dünnsten Ende ein Loch, welches groß genug ist, ein ziemlich dickes Strick dadurch zu stecken. Wenn nun einer hinabsteigen will, so ergreift er mit den Zehen des rechten Fußes das an einem der Steine befestigte Seil, und mit denen des linken Fußes ein Netz, welches die Form eines Sacks hat. Es haben sich nemlich alle Indianer von Jugend auf daran gewöhnt, sich zum Arbeiten der Zehen wie der Finger zu bedienen, und ihre Geschicklichkeit darin ist so groß, daß sie mit denselben irgend einen kleinen Stein, ein Stück Geld, oder Dinge von dieser Art, wie wir mit Händen, aufheben können.

Der Taucher, der sich auf die eben beschriebene Weise zum Untertauchen vorbereitet hat, ergreift mit der rechten Hand ein anderes Seil, und indem er sich mit der linken Hand die Nasenlöcher zuhält, steigt er in das Wasser hinab, dessen Grund er, durch die Schwere des Steins hinabgerissen, schnell erreicht. Um die Füße frei zu haben, bedienen sich andere Taucher eines, in Form eines halben Mondes gehauenen Steins, den sie, wenn sie in das Wasser hinabgehen wollen, unter dem Leibe befestigen.

Sa-

Sobald er auf dem Grunde des Meers angekommen ist, hängt er das Seil, woran das Netz befestigt ist, um seinen Hals, so daß das Netz vor ihm hängt, und mit einer eben so großen Schnelligkeit als Geschicklichkeit, sammelt er eine so große Anzahl Perlmuscheln, als er vermögend ist, unter dem Wasser zu bleiben, nämlich ungefähr eine Zeit von 2 Minuten, worauf er sogleich seine vorige Stellung wieder nimmt, und durch Ziehen an dem Stricke, welches er in der linken Hand hält, ein Zeichen zum Heraufziehen giebt. Auf dies Zeichen zieht man ihn sogleich empor und läßt ihn in die Barke steigen; den Stein aber, den er auf den Meeresgrunde zurückgelassen hat, zieht man vermittelst des Seils, woran er befestigt ist, in die Höhe. Von ihrer frühesten Kindheit an an diese Arbeit gewöhnt, tragen die Taucher kein Bedenken, sich, um die Perlmuscheln zu erhalten, 4 bis 10 Klafter tief in das Meer hinabzulassen, obgleich die Wirkungen der zu großen Anstrengung, die ihnen diese Arbeit verursacht, so heftig sind, daß sie, wenn sie die Barken betreten, Waßer und oft sogar Blut durch den Mund, die Ohren und die Nase von sich geben. Jedoch hindert sie dies alles nicht, wenn sie die Reihe trifft, ihre Arbeit von neuem fortsetzen. Oft tauchen sie 40 bis 50 Mal an einem einzigen Tage, und bringen jedesmal gegen 100 Perlmuscheln mit herauf. Einige unter ihnen, um das Eindringen des Wassers zu verhüten, reiben sich den Leib mit Oel ein und verstopfen sich die Nase und die Ohren; andere hingegen bedienen sich gar keiner Vorsichtsmaaßregeln.

Obgleich sie gewöhnlich nicht über 2 Minuten unter dem Wasser zubringen, so hat man doch Beispiele, daß einige es 4 bis 5 Minuten ausgehalten haben; und im Jahre 1797 fand sich sogar ein Taucher, welcher volle 6 Minuten unter dem Wasser zubrachte.

Ein Glück ist es, daß den Indianern, von Jugend auf daran gewöhnt, diese so gefährliche und ängstliche Arbeit so äußerst leicht wird, wiewohl sie immer fürchten müssen, während sie auf dem Grunde des Meers zubringen, einem Hayfische zu begegnen. Dieses gefürchtete Thier findet sich vorzüglich im Indischen Meere, und ist für die Bewohner der dasigen Inseln die Ursache einer immerwährenden Unruhe, wenn sie genöthigt sind, sich in das Meer zu begeben. Indessen giebt es Taucher, welche geschickt genug sind, es zu vermeiden, obgleich sie eine geraume Zeit im Wasser zubringen. Allein der Schrecken, den dieses Thier allen Tauchern einflößt, seyen es auch die geschicktesten, beunruhigt sie unaufhörlich, und die Hoffnung, ihm zu entwischen, ist so schwach, daß sie, durch Aberglauben geleitet, zu übernatürlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um sich vor einem so furcht-

furchtbaren Feinde zu sichern. Bevor sie anfangen zu tauchen, vergessen sie daher nie, einen Zauberer und Weissager zu Rathe zu ziehen, dem sie ohne Widerspruch alles glauben, was er ihnen sagt. Der Kaste und der Secte gemäß, zu der der Taucher gehört, schreibt man ihm daher verschiedene Vorbereitungs-Ceremonien vor, in deren genaueste Beobachtung und Befolgung er ein Zutrauen setzt, das durch nichts geschwächt werden kann; und was merkwürdig ist, diese Leichtgläubigkeit, oder vielmehr dieser Aberglaube, bleibt immer derselbe, obgleich der Ausgang der Sache oft gänzlich das Gegentheil der Weissagungen lehrt. Hiedurch geleitet giebt das Gouvernement weislich einem Vorurtheile nach, das es nicht ausrotten kann, und besoldet immer einige Wahrsager, die Taucher zu begleiten und ihnen ihre Furcht zu benehmen; und sey die Geschicklichkeit der Taucher auch noch so groß, sie gehen nicht eher in das Wasser, als bis ihr Wahrsager gewisse aber läubische Gebräuche mit ihnen vollzogen hat. Auch unterlassen sie niemals die Befolgung dessen, was ihnen der Wahrsager ans Herz gelegt hat, vorzüglich in Hinsicht ihrer Gesundheit; denn gewöhnlich werden sie noch ermahnt, vor dem Tauchen nichts zu essen, und nach Beendigung desselben ein kaltes Bad zu nehmen.

In der Malabarischen Sprache sind die Zauberer und Wahrsager unter dem Namen Pillal-Carras bekannt, welcher Ausdruck Menschen bedeutet, die die Kraft haben, die Hayfische blind zu machen. Vom Morgen bis gegen Abend, wo die Barken in die Bay zurückkehren, stehen diese Menschen in Menge am Ufer, murmeln unaufhörlich Gebete, gebehrden sich auf die sonderbarste Art, und machen Ceremonien, von denen weder sie selbst, noch irgend ein anderer etwas versteht. Den Gesetzen nach müssen sie sich während dieser ganzen Zeit alles Essens und Trinkens enthalten, denn sonst würden ihre Reden keine Kraft haben, jedoch nehmen sie oft hierauf und auf die Würde ihres Standes so wenig Rücksicht, daß sie sich in einem Getränke, welches aus dem Safte der Palmbäume gezogen wird, und unter dem Namen Toddy bekannt ist, so sehr berauschen, daß sie nicht im Stande sind, ihren Dienst noch weiter zu versehen.

Oft begleiten einige derselben die Taucher bei dem Fange selbst, die alsdann äußerst erfreuet sind, ihre Beschützer bei sich zu haben; allein eben dieser vermeintliche Schutz verursacht oft mehrere unglückliche Zufälle, weil das zu große Vertrauen der Taucher auf die Wahrsager, die sie für ihre Beschützer halten, Ursache ist, daß sie sich zu großen Gefahren aussetzen, und sich nicht der nöthigen Vorsicht bedienen. Und was das Ueberflüssige und sogar das Schädliche

liche dieser Begleitung vermehrt, ist, daß die Wahrsager nicht nur nicht im geringsten auf den nur irgend möglichen Schutz der Taucher bedacht sind, sondern nur die Entwendung einiger Perlen beabsichtigen. Daher sieht der Aufseher der Perlenfischerei, der dies recht gut weiß, das Mitgehen der Wahrsager sehr ungern; allein er ist genöthigt, seinen Unmuth darüber nicht ausbrechen zu lassen, oder doch wenigstens seinen Verdacht zu verheimlichen. Er darf nicht einmal scheinen, an der völligen Macht der Zauberer über die Hayfische zu zweifeln, widrigenfalls die Taucher Bedenken tragen würden, in das Wasser hinabzusteigen, oder sogar sich dessen ganz weigern würden. Allein dieser übeln Meinung ungeachtet stehen sich die Wahrsager vortrefflich dabei; denn ausgenommen, daß sie vom Gouvernement besoldet werden, bekommen sie noch viele Geschenke von denjenigen der schwarzen Kaufleute, die das Glück bei dieser Gelegenheit begünstigt hat.

Auch die Geschicklichkeit und Gewandtheit der Wahrsager und der Zauberer in Hinsicht der Wiederherstellung ihres Credits, wenn ein unglücklicher Zufall die schlechte Kraft ihrer Weissagungen, was sich nicht selten zuträgt, entdeckt hat, verdient nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden, indem folgendes Beispiel dies zu zeigen hinreichend seyn wird. Als nehmlich einst einer der Taucher das Unglück hatte, durch den Biß eines Hayfisches ein Bein zu verliehren, ließen die Kameraden dieses Menschen einen der vorzüglichsten Wahrsager zu sich kommen, um sich dies unglückliche Ereigniß erklären zu lassen. Seine Antwort hierauf zeigte deutlich, wie genau er die kannte, denen er eine bestimmte Antwort nicht versagen durfte, indem er ihnen mit einer wichtigen Miene erklärte, daß eine alte Hexe, die ihn beneidete, von Colang auf der Küste Malabar angekommen sey, und durch eine Gegenbeschwörung die Kraft seiner Bezauberungen auf einige Zeit vernichtet habe. Er fügte noch hinzu, daß er dies nicht früh genug erfahren habe, um dem Unglücksfalle, der sich so eben zugetragen habe, vorzubeugen, daß jedoch seine Gegnerin seine Ueberlegenheit sogleich auf eine ihr höchst unangenehme Weise erfahren solle, daß er die Hayfische nun wieder besänftigen, und ihnen den Rachen so verstopfen wolle, daß sie nicht vermögend seyn sollen, die übrige Zeit der Perlenfischerei durch einen neuen Unfall zu unterbrechen. Glücklicherweise entsprach der Ausgang der Sache seiner Voraussagung, und die Taucher unterließen nicht, ihn nun um so mehr zu verehren und zu achten, obgleich es oft der Fall ist, daß in einem Zeitraume von mehreren Jahren sich kein solches Unglück ereignet.

Schon die Erscheinung eines einzigen Hayfisches ist hinlänglich, Furcht und Schrecken unter allen Tauchern zu verbreiten; denn sobald einer derselben das Ungeheuer wahrnimmt, benachrichtigt er seine Kameraden davon, die sogleich die Nachricht den andern Barken mittheilen, worauf sich ihrer sogleich ein solcher Schrekken bemächtigt, daß sie sich weigern, ferner zu tauchen, und so die Barken nöthigen, in die Bay zurückzukehren. Bisweilen ist jedoch das, was einen so großen Schrecken verursacht, nur ein das Wasser durchschneidender Stein, auf den ein hinabgehender Taucher den Fuß gesetzt hat, welcher also leicht durch den Schrekken, den die Bewegung des Wassers verursacht, in einen Hayfisch umgewandelt werden kann. Da jedoch die Perlfischerei sehr dadurch leidet, wenn eine solche Stöhrung oft erneuert wird, so versucht man alles, um sich von der Wahrheit zu überzeugen; und findet es sich, daß Betrug zum Grunde liegt, so werden die Urheber eines solchen Schreckens auf das schärfste bestraft.

Der Lohn, den die Taucher bekommen, richtet sich nach dem Accorde, den sie mit dem Eigenthümer der Barke gemacht haben; und man bezahlt ihnen denselben entweder in Gelde, oder, wenn sie es zufrieden sind, in einer Quantität Perlmuscheln, welche letztere Art die gewöhnlichste ist. Die Einrichtung, die man in Hinsicht der Miethe mit den Vermiethern der Barken getroffen hat, ist beinahe dieselbe. Sie bekommen eine gewisse Summe für die Barke als Miethe, oder bezahlen eine gewisse Summe an den ersten Verpächter der Bänke, für die Erlaubniß, auf ihre eigene Rechnung fischen zu dürfen, wobei einige vielleicht ihr Glück machen, und reich werden, andere hingegen wieder beträchtlich einbüßen. Eine, vorzüglich bei den Europäern, die aus Neugierde oder Geschäfte halber, bei der Perlenfischerei zubringen, sehr beliebte Art, Perlen zu kaufen, ist die Errichtung einer Art Lotterie, die darin besteht, daß eine bestimmte Anzahl Perlmuscheln, die jedoch nicht geöffnet sind, gekauft werden, und man also nicht weiß, ob man Verlust oder Vortheil dabei haben wird.

(Der Schluß folgt.)

Neues
Hannoversches Magazin.
21tes Stück.
Montag, den 27ten Mai 1811.

# Nachrichten
## von einigen neuern Einrichtungen der Badeanstalt zu Nendorf unweit Hannover.

Nendorf, in der Grafschaft Schaumburg, vormals Hessischem Antheile gelegen, ist jetzt ein Theil des Königreichs Westphalen. Der Canton Rodenberg nämlich, zu welchem der Kurort gehört, liegt im Aller-Departement, dessen Präfekt seinen Sitz zu Hannover hat. Eine Vereinigung, welche diesem Bade eben so nützlich werden kann, als schon früher die Stadt Hannover und deren Gegend manchen Vortheil von der Nachbarschaft dieser bedeutenden Anlagen und ihrer Frequenz zog.

Ueber Nendorfs Verfassung jetzt einige Nachrichten in gegenwärtiger Zeitschrift niederzulegen, halte ich für zweckmäßig; da dieses so lange mit gerechtem Beifall gelesene Journal, besonders auch vaterländische Aufsätze geliefert hat, welches ihm für Hannover und für die Leser des nördlichen Deutschlands ein besonderes Interesse verschaffte. —

Auch die Bäder sind vom Einflusse der großen politischen Ereignisse, die jetzt ganz Europa erschüttern, und woran unser deutsches Vaterland vorzüglichen Antheil genommen hat, nicht verschont geblieben. Mehr oder weniger war dieß zu bemerken, je nachdem die Staaten, in denen sie sich finden, dem kriegerischen Schauplatze fern oder nahe waren, oder unter die Zahl der eingenommenen Länder gehörten.

Schon früher bewirkte die Einnahme von Hannover im Jahre 1803 ungünstige Veränderungen auf Nendorf, welche auch anderswo erwähnt worden sind.

Im Herbste 1806, in welchem das nördliche Deutschland der Schauplatz vieler kriegerischen Auftritte war,

war, wurde die Gefahr für die Gegend um Nendorf, und also auch für die dortige Badeanstalt, dringender und größer. Besonders hat durch die Belagerung von Hameln die umliegende Gegend viel gelitten.

Dank sey es der Vorsehung und jenen billig denkenden Heerführern; die Anstalt selbst wurde geschont; nicht einmal die öffentlichen Gebäude wurden mit Truppen belegt, und eine aus Mißverstand gegebene Ordre, die Betten in Nendorf nach Rinteln ins Lazareth zu liefern, wurde, auf geschehene Vorstellung der Hessischen Dienerschaft, vom commandirenden General zurückgenommen. Hessen wurde nun nebst den eroberten Ländern Norddeutschlands im Namen des großen Kaisers regiert, und das Schaumburger Land, worin Nendorf liegt, wurde ein Theil des Gouvernements von Preuss. Minden. General Gobert war daselbst commandirender General. Der Intendant Sicard leitete den administrativen Theil, und wurde für Nendorf ein wahrer Schutzengel. Durch Erhaltung, durch Begünstigung dieser wohlthätigen Anstalt hat er seinem Charakter ein stetes Denkmal gestiftet. Nicht nur, daß er jeden drohenden Nachtheil und Schaden abwandte; er that mehr, er trug selbst dazu bei, um diesen Kurort seiner Vollkommenheit näher zu bringen.

Bei Annäherung der folgenden Kurzeit im Jahre 1807 verschaffte er dem Bade, durch den Zeitumständen angemessene Verfügungen, die größte Sicherheit, welches zu der in jenen Jahren nicht geringen Frequenz viel beitrug.

Die, vom vorigen Gouvernement schon bewilligte, neue Einfassung der Trinkquelle wurde ausgeführt, und als man im Herbste 1807 bei dieser Arbeit eine neue Quelle von vorzüglicher Eigenschaft und Stärke zu Tage führte, wurde auch die Fassung dieser neuen Quelle nebst einem daneben zu errichtenden Reservoir und Gewölben zu einem natürlichen Gasbad bewilligt, wodurch der Badeanstalt zu Nendorf noch eine größere Vollkommenheit verliehen wurde. *) Hier geschah mehr, als selbst Grattenauer wünscht, und von dem siegenden Krieger verlangt, wenn er auf Cultur Anspruch machen will. **) Deshalb wird Sicards Andenken für Nendorf auf immer mit Lob und Achtung erhalten werden.

Bis hierhin hatte der Krieg das Schicksal Hessens, und also auch Nendorfs, unentschieden gelassen. Der Til-

*) Von den vier Quellen, die jetzt zur Nendorfer Badeanstalt gezogen sind, können täglich 230 bis 250 Bäder geliefert werden.

**) Grattenauer über Neutralität, Erhaltung und Sicherheit der Bade- und Heilquellen in Kriegszeiten. Breslau 1807.

Tilsiter Friede bestimmte dessen Loos. Hessen wurde ein Theil des neuen Königreichs Westphalen, welches in Jerome Napoleon seinen König erkannte.

Früh wurde die Aufmerksamkeit des Monarchen auf unsere Heilquellen geleitet; so daß wir bereits im Sommer 1808 das Glück hatten, den Regenten selbst an unserm Kurorte zu sehen. Diese hohe Gegenwart konnte nicht anders, als von den günstigsten Folgen für Nendorf seyn. Es wurden neue Königliche Bäder zu erbauen beschlossen, und die Anlegung der Schlammbäder nach einem erweiterteren Plane huldreichst bewilligt.

Diese Form von Bädern ist in Frankreich, Italien und Schweden im Gebrauche. In Deutschland wendete man wohl hie und da, als Localmittel, den Niederschlag einiger Heilwasser mit Nutzen an. Eigentliche Schlammbäder kannte man nicht. Doch werden solche Bäder jetzt häufig verlangt, seitdem zu Eilse künstliche Schwefel-Schlammbäder im Gange sind.

Um ähnlichen Aufforderungen zu entsprechen, da die Natur die Gegend bei Nendorf mit Schwefelschlamm versehen hat, in welchem Schwefelquellen entspringen, und der von solchen gebildet wird, beschloß das Gouvernement, solche Bäder zu errichten, und auch hierin den Wünschen des Publikums zu genügen.

Im Sommer 1809 wurden die Schlammbäder schon gebraucht, im Herbste aber durch einige angebrachte Veränderungen vervollkommt, so daß im vorigen Sommer solche zur Zufriedenheit der Kenner und Nichtkenner gegeben wurden.

Der Schwefelschlamm, welcher in Nendorf angewandt wird, findet sich eine kleine halbe Stunde davon, bei Algersdorf. Er wird von da im späten Herbste oder im Frühjahre in ein eigenes, dazu von Stein verfertigtes großes Reservoir, den Schlammbädern ganz nahe, gebracht, in welches beständig das Überflüssige Wasser der Schwefelquellen fließt.

Die Erwärmung der Schlammbäder geschieht durch Dämpfe von Schwefelwasser auf eine Art, die ihnen eine gleiche Wärme mittheilt. Neben den Schlammbädern befinden sich die Abspülbäder. Auch diese Abspülbäder werden vom Schwefelwasser bereitet, und sind nur durch aneinander stoßende Treppen von jenen getrennt. Zugleich ist die Einrichtung getroffen, daß auf Verlangen jedesmal frische Schlammbäder gegeben werden können; denn es kann nie an frischem Schwefelschlamme Mangel entstehen; da solcher fortdauernd von der Natur durch mehrere Schwefelquellen in einer großen Ausdehnung gebildet wird. Das Ganze ist so eingerichtet, daß es dem dortigen Lokal anpassend erscheint. Auch sind diese Schlammbäder, durch Benutzung der Erfahrung, so ver-

bessert worden, daß dem Badenden nichts Wesentliches zu wünschen übrig bleiben dürfte, welches sich bisher durch den Beifall der Badenden und Sachverständigen bestätigt hat.

Durch welche Wirkungen aber zeigen sich die Heilkräfte der Schlammbäder von denen der gewöhnlichen Bäder ähnlicher Bestandtheile verschieden?

Hierüber finden wir bis hierhin noch wenig Befriedigendes bei Schriftstellern, die von solchen Bädern und ihren Wirkungen handeln. Meist werden die Schlammbäder in allen Krankheiten unbedingt gerühmt und empfohlen, in welchen die Erfahrung den Nutzen der Bäder von solchen Heilquellen gezeigt hat, die den Schlamm durchdringen, durch deren Beimischung also die Form des Schlammes hervorgebracht wird. Selbst der neueste Schriftsteller über die Bäder und Schlammbäder zu St. Amand: Armet *) redet von den Wirkungen der dortigen Schwefel- und Schlammbäder immer zugleich. Er schreibt solche dem Wasser-Schwefelgas zu, welches beide enthalten.

Die Schlammbäder aber wirken, nach seiner Meinung, nur noch verschieden, durch eine besondere Ausdehnungskraft auf die festen Theile, besonders durch den Druck des Schlammes, durch die Mittheilung einer gemäßigten Wärme von 20 Grad Reaumür, welcher aber auch der gewöhnliche Wärmegrad der übrigen dortigen Schwefelbäder ist. So ist die Wirkung des aus dem Badewasser zu Boden fallenden oder von ihm durchdrungenen Schlammes stets den Heilkräften des Badewassers ähnlich. Deshalb lassen sich künstliche Schlammbäder mit einigem Erfolge den natürlichen nachahmen, und der Gedanke des Herrn Moraend, in der unter dem Straßenpflaster von Paris befindlichen Erde, welche mit vielem Eisen, durch den Abgang, den die Hufeisen der Pferde und die Räder der Wagen abgeben, geschwängert ist, eine Heilkraft zu suchen, wurde durch die Erfahrung des Hrn. Malval bestätigt, der mit solchem Pariser Straßenschlamm in Krankheiten Kuren that, welche Eisenmittel verlangten. —

Einzelne Erfahrungen, daß Schlammbäder Krankheiten heilten, wo ähnliche flüssige Bäder ohne Hülfe angewandt worden sind, ist nicht immer ein Beweis für eine große unterschiedene Heilkraft der Schlammbäder gegen flüssige Bäder von ähnlichem Gehalte; denn, welcher Arzt weiß nicht, daß das nämliche Mittel, und so auch ein Bad, zu verschiedenen Zeitpunkten der Krankheit an-

*) Memoire sur les eaux et boues minerales de St Amanel in den Actes de la société de Medecine de Bruxelles. T. II. troisième partie. pag. 98.

angewandt, verschiedene Wirkung hervorbringt? Man sieht oft, daß, selbst in der Erfahrung weniger wirksame Mittel und Bäder späterhin, also wohl in verschiedenen Zeitpunkten und unter verschiedenen Umständen angewandt, da Hülfe brachten, wo früher die Anwendung stärkerer Heilmittel oder Bäder fruchtlos war.

Solche Fälle werden dann meist vorzugsweise ohne alle weitere Rücksichten durch die Brunnen-Posaune bekannt gemacht.

Die Bestimmung der Wirkungen der Schlammbäder werden aber noch ungewisser, weil die Kranken nach Anwendung der Schlammbäder sich immer in anderm Wasser, gewöhnlich in dem Badewasser, welches den Schlammbädern ihre specifike Heilkraft mittheilt, baden, und in solchem kürzer oder länger verweilen.

Die verschiedene Wirkung eines und des nämlichen Mittels, welches die Heilkraft einer jeden dieser beiden Badearten, der Schlammbäder und der diesen ähnlichen flüssigen Bäder, besonders auszeichnet, muß also lediglich in der verschiedenen Form der Bäder gesucht werden; da auf die dynamische Wirkung der erdigen Bestandtheile der Schlammbäder nicht so sehr viel zu rechnen ist, und die Schwefelwasser von Norddeutschland nicht einen so häufigen Schlamm oder so viele erdige Bestandtheile absetzen, wie ein neuer Schriftsteller behauptet.

Bei Schlammbädern von solchem Schlamme, welchen die Natur hervorbringt, könnte wohl Beimischung von fremden Körpern berücksichtigt werden, welche man auch im Nendorfer Schlamm antrifft, die den Vegetabilien angehören, da sie in und um dem Schlamm wachsen, jedes Jahr ihre neuen Triebe darin ausbreiten und sich mit der Schlammerde vermischen. Mehrere davon besitzen Heilkräfte, als z. B. im Nendorfer Schlamm: die Wassermünze, Eisenkraut, wilde Angelika, Haubechel, Gundermann, Seifenkraut, Erle und andere, welche wohl in jedem Schlamm verschieden angetroffen werden.

Der, den natürlichen Schlammbädern eigene, von den künstlichen Schwefel-Schlammbädern verschiedene Geruch, scheint auf diesen Unterschied hin zu deuten.

Die Verschiedenheit der Form der genannten Bäder aber besteht in der specifiken Dichtheit und Schwere des Schlammes gegen ein flüssiges Bad von ähnlicher Beschaffenheit.

Der Schlamm also, der, als dichterer Körper, den Badenden umgiebt, wird, außer den ihm beiwohnenden Bestandtheilen, die ihm, gleich ähnlichen Bädern, ähnliche Heilkraft geben, einen größern Druck auf den Körper ausüben, dadurch eine größere Rückwirkung veranlassen können, welche Kraft durch angehäuften Wärmestoff, den gewöhnlich ein dichterer Körper bei

sich

sich führt, und den er länger in sich behält, noch mehr unterstützt wird *).

Hierin kann ich mir für geschwächte, paralitische Glieder einen Vorzug im Gebrauche der Schlammbäder denken. Kommt noch hinzu, daß man in einer solchen Masse, die auf die Haut nicht das angenehme Gefühl eines flüssigen Bades hervorbringt, geneigt ist, sich mehr zu reiben und sich zu bewegen, welches in den gewöhnlichen Bädern oft sehr vernachlässigt wird; so ist ein Grund mehr vorhanden, der für die größere Heilkraft der Schlammbäder in den genannten Krankheiten spricht.

Welchen Unterschied aber eine reichlichere Mittheilung von Wärmestoff bei einigen Krankheiten besonders der Haut bewirkt, davon habe ich mich überzeugt, wenn ich Krankheiten durch den Gebrauch der Dampfbäder heilen sah, welche durch Anwendung der gewöhnlichen Bäder gleichen Gehalts nicht verändert wurden.

Bei Contracturen, bei alten Vernarbungen, bei abgemagerten, trockenen Gliedern durch eigene Krankheitsschärfe, durch lange Krankenlager, wenn Glieder lange in einer und der nämlichen gezwungenen Stellung bleiben, und dadurch aus ihrer natürlichen Lage gleichsam gewichen, doch noch nicht völlig verwachsen sind, in welchem Falle eine vollkommene Genesung wohl jedem Mittel unmöglich bleibt, räume ich den Schlammbädern noch einige körperliche mechanische Kraft, gleich den erweichenden Salben ein, welche wir in diesen Fällen so oft mit dem Gebrauche der Bäder vortheilhaft anwenden.

Nimmt man aber mehr auf die Heilkraft des Bestandtheils Rücksicht, welche der Heilquelle, die den Schlamm durchdringt, eigen ist; dann ist wohl ein unumgängliches Erforderniß, daß ein solcher Schlamm frisch von der Heilquelle durchdrungen war, ohne daß sie in ihre Bestandtheile zersetzt ist, oder andere Körper bildet, welche sich dem Kranken nicht mehr so leicht mittheilen **).

Wie

*) Die Bestätigung hievon liefert die ungleiche Wirkung der nämlichen Schlammbäder von verschiedener Consistenz. Daher können Kranke in dichtem Schlamme nicht so lange aushalten, als in verdünntem der nämlichen Art, und in jenem wird der Körper früher und stärker roth, als in dem mehr verdünnten. Eben deshalb kann auch in den Bädern, wo man weniger Schlamm den flüssigen Bädern beizumischen gewohnt ist, keine vorzügliche Wirkung erwartet werden.

**) Armet sagt in der oben angeführten Abhandlung, wo er von den Heilkräften der Schlammbäder redet: „le gaz hydrogène sulfuré, que transpirent en abondance nos boues, et qu'elles tiennent par leur consistance, appliqué, pour ainsi dire, aux corps, qui y sont plongés, n'au-

Wie kann man daher einem angeblich ausgetrockneten Schlamme, der auch durch schwefelgasartige Wasser früher gebildet war *), der aber im Verlauf von vielen Jahren durch Urbarmachung, durch Vegetation, durch Ueberschwemmungen von Gewittern und Schneewassern, so viele Veränderungen erlitten hat, wie kann man, sage ich, einer solchen Erde noch eine vorzügliche specifike Wirkung zuschreiben, die dem Wasser eigen ist, welches ein solches Gas, stündlich neu erzeugt, liefert?

Selbst ein gasartiges Wasser auf solche Erde geleitet, und sie schwängernd, kann ihr nur geringere medicinische Kräfte mittheilen; da durch Berührung der äußern Luft das Schwefelwasser zum Theil zersetzt wird, und die heilbringende Eigenschaft verliert, die es hatte, als es aus dem Schooße der Erde quoll.

Sagt doch Armet, daß blos deshalb das Wasser der Quelle Bouillon schwächer, als das Wasser der Quelle Arras zu St. Amanel gefunden werde, weil man jenes in ein großes Bassin geleitet habe, aus dem es zum Gebrauche geschöpft werde, wodurch dessen Heilkraft verlohren gehe. Aus ähnlichem Grunde ziehe ich die kalten Schwefelquellen denen vor, die so heiß aus der Erde entspringen, daß sie eine geraume Zeit bedürfen, ehe sie sich zum Gebrauch abgekühlt haben. Wenn ich zur Aufbewahrung des Schwefelschlammes in der Badeanstalt zu Nendorf ein Bassin vorschlug, in welches zugleich der Ueberfluß der Schwefelquellen auf den darin aufbewahrten Schlamm läuft; so geschah dies nicht so sehr, um den Schlamm mit dem Schwefelwasser zu tränken und solchen stärker zu machen; als vielmehr um ihn vor Berührung der äußern Luft zu sichern, damit sich seine innern flüchtigen Bestandtheile nicht so leicht zersetzen können.

Ausser den Schlammbädern sind zu Nendorf auch Gasbäder von verschiedener Einrichtung angelegt worden, deren heilsame Anwendung bei einigen Kranken sich ganz vorzüglich auszeichnete.

Die Mittheilung dieser Kranken-Geschichte werde ich an einem andern Orte liefern.

Eine höchst nöthige chemische Analyse der alten und neuen Quellen zu Nendorf, so wie des Schwefelschlam-

n'aurait-il pas des droits à réclamer dans les cures, dont nous avons été temoins? en effet n'est-il pas probable, qu'il est absorbé par les pores de la peau, comme le sont tous les topiques purgatifs?

*) Westrumb's kleine Schriften physikalischen chemischen Inhalts. Erster Band Seite 182, 186.

schlammes daselbst, wird durch Verfügung des Herrn Staatsraths Barons von Coninx, unter welchem gegenwärtig die Nendorfer Badeanstalt steht, baldigst zu erwarten seyn.

Es wird eine solche Analyse, so wie diese einfache Erzählung der gegenwärtigen Verfassung Nendorfs, viele Sagen widerlegen, welche einige Schriftsteller sich gegen Nendorf öffentlich erlaubt haben. Vorzüglich hat sich Herr Kieser in seiner Beschreibung der Badeanstalt bei Northeim mehrere zu Schulden kommen lassen, die nur deßhalb hier Erwähnung verdienen, weil sie von einem in öffentlichem Amte stehenden Diener des Königs von Westphalen, welchem die Nendorfer Bäder angehören, mit einer nicht zu bezweifelnden Bestimmtheit ausgesprochen worden, und also unter solchen Umständen, besonders da der Verfasser nur 8 Meilen von Nendorf entfernt in Northeim wohnhaft ist, um so mehr Glauben zu verdienen scheinen.

Alle Behauptungen und Rügen aber, welche Herr Kieser in seiner Schrift zum Nachtheil unserer Nendorfer Badeanstalt anführt, einzeln zu widerlegen, würde zum Theil Wiederholung alles dessen seyn, was ich so eben über die innere Verfassung von Nendorf gesagt habe. Herr Kieser thut sich auf seine Angabe und Vorschläge zu einer Schlammbadeanstalt viel zu gut, und spricht von Gebrechen, an welchen die bisher in Norddeutschland bekannten Anstalten zu Eilse und Nendorf leiden sollen. Ich kann mit Wahrheit versichern, daß ich in diesen Vorschlägen nichts Neues gefunden habe, was nicht schon vor Jahren zu Nendorf in Wirklichkeit war. Im Gegentheil kann ich behaupten, daß Einiges davon in der Erfahrung anders erfolgen wird, als Herr Kieser glaubt, wenn einmal eine solche Anstalt bei Northeim zu Stande kommen sollte, die bis jetzt, so viel ich weiß, unter die frommen Wünsche gehört, da die, Seite 32 jener Schrift, angeführte Entdeckung der neuen Haupt-Schwefelquelle noch nicht, der Angabe nach, ins Reine ist, wodurch die Northeimer Badeanstalt ihrer Wichtigkeit wegen zu einer **allgemeinen Landes-Angelegenheit** erhoben werden soll; so wie das mit so vieler Zuverlässigkeit behauptete Steinkohlenflötz, nach dem Urtheil mehrerer sachkundiger Männer um Northeim zu suchen, mit allen mineralogischen und geognostischen Erfahrungen im Widerspruche seyn würde.

(Der Schluß folgt.)

Neues
Hannoversches Magazin.
22tes Stück.
Montag, den 3ten Junius 1811.

# Nachrichten
## von einigen neuern Einrichtungen der Badeanstalt zu Nendorf unweit Hannover.

(Schluß.)

Einer unserer ersten und verdienstvollsten, allgemein anerkannten Mineralogen und Geognosten hat die Güte gehabt, mich hierüber, durch eine genauere Auseinandersetzung, zu belehren. Ich glaube, durch Mittheilung dieses Aufsatzes beim vaterländischen Publikum Dank zu verdienen; da solcher über die Northeimer Gebirgsgegend, über die Entstehung der Schwefelquellen, wichtige Aufschlüsse und Winke enthält, wie folgende Stellen desselben darthun:

„Daß die Schwefelquellen Steinkohlenflötzen oder Schwefelkieslagern (die man nach Hrn. Kieser, Seite 6 seiner Brunnenschrift, beinahe für identisch halten sollte) ihre Bildung verdanken, bleibt so lange noch eine Hypothese, als nicht erwiesen ist, daß diese Quellen aus Steinkohlengebirgen wirklich entspringen, und daß ihr Ursprung auf keinem andern Wege denkbar ist. Nun giebt es aber viele Schwefelquellen, die nicht unmittelbar aus einem Steinkohlengebirge zum Vorschein kommen, wenn gleich ein solches in der Nähe ist, wie unter andern namentlich die mit Rechte berühmten Nendorfer Quellen.

Allein es giebt auch andere, bei denen auch nicht einmal entfernt einem Gedanken an Steinkohlen Raum gegeben werden kann. Hierher gehören die Quellen von Limmer, deren Gehalt der Verfasser Seite 66 mit aufführt, welche zwei Meilen vom nächsten Steinkohlengebirge in der Hannoverschen Ebene zu Tage kommen.

Einen noch viel stärkern Beweis des Schwankenden obiger Hypothese liefern die Northeimer Quellen selbst, die nach Hr. Kieser (Seite 6) „auch den Layen ihren Ursprungsort, wie alle Schwefelquellen, aus einem Steinkohlen- oder Schwefellager dokumentiren;“ denn, um die Schwefelquellen von Limmer erklären zu können, muthet Herr Kieser ihnen vielleicht einen zweimeiligen Lauf vom Deister zu. Einer solchen Herleitung sind aber bei Northeim sehr starke und feste Gränzmauern entgegen gesetzt.

Im nördlichen Deutschland giebt es nur zwei Steinkohlenformationen; die eine ist dem ältesten Flötz-Sandstein und Konglomerat untergeordnet, und liegt noch unter dem Kupferschieferflötz; die zweite ist viel jünger, indem sie im Quadersandstein vorkommt, der auf den Muschelkalkstein gelagert ist. Die zuerst erwähnte Steinkohlenformation kommt in der Northeimer Gegend zunächst bei Neustadt unterm Hohnstein am südlichen Rande des Harzes, etwa acht Meilen von Northeim zum Vorschein. Am westlichen, der Northeimer Gegend zugewandten Fuße des Harzes wird sie ganz vermißt, wiewohl bei Osterode und Gittelde das Kupferschieferflötz entschürft ist. Wäre sie aber dennoch vorhanden, so würde sie in der Gegend von Northeim sehr tief liegen, indem über derselben der Kupferschiefer, Zechstein, der ältere Flötzgyps, der Stinkstein und der bunte Sandstein in großer Mächtigkeit und vom Harz abwärts geneigt ruhen.

Herr Kieser würde also, um zu den muthmaaßlichen Steinkohlen zu gelangen, einen Schacht absenken müssen, der gewiß tiefer, wie der tiefste Schacht am Oberharze werden würde. Die Northeimer Quellen aber aus solcher Täufe aufsteigen zu lassen, wo will Herr Kieser in dortiger Gegend Druckkräfte finden? Das ist aber auch seine Absicht nicht; denn er scheint der Meinung zu seyn, daß das Steinkohlenflötz in dem bunten Sandstein zu finden sey, welcher in der Gegend von Northeim, Brunstein und Katlenburg unter dem Muschelkalkstein ansteht. Dadurch legt er nun aber einen Beweis ab, daß ihm die Erfahrungen der Geognosie noch ganz fremd sind; denn diese lehren, daß der Sandstein, welcher zwischen dem ältern Gyps- und Stinksteingebirge und dem Muschelkalkstein zu liegen pflegt, der sogenannte bunte Sandstein, bis jetzt an keinem Orte sich, als Steinkohlen und Schwefelkies führend, offenbart hat.

Da nun also in diesem Sandstein, dem einzigen in der Northeimer Gegend, gar nicht nach Steinkohlen zu suchen ist; da das äl-

ältere Steinkohlen-Gebirge, wenn es überall westlich vom Harz vorkomme, doch nur in ungeheurer Tiefe liegen kann; da endlich die ersten Spuren des jüngern Steinkohlen-Gebirges erst nordwestlich von Einbeck in der Gegend von Wickensen erscheinen: so fallen die erfreulichen Hoffnungen, welche Herr Kieser Seite 6 und an andern Orten seiner Schrift eröffnet, in der Nordheimer Gegend ein Steinkohlenflötz zu finden, in Nichts zusammen.

Da nun aber die erlangte Gewißheit über den Ursprung der dortigen Schwefelquellen Herr Kieser die volle Sicherheit verlieh, mit welcher auf die Anlegung einer vollständigen Badeanstalt gedacht wurde, so scheinen mit dem Schwinden jener Hoffnungen auch die Grundpfeiler dieser Anstalt eine Erschütterung erleiden zu müssen.

Herr Kieser legt einen großen Werth auf die Entdeckung einer Schwefelquelle am rechten Ufer der Rume und nennt diese die Hauptquelle.

Ist nur darum Werth darauf gelegt, weil sie, nach Hr. Kiesers Meinung, sichere Auskunft in Hinsicht des Ursprungs der Northeimer Quellen giebt, so geht derselbe durch das vorhin Demonstrirte mit zu Grunde.

Soll aber die Entdeckung wegen der Nutzbarkeit der Quelle von Wichtigkeit seyn, dann möchte Verfasser dieses, Herrn Kieser fragen, auf welche Weise er sie benutzen zu können glaube?

Die neue Quelle liegt im Thale, die alte an einem Berge und ziemlich entfernt von jener. Die erstere liegt am rechten, die letztere am linken Ufer der Rume.

Die Badeanstalten sind bei der ältern angelegt. Bei der neuen gestattet das Lokal durchaus nicht die Anlage von Brunnen- und Badeanstalten. Diese würde sich also auf keine andere Weise benutzen lassen, als durch den Transport ihres Wassers auf die Höhe zur ältern Quelle. Wie kann aber ein solcher Transport nur mit einigem Vortheile bewirkt werden?

Herr Kieser übergeht diese sehr natürliche Frage ganz mit Stillschweigen.

Mit Recht kann aber ihre Beantwortung von ihm verlangt werden, weil er seine Entdeckung zu einem Grunde für die Zweckmäßigkeit größerer Anlagen benutzt; diese aber ein Kapital erfordern, das, wenn es an jenem Punkte angewandt wird, nothwendig andern nützlichen Zwecken entzogen werden muß."

Diese überzeugende Darstellung der Nichtigkeit auch nur einer Vermuthung eines Steinkohlenflötzes um Northeim, macht es um so wahrscheinlicher, daß die daselbst sich findenden Schwefelwasser dem dortigen Gyps- und den nahen Torflagern ihre Entstehung verdanken.

Das Zusammenseyn dieser beiden Lager scheint mehrere Schwefelquellen vorzugsweise zu bilden, wie verschiedene Schwefelwasser in Deutschland beweisen, auch Volta von einigen Schwefelquellen zu Baden bei Wien, so wie von andern Schwefelwassern in Italien, bemerkt, und wovon neulich noch Herr Lehmann, durch eine zu Lubin in Gallizien entdeckte Schwefelquelle, Beweise zu liefern scheint.

In wie weit aber unter solchen Umständen, bei dem eigenen Terrain um Northeim, mit Herr Kieser die frohen Hoffnungen zu einer reichhaltigen starken Quelle gehegt werden können, möchte ich nicht bestimmen.

Da die alten Schwefelwasser, selbst nach Herr Kieser, Seite 18, sikkernd *) sich im Teiche sammeln (ob er sie gleich an andern Orten seiner Schrift wieder als Quellen entspringen läßt); da die enge und steile Schluft an den fast isolirt stehenden schmalen Wieterköpfen, die keine, näher mit ihnen in Verbindung stehenden, höhern Gebirge über sich haben, die Ansammlung einer großen Menge Schwefelwassers so wenig, als der schräge Abhang derselben nach der Rume, erwarten läßt, wo Herr Kieser den Hauptstock der Northeimer Quelle zu Tage zu fördern gedenkt, von welcher die, auf der Höhe der Wieterberge jetzt benutzten Schwefelwasser nur Absenker seyn sollen; so möchte auf eine starke Quelle zu einer großen Badeanstalt, die Herr Kieser schon, als der Wirklichkeit nahe, beschreibt, wenig zu rechnen seyn.

Auch scheint Herr Kieser nicht zu ahnen, daß in lukrativer Hinsicht die erste Anlage einer solchen größeren Badeanstalt mit dem Ertrage nie in vortheilhaftem Verhältnisse steht. Gewagt ist es also, eine nicht reiche Commüne zu solchen unsichern Ausgaben, durch reizende Erwartungen, anzulocken; so sehr übrigens die thätige Aufmerksamkeit des Hrn. Kieser, als Physikus zu Northeim, das größte Lob, und die Bemühung, dieser kleinen zweckmäßigen Anstalt, für die Bewohner der dortigen Gegend, welche keine vollkommnere, entfernte Anstalt ähnlicher Art besuchen wollen oder können, zu erhalten, und, ihren Umständen nach, zu vervollkommnen, alle Unterstützung verdient, — eine Bemühung, wofür ihm schon so mancher Genesene dankt, und für die auch in der Zukunft sein Name mit Beifall und Dankbarkeit genannt werden wird.

Cassel im Monat April 1811. Waitz, Dr. u. Brunnenarzt zu Nendorf.

*) Steffen sagt in seinen geognostisch-geologischen Aufsätzen, Hamb. 1810 Seite 91: der Satz steht geognostisch unerschütterlich fest: keine Quelle, die im Moore, ja auch im aufgeschwemmten Gebirge, gefaßt wird, ist von Regenwasser befreiet; die ächte Quelle muß im Flötzgebirge selbst aufgesucht werden, und die stärkern Quellen, die man etwa in der Gegend herum entdecken kann, sind nur durch zufällige Umstände später entstanden, und werden eben so schnell wieder vergehen, als sie entstanden sind.



# Blütenstaubregen
## oder vermeinter Schwefelregen in und um Göttingen.

Am 14ten Mai dieses Jahrs nach fünf sehr schönen und warmen Tagen hatten wir Abends von 4 Uhr bis in die Nacht ein starkes Gewitter mit Regen. Die Gewitterwolken waren in Süden aufgestiegen, und nach Norden an die gegen den Harz verlaufenden Gebirge getrieben. Gegen Nacht kamen die Wolken mit einem N. O. und N. W. Winde wieder zurück. Es regnete in der Nacht stark, und des Morgens früh fand man auf allen stehenden Wassern in und um die Stadt, in den Tonnen, in welchen Regenwasser aufgefangen wurde u. dgl. eine schwefelgelbe Materie schwimmend, und besonders am Rande des Wassers abgesetzt. Das Volk nannte solches einen Schwefelregen, und manche wollten bei dem Gewitter und nach demselben einen Schwefelgeruch bemerkt haben. Was es aber mit solchen vermeinten Schwefelregen für eine Bewandniß habe, wissen jetzt die meisten gebildeten Menschen, nemlich daß das, was der gemeine Mann für Schwefelblüte auf dem Wasser hält, nichts anders ist, als Blütenstaub verschiedener Pflanzen, der bei sehr vielen eine schwefelgelbe Farbe hat. Diese Schwefelregen werden auch meist nur im Mai, wenn viele Bäume und andere Pflanzen in der Blüte sind, wahrgenommen. So war im Mai 1803 zu Salzburg, und am 24sten und 25sten Mai desselben Jahrs zu Copenhagen, in einem Strich von 7 bis 8 Meilen ein solcher Blütenstaubregen von blühenden Büchen- und Tannenwäldern. Am 26sten Mai 1804 ward bei Dresden ein ähnlicher Blütenstaubregen von Fichten- und Tannenblüten *) bemerkt. Der hier am 14ten Mai beobachtete Blütenstaubregen mag eine ähnliche Entstehung gehabt haben, und aus Büchen oder Tannenwäldern vom Harz her, oder auch von blühenden Rübesaatfeldern durch Wind mit einer Wolke emporgehoben, und mit N. O. und N. W. Winde der Gegend um Göttingen zugeführt worden seyn. — Wer es nie gesehen hat, wie viel Blütenstaub ein einziger Baum oder Strauch in der Blütezeit in die Luft zu streuen vermag, der berühre nur an einem warmen und windstillen Tage einen in der Blüte stehenden männlichen Wachholderstrauch ganz leicht, und er wird mit Verwunderung wahrnehmen 1) daß eine kleine Wolke von feinem gelben Staube von dem Strauch

*) S. Voigts Magaz. für Physik rc. 8r Bd. 4s St. und 9r Bd. 3s St.

Strauch aufsteigt, und 2) wenn ein weiblicher Wachholderstrauch in der Nähe ist, sich, wie durch eine magnetische Kraft angezogen, plötzlich nach diesem hinbewegt, so daß, wenn ein anderer Strauch zwischen beiden steht, die kleine Staubwolke diesen umgehet, und sich plötzlich an den weiblichen Wachholderstrauch hinschwingt. — Unter dem Vergrößerungsglase zeigte sich der mit dem Regen herabgekommene *) Blütenstaub als stumpfeiförmige Körperchen, welche an beiden Enden schwarz und in der Mitte gelblicht, oder vielmehr an beiden Enden undurchsichtig, und in der Mitte gürtelförmig, durchsichtig und gelblich waren. Daß kein Schwefel darunter war, zeigte der Geruch, wenn man ein mit dieser gelben Materie bestrichenes Papier verbrannte, wo auch nicht der geringste Schwefelgeruch wahrzunehmen war. Der vermeinte Schwefelgeruch, der bei und nach den Gewittern oft wahrgenommen wird, kommt gewöhnlich von Pfützen und andern stehenden und faulenden Wassern, welche alsdann durch Regen und Wind bewegt, einen schwefelichten Wasserstoffgas-Geruch verbreiten, der dem ähnelt, welcher von abgebranntem Schießpulver oder beim Reinmachen der Schießgewehre entsteht, und den daher das Volk für Geruch von wirklichem Schwefel hält.

**J. B. Osiander.**

*) Er war aus einer Tonne voll Regenwasser genommen, und jeder Tropfen hatte neben den Blütenstaubkügelchen eine Menge durchsichtiger und sehr lebhafter Infusionsthierchen gezeigt.

---

## Die Einführung des Mahagoniholzes in Europa.

Der englische Capitain Gibbons, der auf einem westindischen Schiffe befehligte, war der Erste, der einige Bohlen Mahagoniholzes zu Ende des 17ten oder zu Anfange des 18ten Jahrhunderts als Ballast mit nach Europa brachte. Er gab sie seinem Bruder, einem berühmten Arzte in London, der sich eben ein Haus bauen ließ. Die Zimmerleute aber fanden das Holz zu hart zum Bearbeiten, und so warf man es als unnütz auf die Seite. Bald hernach brauchte die Frau Gibbons einen Lichtkasten, und der Doctor Gibbons ließ seinen Tischler, Wolloston, rufen, ihm einen solchen Kasten aus dem Holze zu machen, das im

im Garten liege. Wolloston beklagte sich ebenfalls, daß das Holz zu hart sey. Indessen kam doch der Kasten zu Stande, und gefiel so sehr, daß sich der Doctor Gibbons einen Schreibtisch aus eben dem Holze machen ließ, dessen schöne Politur, Farbe u. s. w. ihm so gefielen, daß er alle seine Freunde zum Besehen dieses Tisches einlud. Unter diesen Beschauern befand sich auch die Herzogin von Buckingham, die sich etwas von dem Holze ausbat, und sich durch Wolloston ebenfalls ein Büreau daraus verfertigen ließ. Hiedurch wurde das Holz immer bekannter, und kam nach und nach zu der Aufnahme, welche es noch jetzt genießt.

L. D.

---

## Verschiedene Gedanken.

Wenn wir von den Handlungen oder Schicksalen eines uns unbekannten Menschen reden hören, oder davon etwas lesen, so pflegt unsere Einbildungskraft gleich ein Bild, ein Gesicht von diesem Menschen zu entwerfen. Wenn dieser Mensch uns nachher vor die Augen kommt, und dem Bilde nicht entspricht, so wundern wir uns oft, daß wir uns geirrt haben. Jeder, der die Thaten Alexanders des Großen liest, wird sich ein Gemälde von diesem Helden machen. Dies wird zwar in jedem Kopfe in Ansehung der Gesichtszüge verschieden ausfallen; viele werden sich aber den Mann von großen Thaten, auch körperlich groß vorstellen. Die bildenden Künste tragen viel dazu bei, unsere Vorstellungen in dieser Hinsicht zu berichtigen, oder doch zu fixiren und einstimmig zu machen. In den Köpfen der Griechen war die Vorstellung vom Herkules, so wie von ihren vermenschlichten Göttern durch die Bildhauer und Maler ohne Zweifel sehr übereinstimmend.

---

Der Roman verhält sich zur Geschichte, wie das Theater zur wirklichen Welt. Beide können sehr viel zur Belehrung und Bildung des Geistes und Herzens beitragen, wenn der wichtige Unterschied nicht aus der Acht gelassen wird, der zwischen poetischer und historischer Wahrheit Statt findet. Die ernste Muse der Geschichte ist zwar nicht so reizend, nicht so mit Blumen geschmückt, wie

wie die Dichtermuse, aber sie ist auch nicht so verführerisch. Jene führt uns in die wirkliche Welt, und erzählt, wie es darin hergieng, diese pflegt oft aus der wirklichen Welt herauszuführen, und in süße Träume zu wiegen, auf die aber gewöhnlich ein unangenehmes Erwachen folgt. Am unschädlichsten wird das Romanlesen für solche seyn, welche das wirkliche Menschenleben durch Geschichte oder andere Erfahrungen schon kennen; aber diese pflegen, je tiefer und ausgebreiteter ihre Menschenkenntniß ist, desto weniger Geschmack daran zu finden.

---

Wenn es in talentvollen Köpfen, die in ihrer Jugend viele Vorurtheile als Wahrheiten treuherzig aufnahmen, hell wird, oder mit andern Worten, wenn sie durch Lectüre, Welterfahrung und Nachdenken zu deutlichern und bestimmtern Begriffen gelangen, so pflegt gewöhnlich in ihnen eine Art von Revolution zu entstehen, die gut, aber auch sehr übel für sie ausschlagen kann. Wie bei dem Einen der Kampf mit den Vorurtheilen die eigene Denkkraft stärkt, ihr Thätigkeit und Schwung giebt, und so den wohlgesinnten Sieger zu einem Licht führt, das Herz und Geist wohlthätig erleuchtet und wärmt; so kann er bei dem Andern leicht in einen zu heftigen Unwillen über die jugendliche Leichtgläubigkeit ausarten, und die gefährliche Geneigtheit hervorbringen, mit den Vorurtheilen zugleich auch alles Gute wegzuwerfen, das damit in Verbindung stand.

---

Viele neuere Aufklärer gleichen den Nachtlaternen, oder, wenn man lieber will, dem Monde, der sein Licht von der Sonne empfängt; sie erhellen zwar verdunkelte Pfade, aber ihr Licht giebt keine Wärme.

G. F. D.

---

## Anfrage.

Auf welche Art wird der Nasturtium-Saamen eingemacht, um solchen statt Cappern zum Verspeisen gebrauchen zu können, und muß solcher ganz reif oder nur grün seyn? Es wird sehr gewünscht, in diesen Blättern einige Erläuterung hierüber zu finden. Auch wo obiger Saamen in oder um Hannover am besten zu haben ist.

Hannoversches Magazin.

23tes Stück.

Montag, den 10ten Junius 1811.

## Beschreibung der Perlenfischerei auf der Insel Ceylon.

### Nach dem Französischen von Robert Percival.

(Schluß.)

(Man sehe das 20te Stück dieses Magazins von diesem Jahre.)

Die Eigenthümer der Barken, und überhaupt diejenigen, die auf ihre eigene Rechnung fischen, sind sehr der Gefahr ausgesetzt, eine Menge der kostbarsten Perlen zu verlieren, während die Flotte in die Bay zurückkehrt; denn wenn man die Austern einige Zeit in Ruhe läßt, öffnen sie sich häufig von selbst, und es ist alsdann leicht, eine schöne Perle zu entdecken, und vermittelst etwas Gras oder eines kleinen Stücks Holz, welches man in die Oeffnung steckt, die Muschel zu verhindern, sich wieder zu schließen, und bei einer guten Gelegenheit, die sich leicht findet, die Perle herauszunehmen. Obgleich aber schon bei dieser Gelegenheit viele Perlen entwandt worden, so ist doch der Verlust, den die Eigenthümer der Perlmuscheln hiedurch leiden, noch nicht so stark, als der, den diejenigen verursachen, die man gebraucht, den Leib der Thiere zu durchsuchen, indem sie sich viele Treulosigkeiten erlauben, und die Perlen sogar verschlucken. Jedoch ist hiebei die größte Vorsicht nothwendig, denn wenn die Eigenthümer Ursache haben, nur irgend Verdacht dieser Art zu schöpfen, so sperren sie den Verdächtigen ein, bewachen ihn auf das schärfste, und bringen es vermöge eines Brechmittels oder einer Purganz oft dahin, daß sie die entwandte Perle wieder entdecken, und so im Stande sind, den Dieb dem Vergehen gemäß zu bestrafen.

Wenn man in der Bay angekommen ist, werden die Perlmuscheln

den Eigenthümern überbracht, und in Löcher, die ungefähr 2 Fuß tief sind, oder auch auf kleine viereckige, mit einer Umzäunung umgebene Plätze gelegt, unter denen ein jeder Eigenthümer seine eigene Abtheilung hat. Bevor sie hingelegt werden, breitet man erst eine Matte auf der Erde aus, um die Muscheln, weil man sie daselbst faul werden läßt, die ihnen schädliche Erde nicht berühren zu lassen. Wenn sie den Zeitpunkt der Fäulniß überschritten haben, und schon trocken geworden sind, kann man sie ohne Gefahr, die Perlen zu beschädigen, öffnen, welches unfehlbar geschehen würde, wenn man die Perlen herausnehmen wollte, wenn die Austern noch frisch sind, da es viele Mühe macht, sie in diesem Zustande schon zu öffnen. Wenn man die Muscheln von einander getrennt hat, wird die Auster genau untersucht, und findet es sich, daß in dem Körper des Thiers selbst, was oft der Fall ist, eine Perle verborgen liegt, gekocht, um durch Einweichung des erhärteten trocknen Körpers die Perle unbeschädigt aus dem Thiere herauszunehmen.

Der durch die Fäulniß der Austern verursachte Gestank ist unerträglich, und dauert noch lange Zeit nach der Perlenfischerei fort; ja sogar er verbreitet sich mehrere Meilen weit über die Gegend von Condatchy, und macht solche zu einer der unangenehmsten und ungesundesten, welches sich nicht eher legt, als bis die Passatwinde, und die um diese Zeit eintretenden Stürme von Süd-West die Luft gereinigt haben. Allein, ob gleich dieser Gestank so äußerst unangenehm und schädlich ist, wie überhaupt jeder durch Fäulniß verursachte, so ist er dennoch nicht vermögend, eine Menge unthätiger Menschen, die die Hoffnung nach Gewinn antreibt, zurückzuhalten; denn einige Monate nach der Perlenfischerei, sobald man die Perlmuscheln nach überstandener Fäulniß weggeräumt hat, sieht man an diesen Plätzen einen Haufen von Menschen herumlaufen, von denen ein jeder sich eifrig bestrebt, am Ufer oder an den Stellen, wo man die Austern hat faul werden lassen, seine Gewinnsucht durch Erwischung einer Perle zu befriedigen. Und was diese Menschen noch mehr antreibt, ist, daß es nicht selten einem gelingt, eine kostbare Perle zu finden, und sich auf diese Weise gänzlich zu entschädigen.

Die Perlen, die man auf der Küste von Ceylon fischt, haben einen hellern Glanz, als die im Meerbusen vom Ormus an der Küste von Arabien, jedoch hält man sie in anderer Hinsicht nicht für so rein und von einer solchen Güte, wie diese. Uebrigens, obgleich die Perlen, die einen hellen, weißen Glanz haben, in Europa am meisten geschätzt sind, ziehen die Morgenländer doch die vor, die einen goldgelblichen

Glanz haben. Die Perlen, die man auf der Höhe von Tutuconyn, einer Stadt auf der Küste Coromandel, beinahe Condatchy gegenüber, fischt, sind weit schlechter, als beide eben angeführte Arten, denn sie haben eine bläuliche und grauliche Farbe, und lassen sich nicht so gut wie die andern bearbeiten.

Die Schwarzen, die sich mit der Bearbeitung der Perlen beschäftigen, besitzen in der Bearbeitung derselben überhaupt, und vorzüglich in dem Durchbohren, eine außerordentlich große Geschicklichkeit, die nicht weniger, als die Instrumente, deren sie sich dabei bedienen, bewundert zu werden verdient. Es ist das Instrument zum Durchbohren der Perlen eine hölzerne, ungefähr 6 Zoll lange und 4 Zoll breite Maschine in der Gestalt eines stumpfen und umgeworfenen Kegels, die von dreien 12 Zoll langen Füßen getragen wird. An dem Ende dieser Maschine befinden sich Löcher, die der Größe der größten Perlen ziemlich angemessen sind, denn die kleinern werden nicht mit dieser Maschine, sondern mit Hülfe eines kleinen Hammers von Holz durchbort, und in welche die Perlen hineingesteckt werden. Das Instrument zum Durchbohren der Perle ist eine Art von Spindel, deren Größe und Dicke der der Perle angemessen ist, und die man vermittelst eines Griffs in Form eines Halbzirkels, wie sie auch bei uns gewöhnlich sind, in einer Spitze von Holz, in die jedesmal die Spindel hineingesteckt wird, herumdreht. Will nun der Arbeiter von dieser Maschine Gebrauch machen, so setzt er die Spitze der Spindel genau auf die Mitte der in eins der Löcher gelegten Perle, und drückt, während er mit der rechten Hand die Maschine durch Drehen in Bewegung setzt, mit der linken Hand die Spindel fest gegen die Perle. Während dieses Drehens benetzt er sie zuweilen, indem er den kleinen Finger der rechten Hand in eine mit Wasser angefüllte Cocusnußschale, die dicht neben ihm steht, eintaucht, und vollendet so diese mühsame Arbeit mit der größten Geschicklichkeit und Geduld.

Ausser diesen Instrumenten bedient man sich noch einer Menge anderer, theils die Perlen abzurunden, theils sie zu durchbohren; und um sie zu putzen und ihnen die Glasur zu geben, wie wir sie an ihnen sehen, bedient man sich eines feinen Staubes, den die Perlen bei ihrer Bearbeitung selbst liefern. Diese verschiedenen Arbeiten beschäftigen viele Schwarze auf mehrern Seiten der Insel; und vorzüglich in der von Schwarzen bewohnten Stadt Colombo sieht man täglich eine Menge derselben mit dieser so künstlichen Arbeit beschäftigt, die wirklich sehr bewundert zu werden verdient.

Dies waren in Hinsicht der Perlenfischerei die vorzüglich interessirenden Ge-

genstände. Obgleich die Länder seit mehrern Jahren hinter einander zu sehr der Perlenfischerei beraubt, lange nicht mehr so einträglich sind, wie ehemals, so ziehe das Gouvernement dennoch eine ziemliche Revenüe davon, die durch hinlängliche und bessere Aufsicht gewiß noch um vieles vermehrt werden könnte. Nächst dem Zimmet machen jedoch dennoch die Perlen den vorzüglichsten Handelsartikel aus, und der große Zulauf von Fremden, die durch die Perlenfischerei herbeigezogen werden, sey es um ihre Neugierde zu befriedigen oder Geschäfte halber, giebt Gelegenheit, eine Menge ihrer Produkte auf eine äußerst vortheilhafte Weise abzusetzen.

Bevor wir die Bay von Condatchy verlassen, interessirt es vielleicht manchen, auch einen Blick auf die vorzüglichsten Gegenstände, die man während der Perlenfischerei zu beobachten Gelegenheit hat, zu werfen. Das Schauspiel, welches die verschiedenen Sitten und Gewohnheiten der Menge Indianer, die man daselbst erblickt, darstellen, ist vielleicht eine der interessantesten, indem man behaupten kann, daß jede Kaste daselbst ihre Repräsentanten hat. Die Geschicklichkeit in mannichfaltiger Hinsicht der einen, die Religionsgebräuche anderer, und der Anblick aller dieser verschiedenen Gegenstände zusammen, bilden ein Ganzes, was geeignet ist, unsere Neugierde in jeder Hinsicht zu befriedigen.

Hier sieht man Gauckler und Vagabonden aller Art ihr Metier mit einer übernatürlich scheinenden Geschicklichkeit und Feinheit ausüben; dort begegnet man Faquirs, Braminen und überhaupt Heiligen von verschiedenen Religionen und Sekten, die sich, sey es nun um Allmosen zu bekommen oder um irgend ein Gelübde zu erfüllen, auf die härteste Art mit einer Ausdauer martern, die einem unglaublich scheint.

Die härtesten Arten von Buße, die die Indianer vornehmen, sind die, vermittelst deren sie sich bemühen, wieder in ihre Kaste aufgenommen zu werden, wenn man sie, entweder weil sie verbotene Speise genossen, oder Gemeinschaft mit einem von einer andern Religion oder mit einem Verbannten gehabt haben, daraus verstoßen hat. In diesem Zustande werden sie von den Personen ihrer eigenen Sekte, welche weder Umgang mit ihnen haben, noch sie berühren dürfen, mit Abscheu betrachtet. Um sich von diesem wirklich unglücklichen Verhältnisse zu befreien, müssen sie entweder eine beträchtliche Summe bezahlen, oder Buße thun, deren Ueberwindung einem unglaublich scheint, indem sie sich z. B. verpflichten, einen Arm ein und mehrere Jahre in die Höhe zu halten, ohne ihn nur einmal herabsinken zu lassen, welches Gelübde sie mit einer solchen Standhaftigkeit und Ausdauer erfüllen, daß sie nicht im Stande sind,

sind, dem Arm seine natürliche Lage wieder zu geben. Einige lassen sich die Haare und den Bart wachsen, und geben sich durch Flechten derselben eine fürchterliche Gestalt; andere thun das Gelübde, sich niemals niederzulegen, und beobachten dasselbe, indem sie ihren Hals in eine Art von Tisch einschließen, der ihnen nicht erlaubt, sich niederzulegen, mit der größten Strenge.

Eine der gewöhnlichsten Bußen besteht darin, daß sich der Verstoßene für seine Kaste in die Luft hängen läßt. Man schlägt nämlich einen starken und hohen Pfahl, auf dessen höchste Spitze man einen Balken so befestigt, daß man ihn vermittelst eines darüber laufenden Stricks auf einem Zapfen herumdrehen kann, sehr fest und schräg in die Erde. An dem Ende dieses Pfahls befinden sich Rollen mit einem Stricke, um den Menschen hinaufzuziehen. Wenn auf diese Weise alles vorbereitet ist, wird er unter einem großen Haufen von Menschen, der sich mit Tanzen die Zeit vertreibt, unter einem lauten Jubelgeschrei herbeigeführt. Wenn der Zug bei dem Pfahle angelangt ist, lassen seine Eltern und die Braminen den Menschen, indem sie ein starkes Geschrei erheben, unter dem Schalle der Musik, dreimal um den Pfahl herumgehen, während welcher Zeit man ein Schaf opfert, mit dessen Blute man die nach dieser Besprengung begierige Menge benetzt. Vorzüglich versuchen die unfruchtbaren Weiber alles, um nur einige Tropfen davon zu bekommen, indem sie hoffen, dadurch ihren Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen; und um die Kraft dieses Mittels noch mehr zu verstärken, überlassen sie sich während der ganzen Handlung so zu sagen einem andächtigen Wahnsinne, der so ausgelassen wird, daß sie sich die Haare zerraufen und ihren Körper auf eine schreckliche Weise zerfleischen.

Nach Beendigung des Opfers legt man den Büßenden auf die Erde, rennt ihm auf dem Rücken dicht unter den Schultern 2 breite Haken, an welche die über die Rollen laufenden Stricke befestigt sind, durch das Fleisch, zieht ihn mit um die Beine und die Brust geschlungenen Stricken schnell in die Höhe, und dreht ihn so hängend an der äußersten Spitze des Pfahls einige Mal herum. Während dieser grausamen Buße spricht er einige Gebete, und wirft Blumen, mit denen er sich vorher versehen hat, und die man als Reliquien betrachtet, die vor jeder Krankheit schützen und auf immer glücklich machen, auf die Menge, die sie begierig aufrafft, herab. Nachdem dies geendigt ist, läßt man ihn wieder herab, und nimmt ihn nunmehr desto lieber wieder in seine Sekte auf.

Die indianischen Priester, die sich dieser Ceremonien oder irgend anderer

rer Geschäfte wegen nach Condatschy begeben, stiften daselbst, wie andere Bettler, oft großes Unheil an, indem sie bei der größten Faulheit durch ihre Grobheit oft Ursache von großen Unruhen sind. Allein dies ist nicht die einzige Plage unter der Menge, die der Perlenfischerei beiwohnen; es finden sich daselbst auch eine Menge Taschenspieler und Gauckler, Tänzer und Tänzerinnen von allen Arten, und eine Menge Elender ein, die, obgleich in diesem Zustande, dennoch mit der größten Feinheit nur das Metier der Diebe ausüben.

Es besitzen diese Indianer einen fast unwiderstehlichen Hang zum Stehlen, und bei ihren Geschäften mit den Europäern suchen sie jede Gelegenheit auf, sie zu betrügen, welches sie jedoch wie einen Diebstahl immer auf eine versteckte Weise zu thun suchen.

Von dieser Geschicklichkeit Gebrauch zu machen, findet sich keine bessere Gelegenheit, als während der Perlenfischerei in der Bay von Condatchy. Daher strömt alles unnütze Gesindel, was sich in dieser Gegend aufhält, dahin, und man kann es aller möglichen Maaßregeln ungeachtet nicht dahin bringen, ihrer Räuberei Einhalt zu thun, welche vorzüglich darin besteht, daß sie mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit eine Perle aus der Muschel herausnehmen und sie so verstecken, daß sie vor aller Entdeckung gesichert sind. Unter diese diebischen Menschen dürfen jedoch die Einwohner dieser Gegend nicht mit gerechnet werden, da sich nur sehr wenige derselben bei der Perlenfischerei einfinden, und sie weder der Dieberei sehr ergeben sind, noch die dazu nöthige Geschicklichkeit besitzen, wie die Indianer vom festen Lande, denen dies Talent angebohren zu seyn scheint, und die desfalls das Sprichwort haben: der größte Schurke ist der größte Mann.

Daß sie diesen Satz mit der größten Feinheit auf alle nur mögliche Weise beherzigen, sieht man daraus, daß auch die größte Aufmerksamkeit der Aufseher über die Menschen, die die Perlen bearbeiten, nicht im Stande ist, einen oft großen Verlust abzuwenden.

# Mittel,

## die Fliegen von den Pferden abzuhalten, und die Staubläuse, welche den Pferden auf der Haut sitzen, zu tödten.

Alle bisher bekannt gemachten Mittel wegen Abhaltung der Fliegen von den Pferden beziehen sich nur auf das Geschirre, worauf solches gestrichen wird; jedoch sind diese Mittel nicht auf die sich bekanntlich ohne Geschirr befindenden Koppel- und Weidepferde anwendbar, indem sie durch Anbringung auf die bloße Haut bei diesen wegen ihrer Reizbarkeit und Schärfe mehr Schaden als Nutzen bringen würden.

Die Pferde werden durch das Stechen der Fliegen, so wie von den Läusen, welche beim Wälzen der Pferde in dem von der Erde auf sie auffliegenden Staube, der sich mit ihrem Schweiß verbindet, entstehen, und die so klein sind, daß sie nur durch ein Microscop gesehen werden können, am Fressen gehindert, nehmen deshalb ab, verlieren die Haare, und erscheinen am Ende des Sommers in einem Zustande, welchen man nicht vermuthet hätte. Ich halte es daher auf mehrere deshalb geschehene Anfragen für Pflicht, ein mir hierüber bekannt gewordenes und durch Erfahrung bewährtes Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, zum Besten der Oekonomen und Pferdefreunde in diesen Blättern bekannt zu machen.

Man nimmt, je nachdem man viel oder wenige Pferde hat, einen Kessel mit 30 oder weniger Maaß Wasser, läßt es kochen, thut alsdann $4\frac{1}{2}$ Pfund Geiztaback und $5\frac{1}{2}$ Pfund Wallnußblätter nach Proportion hinzu, verdeckt den Kessel wohl, damit beim Kochen der Geruch nicht verlohren geht, und kocht die Species ohngefähr so lange, bis es zu einer Lauge geworden, nimmt es dann ab, läßt es kalt werden, und bestreicht die Pferde ein Paarmal damit; wenn dies geschehen und selbige trocken geworden, nimmt man grüne Wallnußblätter, so wie sie vom Baume kommen, und reibt die Pferde vom Kopfe bis zu den Füßen hinaus.

Auf diese Art können die Pferde, wenn es nicht regnet, länger als vier Wochen ungehindert sich auf der Weide aufhalten; sollte es aber regnen, so bestreicht man sie alle vierzehn Tage mit Lauge und reibt sie darnach wieder mit den grünen Wallnußblättern.

Die Fliegen können den Geruch des Mittels nicht vertragen, und entfernen sich, sobald sie etwas davon merken, und die Staubläuse werden davon getödtet, so daß die Pferde völlige Ruhe bekommen.

Der

Der Anlaß zu Auffindung der Staubläuse war folgender: ich hörte, daß der Staub, welchen die Pferde auf den Rücken hätten, ein außerordentliches Jucken hervorbrächte; entschloß mich daher, die Sache genau zu untersuchen, konnte aber ohne ein Vergrößerungsglas nichts als Staub wahrnehmen. Ich gab jedoch meine Untersuchung nicht auf, sondern nahm ein Microscop zu Hülfe, ließ das Pferd von neuem kratzen, nahm den Staub auf einen gewärmten Teller, und fand durch Hülfe des Microscops, daß sich der Staub bewegte; ich hatte mich daher in meiner Vermuthung nicht geirrt. Es sind kleine Thiere, welche ein rundes Ansehen haben und mit mehreren Beinen versehen sind; sie haben einen Kopf, welcher an den Theil, womit er am nächsten in Verbindung stehet, so nahe anliegt, daß man nur mit Mühe solchen wahrnehmen kann.

Osterode am Harz.

J. F. B. Bütemeister,
Stud. Med.

---

## Wachsthum und Alter einiger Thiere.

Die Schildkröte wächst so langsam, daß man auf zwanzig Jahre kaum eine Zunahme von wenigen Zollen rechnen kann. Sie lebt 100 und mehrere Jahre. Das Krokodill ist, nach Behauptung mehrerer Reisenden, das einzige Thier, das so lange wächst, als es lebt. Der Hecht und der Karpfen können, nach glaubwürdigen Zeugnissen, ihr Leben auf anderthalb hundert Jahre bringen. Man hat Beispiele, daß die die Steinadler in Thierhäusern über 100 Jahre gelebt haben. Der Rabe und der Schwan können ihr Leben auf 100 Jahre bringen. Mancher Papagay lebte als Gefangener des Menschen noch 60 Jahre, und wie alt war er vielleicht schon, als er gefangen wurde. Der Elephant wächst bis ins 30te Jahr, und kann über 200 Jahr alt werden.

---

Neues
Hannoversches Magazin.
24tes Stück.
Montag, den 17ten Junius 1811.

## Ueber die Anwendung der wohlfeilsten Mittel zur feuersichern Bauart.

Wem wird nicht bei den seit kurzem Statt gefundenen häufigen Feuersbrünsten der Gedanke an eine bessere Sicherstellung vor diesem verheerenden Uebel erwachen? Mögen die Ursachen, wodurch es herbeigeführt wird, noch so mannigfaltig seyn, so ist doch eine der ersten immer die feuergefährliche Bauart, wonach gewöhnlich die ländlichen Gebäude errichtet werden. Wie viel ist nicht schon über diesen Gegenstand geschrieben und angerathen? Nur an wenig Orten haben Einzelne die Wohlthat der Vorschläge eingesehen, welche sachkundige Männer öffentlich zu verbreiten suchten, und sich darnach gerichtet; der größte Haufe aber hat sie noch immer aus Eigensinn und Trägheit unbeachtet gelassen, und es ist charakteristisch wahr, was Beckowitz im Jahre 1803 schon im Freimüthigen äußerte, wo er die Vorliebe der Italiener zu den Feuerwerken, mit der in Teutschland vergleicht:

„In Teutschland ist es anders" sagt er, „hier liebt man auch „Feuerwerke, aber nur die von „tragischer Art. Hiezu sind auf „dem Lande und in den Städten „alle mögliche Anstalten getroffen. „Auf dem Lande besonders hat „man überall kleine Scheiterhaufen, oder Feuerstellen, wie man „sie nennt, hingesetzt, und oben „mit einer Menge Stroh bedeckt. „Wenn diese Scheiterhaufen mit „Getreide angefüllt sind, so wird „das Feuerwerk dadurch um so „glänzender, und gewährt dem „Auge ein herzangreifendes Schauspiel. Allein mit dem einmahligen Anschauen desselben nicht „zufrieden, beschäftiget man sich „fast überall, andere Gerüste zum „Kunstfeuerwerke wieder aufzurichten,

„ten, um der lieben Gewohn„heit nicht zu entsagen, und am „Alten kleben zu dürfen."

Man könnte dieß freilich auch von andern Ländern sagen, nur steht diese Rüge für das gebildete Deutschland gewiß nicht am unrechten Orte.

Es kann hier die Absicht nicht seyn, alle Regeln zur feuerfesten Bauart aufzuzählen, die in so vielen nützlichen Schriften enthalten sind, nur die allgemein wirksamen und wohlfeilsten Mittel in diesem Blatte jedem Bauenden wiederhohlt ans Herz zu legen, scheint mir Pflicht.

Jeder weiß ja wohl, daß massive Hauswände mit einem Ziegel- oder sonst feuerabhaltendem Dache, und gut gewellerte oder mit Lehmstrich versehene Decken die vorzüglichsten Mittel sind, die zum Zweck führen. Daß die innere Construction der Küchen- und Stubenfeuerungen diesem Zwecke gleichfalls entsprechen müsse, versteht sich von selbst; alle übrigen Künsteleien aber gehören nicht fürs große Publikum; doch nehme ich massive Treppen bei Gebäuden von vielen Etagen aus, auch unter gewissen Umständen die gewölbten Dekken. Wegen der Kostbarkeit dieser Dinge sind sie aber nur in einzelnen wichtigen Fällen brauchbar, und in unsern gewöhnlichen, vorzüglich ländlichen, Gebäuden werden wir die hölzernen Balkenlagen und Fußböden, Dach- und Treppengerüste im Allgemeinen schwerlich wegmeistern können.

Desto mehr aber sollte es unbedingtes Gesetz werden, alle Holzwände und feuerfangende Dachbedeckungen gänzlich zu verbannen, um so mehr als die Staatsökonomie innig hiemit verbunden ist, da der Holzmangel immer drückender und fühlbarer wird.

Die Kostbarkeit der massiven Mauern ist längst modificirt; man weiß sie von Luftsteinen, Lehmpatzen und Pisée aufzuführen, so daß sie in der Regel wohlfeiler als die Holzwände werden.

Vorurtheil, Mangel an Kenntniß und festem Willen, besonders aber die Widerreden der Holzhändler und Ouvriers, welche häufig dergleichen Anlagen, wie ich aus Erfahrung weiß, mit Fleiß mislingen machen, sind unstreitig die Hauptursachen, welche selbst die besser Ueberzeugten von allen fernern Versuchen abgehalten haben, obgleich die gelungensten Beispiele in manchen Gegenden die Gediegenheit der Sache unumstößlich darthun.

Ich will hier nur bei der Bauart mit Luftsteinen, als dem allerwohlfeilsten Mauer-Material, einen Augenblick stehn bleiben; wegen der übrigen verweise ich auf die Schriften eines Mangers, Gilly, Lange, Meinert u. a., hinsichtlich des Piseebaues

baues aber auf meine im Jahre 1808 bei Gerstenberg in Hildesheim herausgegebene Abhandlung.

Ueberall können Luftsteine geformt werden, wo nur ein lehmartiger Boden vorhanden ist, der zusammengeballt nach der Erhärtung noch eine bedeutende Bindekraft zeigt.

Zu fetter oder thonartiger Lehm springt nach der Formung leicht, er muß also zuvor mit einem magern Körper, am besten mit Sand, vermischt werden; ganz vortheilhaft ist eine Beimischung von Flachsschewen, und etwas feingeschnittenen Strohhexel, wenn man sich die Mühe geben will. Der Boden braucht zur Formung der Luftsteine nicht so geschlemmt und gereinigt zu werden, wie für die Ziegelsteine, jedoch streiche man dieselben, wo irgend möglich, ganz auf ähnliche Art, wie die zum Brande bestimmten Steine, auf einem Streichtisch, weil sie durch diese Manupulation eine festere Consistenz auch mehr Regelmäßigkeit erhalten, als wenn sie auf dem bloßen Erdboden fabricirt werden, und trockne sie dann unter einem Schauer, wenn auch nur von Laub oder Stroh.

Daß die Fabrikationskosten der Luftsteine, vorausgesetzt, daß der Lehm in der Nähe zu haben ist, äußerst gering sind, besonders für den Landmann, der das Graben und Fahren selbst besorgen kann, ist unbestreitbar, und zum zweckdienlichen Gebrauch dienen blos folgende allgemeine und einfache Hauptregeln:

Man nehme zur Construktion der Luftsteinmauern einen sachkundigen, willigen und uninteressirten Maurer.

Das Fundament muß von Bruch- oder gebrannten Steinen, wenigstens 2 Fuß über die Erde, aufgeführt werden.

Man ordne und vollende den Bau bei möglichst trockner Jahrszeit.

Die Luftsteine müssen vorher gänzlich trocken seyn, und dürfen beim Vermauern durchaus nicht angefeuchtet, sondern blos vom Staube gereinigt, und in weichen Lehmmörtel versetzt werden.

Dagegen bediene man sich zum Vermauern eines nicht zu magern, jedoch mit etwas groben Sand vermischten Lehmes, so daß der Mörtel leicht von der Kelle abfließt.

Die Mauern müssen fleißig und mit schmalen Fugen überall angelegt werden.

Sehr anzurathen ist es, daß man die 4 Ecken jedes Gebäudes mit gebrannten Steinen aufführt, und den obern Theil der Umfassungsmauern, worauf die Balken aufgeplattet werden, ebenfalls mit Ziegeln abgleicht.

Sollen Mauern von gebrannten Steinen mit Lehmstein-Mauern verbunden werden, welches aber immer nicht vortheilhaft ist, so nehme man

zu den Ziegelmauern ebenfalls Lehmmörtel, und führe beide Arten gemeinschaftlich in gleichen Höhen auf.

Dem, alle Lehmmauern treffenden, nicht ungegründeten Vorwurf, daß der äussere Abputz an ihnen nicht festhält, kann man am sichersten dadurch begegnen, daß man die äußern Frontwände mit gebrannten Ziegeln höchstens einen halben Stein stark blendet; auch kann diese Blendung füglich auf der hohen Kante geschehen, wenn nur hin und wieder eine Bindeschicht mit der Lehmmauer zugleich angelegt wird; eine Methode, wozu sehr wenig gebrannte Steine gehören, also auch keine bedeutenden Kosten nöthig sind, und wodurch vielmehr der Vortheil erreicht wird, daß man den ganzen Abputz sparen, und blos die Fugen gehörig mit gutem Kalkmörtel ausstreichen kann.

Sollte man aber diese Methode aus andern Gründen nicht anwenden, sondern einen Kalkputz auf die äußern Lehmwände tragen wollen, so ist es nach meiner Erfahrung am besten, daß man zuvor alle Lehmfugen auskratzt, kleine hölzerne Pflöcke einschlägt, und sodann den Kalkbewurf vornimmt, unter welchen man etwas Kuhhaare mischen muß; sollten sich nach der Abtrocknung einige feine Risse zeigen, so können diese mit einem dünnen Kalk-Ueberzug wieder zugedeckt werden, worauf man sicher seyn kann, daß der Abputz so fest halten wird, wie auf allen übrigen Steinmauern. Die Versuche mit andern Putzarten sind mir weniger gelungen.

Eine zur Sicherheit der Lehmmauern gegen die Witterung allgemein zu empfehlende Construction ist die, daß man das Dach möglichst weit über die Aussenwände vortreten läßt.

So viel über die Mauern von Luftsteinen, und weiter nichts über die Mauern von gebrannten Steinen, als den Wunsch, daß die Fabrikation derselben ausgebreiteter, und vor allem das Brennen mit Torf eingeführt, auch die Anlage der sehr zu empfehlenden Feldziegeleien nachdrücklich begünstigt werden möge; denn so lange nicht hiedurch der Preis der Steine auf das Minimum herabsinkt, so lange kann der massive Bau mit diesem Materiale nicht allgemein werden.

Uebrigens will ich noch bloß darauf aufmerksam machen, daß die auf den Ziegeleien gestrichenen rohen Steine mehr zum Aufbau der Mauern gebraucht werden, und die Fabrikanten auf den Verkauf dieses rohen Materials bedacht seyn sollten.

Die feuerfeste Bedachung der Gebäude wird immer am regelmäßigsten und allgemeinsten durch gebrannte Ziegelsteine zu bewirken stehn. Hier aber muß der Wunsch wiederholt werden, daß durch vermehrte Anlage von Ziegeleien, zweckmäßigern Betrieb derselben, und wohlfeilere Feuerungs-Methoden der Preis dieses Materials möglichst herab-

ab-

abgesetzt werde, und dadurch auch der ärmere Landmann in Stand gesetzt seyn möge, sich dieser Bedekkungsart zu bedienen, welches er sodann gewiß gern thun würde, und wozu er im Weigerungsfall von der Landes-Regierung auch gezwungen werden könnte.

So lange aber dieser Wunsch nicht in Erfüllung geht, sollte man sich der sogenannten Lehmschindeln, oder eigentlich feuersichern Strohdächer statt der gewöhnlichen bedienen, welche wenigstens verhindern, daß ein Gebäude durch Flugfeuer nicht in völligen Brand gerathen kann, wenn auch die obere Strohfläche fortbrennt.

Diese Dächer bestehn eigentlich aus einer in Stroh eingefaßten und damit verbundenen Lehmschicht, und sehen daher von aussen auch wie Strohdächer aus, haben aber durch Erfahrung hinlänglich ihren Nutzen bewährt.

Zur Beschreibung ihrer Construction ist hier der Ort nicht, und muß ich auf Gillys Abhandlung vom Jahre 1796, auf dessen Handbuch der Landbaukunst, und auf Bodes Abhandlung vom Jahre 1804 verweisen.

Alle übrigen feuersichern Bedekkungsarten sind entweder zu kostspielig, oder nicht allgemein ausführbar. Die Lehmdecken und Estriche, welche besonders auf den Dachbalken sehr zweckmäßig bleiben, sind zu bekannt, als daß es mehr wie einer wiederholenden Empfehlung bedürfte.

Mögen diese Worte der Erinnerung nicht ganz vergeblich gesprochen seyn. Den Handwerkern bietet sich ja bei der weisen Einrichtung unsers Königreichs Westphalen vorzüglich die beste Gelegenheit zur Verbreitung der Sache dar, indem jeder sein eignes Gewerbe ungehindert betreiben darf.

Wie manchem Maurer mangelt es an Arbeit, der sich mit Fabrikation von Lehmsteinen und Lehmschindeln, oder mit Ziegelbrennen, besonders in Feldöfen, sein Brod sehr gut verdienen könnte. Selbst dem Zimmermann steht ja dieser Verdienst zum Ersatz für das Zusammenschlagen hölzerner Hütten offen; oder ist es etwa eine Schande, wenn er neben seinem gewöhnlichen Gewerbe ein anderes nützliches treibt? Wer sich schämt, etwas Gutes zu thun, das über die Grenzen der alten Gewohnheit hinausreicht, der ist unsrer Achtung unwerth.

Hannover, im Mai 1811. C. Held, Ob. Ing.

---

Von

# Von der Benutzung des türkischen Weizens oder Mais zu brauchbarem Syrup.

Da jede Erfindung eines Ersatzmittels der Süßigkeit, welche das Zuckerrohr liefert, in den jetzigen Zeiten sehr willkommen seyn muß, so scheint Folgendes werth zu seyn, auch in hiesigen Gegenden bekannt gemacht zu werden.

In Schwedt hat der Hofprediger Schregel im Jahre 1809 folgende kleine Schrift von ein Paar Bogen drucken lassen, unter dem Titel:

„Anweisung zum Anbau oder zur Benutzung des Mais oder türkischen Weizens, besonders im nördlichen Deutschlande, und in den preussischen Staaten nach eigenen Erfahrungen, mit einigen Anmerkungen und einer Vorrede versehen von Albr. Thaer. Auf Befehl Sr. Majestät des Königs zum Druck übergeben. Berlin in der Realschulbuchhandlung. 8."

Ein Reisender hat an Ort und Stelle die Ausübung davon in Schwedt gesehen. Der Mais ist von Weibern und Kindern abgeschnitten, und von den Blättern gereiniget worden. Die Aehren des Mais sind ebenfalls von den Stängeln, die oberhalb des Kolben sich befinden, getrennt, und diese zum Trocknen zurückgelegt worden. Die oberhalb der Fruchtkolben befindlichen Stängel aber hat eine Mannsperson auf einer Schneidelade zerschnitten, und darauf hat man sie mit Wasser eine halbe Stunde gekocht, und mit sammt dem Wasser unter eine tüchtige Presse gebracht, und dadurch den süßen Saft herausgepreßt.

Der ausgepreßte gelblich grün aussehende Saft ist alsdann bis zur Dicke eines Syrups eingekocht worden, und der Reisende, der ihn gekostet hat, versichert, daß er sehr wohlschmeckend gewesen sey, und Vorzüge vor dem Syrup gehabt habe, den man aus Möhren oder Runkelrüben bereitet.

Diese Fabrication ist in Schwedt mit zwei Pressen betrieben worden, und man hat damit täglich 20 bis 30 Pfund Syrup bereitet.

Die obersten Stängel des Mais, welche den süßen Saft enthalten, können noch früher, ehe der Mais reif ist, abgeschnitten werden, nemlich alsdann, wenn die Blüthezeit vorüber ist, jedoch auch nicht eher. Ueberhaupt muß hiebei vorsichtig verfahren, und der Fruchtkolben ja nicht verletzt, auch die völlige Blüthezeit abgewartet werden.

Bekanntlich sind die Körner des Mais das schätzbarste Produkt dieser Pflanze, woraus Mehl, Gries und Grütze

Grütze bereitet wird. Auch dienen sie auf eine vorzügliche Art zur Mästung des Viehes, der Hühner ꝛc. Für die Pferde geben sie ein sehr gutes Futter ab, und die Hälfte des Maaßes von Hafer reicht hin, um sie stark und fleischig zu machen.

Die Ausbeute oder der Ertrag von $\frac{5}{4}$ Magdeb. Morgen Land, die mit 5 Metzen Mais bestellt worden, ist nach der Erfahrung des Herrn Schregel gewesen:

24 Scheffel Körner,

1 Centner Syrup.

250 Pfund getrocknete Blätter, die sehr gutes Viehfutter abgeben,

4 Fuder Runkelrüben, die zwischen die Maisreihen gepflanzt waren,

für 2 Thaler Asche aus den verbrannten Kolben.

Gewiß ein Ertrag, der von keiner andern Getreideart zu erwarten ist.

Was die Art der Bestellung dieser Frucht betrifft, so wird dazu die Anweisung in dem zu Anfang erwähnten Tractätchen ausführlich gegeben. Es wird darunter hier nur folgendes bemerkt:

Der Mais erfordert nicht vorzügliches Kornland. Er nimmt sogar mit sandigem Boden vorlieb, wenn er gehörig gedünget ist. Ein schwerer Kleiboden ist zu seiner Cultur nicht günstig.

Die Zeit der Aussaat richtet sich nach der Witterung im Frühjahr. So lange es starke Nachtfröste giebt, darf man den Samen nicht auslegen. Man darf jedoch damit auch nicht zu lange zögern, weil dadurch das Reifwerden der Kolben im Herbst verspätet wird. Zu Ende Aprils und Anfangs Mai scheint die Aussaat am passendsten zu seyn. Das hiesige Klima ist warm genug, um ihn im Herbste völlig zur Reife zu bringen. Diensam ist es indessen, ihn an solche Oerter zu pflanzen, wo er den ganzen Tag von der Sonne beschienen werden kann, mithin nicht an Berglehnen, die gegen Norden gerichtet sind. Zu den auszulegenden Samen wählt man die weißen und blaßgelben Körner, weil diese das weißeste Mehl geben.

Die Bestellung hat viel Aehnliches mit der der Kartoffeln. Die Körner werden einzeln in zwei Zoll tiefe Löcher, die mit dem Pflanzer eingedrückt werden, gelegt. Gesäet können sie nicht werden. Bei Wien legt man sie hinter dem Pfluge in die frisch gezogene Furche. Die zweite Furche muß die erste bedecken, und die dritte wird auf gleiche Weise belegt.

Da die Reihen der Maispflanzen nicht zu nahe stehen dürfen, sondern etwa 2 Fuß 4 Zoll von einander ent-

entfernt bleiben müssen, so können diese Zwischenräume sehr vortheilhaft mit Runkelrüben bepflanzt werden, oder noch besser gerade in die Mitte der Reihe, einen Fuß von einander entfernt, der Runkelrübensamen gelegt werden.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Bestellung des Mais etwas Aehnliches mit der Bestellung der Kartoffeln habe. Es muß nemlich der bepflanzte Acker vom Unkraute rein gehalten und behacket, zuletzt auch an den Pflanzen etwas erhöhet werden.

Dieses erfordert zwar etwas Mühe, allein sie wird durch die reichliche Ausbeute, welche dieses Gewächs dem Pflanzer gewährt, in alle Wege belohnet.

Die Kolben müssen auf trocknem Boden oder Dreschdielen behutsam getrocknet werden, und dürfen nicht über einen halben Fuß hoch über einander geschüttet werden, weil sie sich leicht erhitzen.

Sind sie trocken, so können sie wie Korn mit dem Dreschflegel gedroschen werden. Man schüttet sie nemlich auf einen Haufen auf der Dreschdiele, und wenn gleich anfänglich die Körner etwas umherspringen, so giebt sich doch dieses bald. Wenn die oberste Lage fast ganz entkörnt ist, wird der Haufe mit einer Harke von den unten liegenden Körnern weggezogen, und die Körner zur Seite geschoben. Man richtet den Haufen der Kolben wieder ein, und fährt fort, zu dreschen, bis alle Kolben die Körner verlohren haben, und letztere reiniget man mit Sieben.

Wer sich übrigens noch ausführlicher über den Bau des Mais unterrichten will, dem wird folgender Tractat

D. Burgers vollständige Abhandlung über die Naturgeschichte, Cultur und Benutzung des Mais oder türkischen Weizens, mit vier Kupfertafeln. Wien 1809. Bei Geistinger.

ein völliges Genüge leisten.

K.

---

## Ricinusöl.

Das Ricinusöl kann vermittelst eines recht trockenen ungelöschten Kalks so verdickt werden, daß es dem chinesischen Federholz gleicht. Weil diese feste Gallerte weder vom Wasser noch vom Weinstein angegriffen wird, so lassen sich daraus vielleicht allerlei durchsichtige und dabei unzerbrechliche Gefäße verfertigen.

# Hannoversches Magazin.

25tes Stück.

Montag, den 24ten Junius 1811.


## Ueber den Heringsfang an den Küsten von Schottland, und in der Nähe der Shettländischen Inseln.

Die Heringsfischerei, diese so ergiebige Hülfsquelle für den Norden von Europa, wird vorzüglich an den westlichen Küsten Schottlands, besonders aber an der Küste der Grafschaft Argyle und auf dem Loch-Fyne betrieben. Dieser Busen, der sich vom 57sten Grade nördlicher Breite mehr denn dreißig Meilen weit in nordöstlicher Richtung aus dem Ocean in das Land hineinerstreckt, ist seit undenklichen Zeiten wegen seiner Heringe bekannt gewesen, die an Güte alle andre, die in den westlichen Seen gefangen werden, übertreffen. Der bedeutendste Hafen an diesem Meerbusen, der nemlich von Ieverarn, der Hauptstadt in Argyleshire, hieß daher vor Alters Slochk Ichopper, das ist: die Tausch-Bucht. Auch führt dieser Burgflecken noch heutiges Tages ein Netz mit einem Hering im Wappen, nebst der Umschrift: semper tibi pendeat halec! (Nie mangle deinen Maschen der Hering!)

Der Heringsfang beginnt gemeiniglich im Julius, und dauert bisweilen bis zum ersten Januar. Unermeßliche Züge von Fischen besuchen den See um diese Jahrszeit. Das Landvolk daselbst pflegt zu sagen: er enthalte um diese Zeit zwei Theile Fische und einen Theil Wasser. In dieser einzigen Bucht beschäftigen sich oft fünf bis sechshundert Boote mit dem Fang. In eine Menge Gruppen vertheilt, und von ihren flatternden Netzen umgeben, bilden sie ein reizendes, bewegliches Gemälde.

Den glaubwürdigsten Nachrichten zu Folge werden hier in manchen Jahren mehr denn zwanzigtausend Fässer, deren jedes zu fünf und zwanzig Schilling angeschlagen wird, gesalzen und versandt.

Ein Theil des Bootes ist mit einem Stück Segeltuch bedeckt, welches den vier Männern, die die Mannschaft ausmachen, zum Obdach dient. Diese Leute leben gewissermaßen während der ganzen Fangezeit in ihren Booten. Sie verlassen sie nur äußerst selten. Die Einwohner von Jeverary und den Ufern des Loch *) bringen zwar den Sonntag zu Hause zu; da aber bei weitem die meisten Boote aus andern Gegenden Schottlands in den Loch kommen, so verläßt die Mannschaft sie fast nie, und lebt, während sie in den Böten wohnt, hauptsächlich von Heringen. Des Nachts wird gefischt; am Tage werden die des Nachts gefangenen Fische ausgeweidet; dann wird geschlafen, oder es werden Celtische Gesänge nach dem Schall der Sackpfeife abgesungen. Jedes Boot gewinnt im Durchschnitt zwischen 40 und 50 Pfund; in guten Jahren wohl 100 Pfund; abgerechnet noch eine Menge Fische, welche sie für ihre Familien aufheben.

Abends ordnen sich die Böte in eine Linie, welche fast queer über den ganzen Loch reicht. Die zusammengefügten Netze bilden bisweilen eine Kette, welche über hundert Faden lang ist. Die Heringe schwimmen nicht in einer bestimmten Tiefe; bisweilen zwanzig, bisweilen wohl funfzig Faden tief; bisweilen ganz auf dem Boden des Loch. Hieraus erhellt, daß das Glück des Fanges hauptsächlich davon abhängt, daß der Fischer die gehörige Tiefe trifft; wie es denn begegnet, daß die Netze des einen Bootes angefüllt sind, während das nächste keinen einzigen gefangen hat. Vermittelst mit Luft angefüllter Blasen oder lederner Schläuche werden die Netze schwimmend erhalten; die Reife, welche durchhin laufen, sind mit Pflöcken befestigt, mittelst deren sie sie leichtlich in Ordnung bringen können. Die Netze werden häufig in einen starken Absud von Eichenrinde eingeweicht, welches hindert, daß sie im Wasser nicht so leicht verfaulen.

Wenn sie die Nacht über so viel Heringe gefangen haben, als sie können, so weiden sie sie aus, werfen sie in eine Bütte, und bestreuen sie mit Salz. Dann werden sie so eng als möglich in Fässer geschichtet, abwechselnd eine Lage Fische und eine Lage Salz. Nachdem sie auf diese Weise einige Wochen gestanden, werden sie wieder in andere Fässer verpackt, und sodann in alle Welt geschickt.

Ein Faß hält ungefähr 500 Heringe von der besten Art, 700 von mittlerem Schlage. Sind ihrer noch meh-

*) Loch heißt in der Sprache der Bergschotten eigentlich ein Landsee; so wie Firth einen Meerbusen bedeutet.

mehrere, so gehören sie zur schlechtesten Gattung. Die Eingeweide liefern eine beträchtliche Quantität Oel.

Der Hering kann, so wie die Makrele, der Stockfisch, Weißfisch, Kabbeljau und mehrere andre, sehr schicklich ein Zugfisch genannt werden, weil er mit den sogenannten Zugvögeln das gesellschaftliche Wandern sowohl, als die Unermeßlichkeit der Anzahl gemein hat. Andere Gattungen von Fischen wohnen und bleiben das ganze Jahr hindurch an denselben Gestaden; jene hingegen besuchen die Küsten des nordwestlichen Europa's nur zu gewissen bestimmten Jahrszeiten, und treffen Jahr für Jahr in derselben Woche, zuweilen sogar an demselben Tage daselbst ein.

Als des Herings eigentliche Heimath lassen sich die nördlichen Breiten innerhalb des arktischen Zirkels ansehn. In diesen unzugänglichen Meeren, welche bei weitem während des größten Theils des Jahrs mit Eis bedeckt sind, findet dieser Fisch einen sichern und ruhigen Zufluchtsort vor seinen zahlreichen Feinden; dorthin wagt sich weder der alles verschlingende Mensch, dem die Bewohner der Erde, der Luft und des Meers zur Beute dienen; noch wagt es sein noch verheerenderer Feind, der Wallfisch, ihn dorthin zu verfolgen. In jenen Regionen sollte er jedoch nicht bleiben; bestimmt von dem Urheber der Natur, Myriaden von Wesen zur Nahrung zu dienen, wird er von einem unüberwindlichen Instinkt getrieben, seine sichere Heimath zu verlassen.

Um die Mitte des Winters setzt der ungeheure Zug im Norden, dessen Zahl die Einbildungskraft ermüdet, sich in Bewegung, und hat kaum sein eisiges Gebiet geräumt, als Millionen Feinde sich zeigen, um seine Reihen zu verdünnen. Der Sonnenfisch und die Kaschelotte verschlingen Hunderte wie einen Bissen. Der Porpus, der Grampus, der Stockfisch, der Kabbeljau, alle Gattungen Robben, finden hier eine leichte Beute; der gefräßige Hay läßt ab, die eben genannten Fische zu verfolgen, um den schmackhaftern Hering anzufallen. Auch zahlreiche Schwärme von Seevögeln, welche die Gegenden um den Pol bewohnen, belauern den Ausbruch des Zugs, und richten die schrecklichste Niederlage darin an. So nun auf allen Seiten belagert, bleibt den wehrlosen Wanderern nichts anders übrig, als sich so enge als möglich zusammenzudrängen, und die äußersten Reihen des Zugs dem Untergange Preis zu geben.

Der Hauptschwarm theilt unter einer gewissen Breite sich in zwei gesonderte Züge, wovon der eine westwärts fortrückt, und sich an die Küsten von Amerika bis nach Carolina hinunter ergießt; da er dann in der Cheasageak-Bay in solcher Menge er-

erscheint, daß er nicht selten dem Strande selbst zur Last fällt. Die andre Abtheilung wendet sich ostwärts gegen Europa zu, und trifft in der Mitte des Mai's an den Küsten von Island ein, wo, aller erlittenen Veränderungen unerachtet, der ungeheure Phalanx noch immer eine erstaunenswürdige Ausdehnung, Tiefe und Dichtigkeit behauptet, indem der Raum, den die Fische einnehmen, wenigstens den Ausmessungen von ganz Großbrittannien und Irland gleichkömmt. Es ist jedoch dieser ungeheure Schwarm in mehrere Colonnen gesondert, deren jede fünf bis sechs Meilen *) in die Länge, und drei bis vier in die Breite messen mag; wie denn auch eine jede, nach den Erfahrungen der geübtesten Fischer, von einer Art ungewöhnlich großer Heringe angeführt wird, welche vielleicht in Folge ihres größern Alters und der Menge von Reisen, die sie gemacht, dazu geeignet sind, den verschiedenen Horden zu Wegweisern zu dienen.

Gemeiniglich schwimmen sie nahe an der Oberfläche, senken sich jedoch dann und wann auf wenige Minuten. Die Anführer derer, welche die Brittischen Reiche besuchen, zeigen sich schon im April und Mai; der eigentliche Zug hingegen erscheint erst im Junius. Sein Annähern verräth sich durch ein leichtes Kräuseln des Wassers, durch einen leuchtenden Wiederschein, und durch die Menge Solandgänse und anderer Vögel, welche in dem reichen Schmause schwelgen, und vermuthlich in Vereinigung mit den Raubfischen diese Schwärme in die Buchten und Einschnitte jagen, wo sie von den Fischern mit so wenig Mühe gefangen werden.

Denn nicht sobald ist der Zug neben den Shetländischen Inseln angelangt, als bereits neue Feinde seiner harren. Ganze Flotten von Fischerfahrzeugen halten sich, völlig zum Fange ausgerüstet, bereit, an einem bestimmten Tage in See zu stechen, und jede Nacht vom Junius bis zum September werden aus den wandernden Haufen Millionen vielleicht herausgehascht.

Die Shetländischen Inseln, die ersten, welche den Zug der Heringe unterbrechen, liegen ungefähr hundert Meilen nordwärts von Schottland, und erstrecken sich gegen sechzig Meilen in die Länge. Durch diese Inseln auseinander getrieben, setzen die Fische ihre südliche Wanderung in zwei Abtheilungen fort; die eine zieht an der Ostküste von Britannien her-

*) Unter Meilen sind in diesem Aufsatze immer englische zu verstehn, von denen 4½ einer teutschen Meile gleich sind.

herunter, und besucht nach und nach den Murray Firth, die Küsten von Aberdeen, Aegus und Fife, den großen Fluß Forth, die Küste von Scarborough, und hauptsächlich das weitvorspringende Land Yarmouth, den alten und einzigen Heringsmarkt für England. Sie erscheinen hier im October, und bleiben bis Weihnachten; einige wagen sich bis durch den Kanal, und berühren gelegentlich die Nordküste von Frankreich, wo sie aber bereits dermaßen erschöpft sind, daß sie wenig oder nichts mehr taugen.

Die andere Division steuert von den Shetländischen Inseln die Westküste von Britannien hinunter, und diese sind in der Regel größer und fetter nicht nur, sondern auch ungleich zahlreicher, als an der Ostküste. Nachdem sie die Shetländischen und Orkneyinseln vorbeigekommen, drängen sie sich in erstaunlicher Menge in die Seen, Buchten und engen Kanäle der Grafschaften Sutherland, Roß und Inverneß, welche, nebst den Hebriden, die eigentliche Station des brittischen Heringsfanges ausmachen, jene ausgenommen an den Küsten von Shetland.

Bisweilen hält sich der Zug dicht an die ausgedehnte Küste von Argyleshire, da er denn jede Bucht und Bay anfüllt; fast immer aber an den Firth of Clyde, den Loch Fyne, den Loch-Young, und andere Arme der See; ferner an die Küste von Airshire und Galloway, bis hinunter zur Spitze des Solway-Firth. Nachdem er so die westlichen Gestade Schottlands versorgt hat, wendet er sich gegen den Norden von Irland, wo er sich abermals genöthigt sieht, sich in zwei Colonnen zu theilen. Die eine geht durch den Irischen Kanal, besucht die Insel Man, wo eine große Anzahl davon gefangen wird, und versorgt gelegentlich die Ostküste von Irland, bisweilen auch die Westküste von England, bis zum Bristolschen Kanal hinunter. Der andre Schwarm streift zur Westküste von Irland, da er dann, nachdem er einige Seen, hauptsächlich in der Grafschaft Donnegal besucht hat, allmählich verschwindet, und sich in den unermeßlichen Räumen des Atlantischen Meeres verliert.

Wiewohl die Endabsicht dieser wunderbaren Wanderungen wohl ohne Zweifel keine andere ist, als die nördlichen Gegenden Europens und Amerika's mit Nahrung zu versorgen, und auf diese Weise den Bewohnern dieser Striche für die scheinbare Partheilichkeit der Natur für die südlicheren Climate einigen Ersatz zu leisten; so liegt doch die nächste Ursache unstreitig in dem Drange des Fisches, seinen Laich in wärmern Gewässern, die dessen Belebung zuträglicher sind, als die der kältern Zone, abzusetzen. Mangel an Nahrung,

rung, welcherlei auch diese Nahrung seyn mag, kann nicht füglich Schuld daran seyn; denn sie kommen fett und fleischicht zu uns, wogegen sie auf der Rückreise gemeiniglich sehr mager befunden werden. In vollem Fleische sind sie zu Ende des Junius, und bleiben so bis zu Anfange des Winters, wo sie ihren Laich abzusetzen anfangen.

So reichlich dieses Land mit Fischen gesegnet, mit so vielen Vortheilen es auch ausgerüstet worden ist zur Betreibung dieses Fanges; so ist doch hierin von den Schottländern bis jetzt nur wenig, und das Wenige nur von Privatpersonen, nach einem kleinen Maaßstabe, und mit Daranwagung eines nur unbedeutenden Capitals geleistet worden. Wirklich sind, die wenigen letzten Jahre abgerechnet, Großbritanniens vornehmste Fischereien, zum Beispiel die bei den Shetländischen Inseln, beinahe ausschließend im Besitze eines Volks gewesen, das von der Natur dazu keinesweges gehörig ausgerüstet wurde. Den Fischereien von den Schottischen Ufern verdanken die Holländer hauptsächlich ihren Reichthum; jene sind eigentlich das Mittel, wodurch dies betriebsame Volk zu seinem hohen Wohlstande gelangte. Ursprünglich scheinen diese reichen Kaufleute weiter nichts gewesen zu seyn, als arme Fischer, die aus allen Theilen der Welt sich an einem Flecke sammelten, wo man sie ihrem Gewerbe ruhig obliegen ließ. Aus ihren Hütten zu Damsluys stachen sie in See, und betrieben den Fang an Schottlands Küsten mit musterhafter Betriebsamkeit und mit pünktlicher Befolgung der zweckmäßigsten Verordnungen; verkauften ihre Fische in mehrere Weltgegenden, und brachten eine Menge Bequemlichkeiten, die ihnen selbst abgingen, eine Menge von Waaren, die sie von neuem ausführten, mit sich zurück; so daß ihre Schiffe nie ledig blieben, sondern wohin sie nur immer gehen mochten, allezeit mit passenden Handelsartikeln beladen waren, ähnlich den Spulen in der Hand des Webers, die aus Hand in Hand fliegen, und immer in Bewegung bleiben, bis an dem Tuche des Stuhls der Gewinn sich zeigt. Beharrend bei ihrer schlichten und arbeitsamen Lebensweise, gediehen diese armen Fischer allmählich zum Wohlstande; ihre dürftigen Hütten erweiterten sich zu bequemen Wohnungen; aus den Wohnungen wurden Paläste; bis endlich mit dem Verlauf von Jahrhunderten aus dem elenden Damsluys das prächtige Amsterdam aufgeblüht war.

Die Nachtheile, womit der Holländer zu kämpfen hat, sind groß; allein der beharrliche Fleiß besiegt jedes Hinderniß, und verwandelt die ödesten Flecke in Wohnungen der Fülle. Sein eigner Boden ist so arm an Erzeugnissen, daß er fast einen

einen jeden Artikel, dessen er zum Betriebe der Fischereyen bedarf, aus dem Auslande ziehen muß. Das Holz zum Schiffbau, das Eisen, der Hanf, das Tauwerk, die Fässer, selbst das Brodt wird aus andern Ländern geholt, während Schottland diese Dinge meistens, England aber dieselben sämmtlich hervorbringt. Dazu kömmt noch, daß sie, um auf den Standpunkt des Fanges zu gelangen, eine bedeutende Seereise, und zwar in einer stürmischen Jahrszeit machen müssen, während die Engländer den Fisch gleichsam vor ihren Thüren haben. So vieler Vortheile unerachtet, die die letztern vor den erstern voraus haben, sind doch die Holländer bis auf die neuern Zeiten die einzigen gewesen, die durch diesen Handel gewonnen haben.

Nach des Engländers Walter Raleigh Angabe verkauften die Holländer im Jahre 1603 an verschiedene Nationen so vielen Hering, daß der Werth davon sich auf 1,759'00 Pfund Sterling, also (das Pfund Sterling zu 6 Reichsthaler gerechnet) auf die Summe von 10,554600 Reichsthaler belief. Im Jahre 1615 liefen 2000 Buysen (Fischerboote) und 37000 Fischer auf den Heringsfang aus. Im Jahre 1618 beschäftigten sich nicht weniger denn 3000 Buysen und 50,000 Menschen mit dem Fange; 9000 Fahrzeuge aber und 150,000 Menschen mit dem Transport und Verkauf der Fische.

Nach den Berechnungen des so eben erwähnten Raleigh, und zweier andern englischen Schriftsteller, Monson und O'Brian, ist die Zahl der von den Holländern an andre Nationen verkauften Heringe erstaunenswürdig. Bloß nach Königsberg, Elbing, Stettin und Danzig verkauften sie, laut authentischer Auszüge aus den Zollregistern, während jener glücklichen Zeiten, in denen ihr Handel seinen höchsten Flor erreicht hatte, jährlich zwischen 30 und 40000 Lasten, die mehr denn 620000 Pfund Sterling werth waren. — Nach Dännemark, Norwegen, Narva, Schweden, Reval und andern innerhalb des Sundes gelegenen Orten sandten sie jährlich 10,000 Lasten, an Werth 160,000 Pfund. Nach Rußland 150 Lasten, an Werth 27,000 Pfund. Die Elbe hinauf schickten sie jährlich 6000 Lasten, werth 100,000 Pfund. Nach Cleve, Jülich, Berg, Frankfurt, Cöln und andern Gegenden Teutschlands 22,000 Lasten, werth 440,000 Pfund. Nach Geldern, Artois, dem Hennegau, Brabant, Flandern 8 bis 9000 Lasten, werth 160,000 Pfund. Nach Rouen in der Normandie 500 Lasten, werth 10,000 Pfund. — Dagegen verkauften die Engländer bis auf die neuern Zeiten jährlich kaum 150 Lasten,

sien, und verdienten kaum 3000 Pfund daran.

Die Shetländischen Inseln waren die eigentliche Station des Fanges. Vom Texel bis nach Brasound in Shetland sind über 230 Seemeilen *) Hieher begaben sich, in den Zeiten, als dieser Gewerbszweig noch blühete, um den 20sten Junius wenigstens 2000 Fischerfahrzeuge. Am 24sten stachen sie in See; nicht früher, unter schwerer Strafe, weil der Hering vor dieser Zeit noch nicht zum Einsalzen taugt.

Am 24sten Junius aber wetteifern alle diese Fahrzeuge, um die nächste beste Heringsbank ausfindig zu machen. Nicht sobald haben sie ihre volle Ladung, als sie nach Holland zurückeilen, wo die Ladung sofort gelöscht, eingepackt, und in die Ostsee und andre Gegenden der Welt verführt wird. Ohne Zeitverlust versorgen die Buysen sich nochmals mit Salz, Fässern und Proviant, eilen, die verlassene Bank wieder aufzusuchen, füllen sich baldmöglichst wieder, und kehren ins Vaterland zurück, um die Ladung wieder abzusetzen. Sie thun das in der Regel zu dreienmalen, während einer und derselben Fangzeit. Man rechnet, daß jede Buyse wenigstens hundert Lasten fange, welches, die Last nur zu 10 Pfund angeschlagen, für jedes Fahrzeug tausend Pfund abwirft.

Eine Menge kleinerer Fahrzeuge, Yawgers genannt, welche Salz, Fässer und Proviant führen, begleiten gemeiniglich die Fischerflotte, und tauschen von ihnen Heringe ein, welche sie des geradesten Weges in die Ostsee führen.

*) 20 Seemeilen geben auf einen Grad des Aequators; eine Seemeile ist also ¾ einer deutschen Meile, deren 15 auf einen Grad gerechnet werden, gleich.

---

## Anfrage.

Bei Betten, welche mit neuen Federn gestopft sind, findet sich oft die große Unbequemlichkeit, daß sie einen unangenehmen Geruch an sich haben, welcher den Schlaf hindert, auch sogar Kopfweh und andere Uebel verursacht. Dieser Geruch klebt den Betten so fest an, daß er oft nach einem mehrjährigen Gebrauch derselben sie nicht verlassen will, obschon er sich in wenig gebrauchten Betten am meisten erhält.

Wie soll man neue Federn behandeln, daß sie den Geruch verlieren; und, wenn man einmal gemachte Betten hat, die diesen Fehler an sich haben, kann demselben abgeholfen werden, und auf welche Art?

Hannoversches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 1ten Julius 1811.

# Valencia.

## Nach dem Französischen des de Laborde. *)

In den lachenden Ebenen des Turia oder Guadalaviar, eine halbe Stunde vom grossen Mittel-Ocean, erhebt sich Valencia in seiner ganzen imposanten Größe; Valencia, die Hauptstadt der herrlich gesegneten Provinz gleiches Namens, die Bühne der Thaten des großen Cid und des edelsten Volks der Erde, voll Kraft, Hochsinn und unerschütterlicher Tugend, jener Mauren von finstern Despoten schändlich unter die Füße getreten.

Eine prächtige, eine Stunde lange Pappelnallee führt durch blühende Gärten und Felder, neben geschmackvollen Sommerpallästen zu den Thoren der Stadt, die man nicht eher bemerkt, als bis man hineintritt. Fünf schöne Brücken, zum Theil mit Statuen und corinthischen Säulen verziert, und mit steinernen Bänken zur Bequemlichkeit derer versehen, die die schöne Aussicht auf die Wasserfläche des Stroms mit seinen reizenden Umgebungen genießen wollen, führen über den Guadalaviar. Unter ihnen zeichnet sich die 1776 durch die Macht des Wassers fortgerissene und 1786 wieder erbauete Petersbrücke mit zwölf Schwibbögen und die Brücke del Real aus. Letztere trug sonst von einem alten dahin führenden Thor den Namen la Xarea, war von Holz und stürzte beim Einzuge Carl des Ersten mit einer Menge Menschen in den Strom, wobei mehrere ihren Tod fanden. Un-

*) Alexandre de Laborde Itinéraire descriptif de l'Espagne. Tom. I – III. Paris 1808. avec un Atlas.
Alex. de Laborde Voyage pittor. de l'Espagne, 4 Vol. orn. d'environ 440 planches. Fol. Paris 1808.

Unter Philipp III. ist sie 1599 in Quadersteinen wieder aufgeführt worden. Sie hat zehn Schwibbogen mit sechs schönen steinernen Bänken, und zu beiden Seiten die in Lebensgröße in Stein ausgeführten Statuen zweier Heiligen unter dreieckigten Pavillons mit corinthischen Säulen von blauem Marmor. Die Stadt selbst, ohne die Vorstädte, ist rund, nimmt man aber diese hinzu, so bildet sie ein Oblongum, welches sich dem Oval nähert. In jenen Zeiten, wo die Belagerungskunst noch in ihrer Kindheit war, konnte Valencia für eine der ersten Festungen des Reichs gelten, jetzt kann sie feindlichen Angriffen nichts entgegensetzen, als einen dicken niedrigen Wall ohne Graben, nur von einigen runden Thürmen bestrichen. Die Citadelle neben dem nach dem Meere führenden Thore ist klein, schlecht befestigt, ohne Graben, und dominirt nicht einmal die Stadt. Die Fluten des Guadalaviar bespülen die Mauern derselben in einer Breite von ohngefähr 300 Fuß, aber von wenig Tiefe, da die Bewässerung der weit äustigen Ebenen durch unzählige Canäle den größten Theil seiner Gewässer einsaugt. Oft aber schwillt der Fluß zu einer Größe und Heftigkeit an, daß auch die stärksten Quaderbrücken seiner Wuth nicht widerstehen können, wovon wir schon ein Beispiel gegeben haben. Zu beiden Seiten begränzen den Guadalaviar die schönsten breiten Quai's mit Trottoirs von Quadern, die nichts zu wünschen übrig lassen, als Baumanpflanzungen zum Obdach gegen die brennenden Sonnenstrahlen.

Valencia hat acht Thore, von denen vier ihre Namen von den Vorstädten Quarte, San-Vincente, del Mar und la Trinite erhielten; zu der Vorstadt von Murviedro hingegen führt das Thor de Serranos über die Brücke gleiches Namens. Die Vorstädte zusammengenommen sind grösser als die Stadt, und haben auch eine zahlreichere Bevölkerung; unter ihnen zeichnet sich die Vorstadt **Murviedro** durch ihre Größe aus, und hat ihren Namen von der zwei Stunden davon entfernt liegenden Stadt Murviedro erhalten. Auf dem Gebirge erscheinen die Ruinen des alten **Sagunt**, wie eine Reihe von sieben Schlössern; die letzten Reste jener berühmten Stadt, welcher ihr trauriger schrecklicher Fall und die hohe Tapferkeit ihrer Bewohner einen Namen gemacht haben, der noch stets fortleben wird, wenn auch schon längst diese Ruinen in Staub zerfallen seyn werden. Die meisten dieser Schlösser, die wahrscheinlich nur Abtheilungen ein und derselben Festung waren, und welche ehemals alle durch unterirdische Gänge in Verbindung standen, bieten dem Auge jetzt nichts mehr dar, als Schutthaufen und öde Mauertrümmer, einige andere hingegen haben sich noch sehr gut erhalten, und scheinen dem Zahne der Zeit eben so

Troß

Troß zu bieten, wie ehemals ihre großen Vertheidiger ihren Feinden. Die Stadt selbst ist der allgemeinen Sage nach auf den Trümmern des alten Sagunt erbaut, und hat ihren Namen von muri veteres oder dem spanischen muros vielos. Man kann sich eines heiligen ehrfurchtsvollen Gefühls nicht erwehren, wenn man in ihre Mauern tritt; da denkt man auf einmal der wilden Tapferkeit der Saguntiner, des blutigen Siegs, aber der noch blutigeren Rache der Carthaginenser, und der Größe der Römer. Allenthalben fallen dem Suchenden die ehrwürdigen Monumente jener Zeiten, Inschriften in celtiberischen, römischen und unbekannten für phönicisch gehaltenen Characteren in die Hände, aber was die alles verheerende Zeit verschonte und bis auf uns kommen ließ aus jenen grauen Zeiten, vergeht jetzt schnell unter der zerstöhrenden Hand der Menschen. Gar nicht selten sieht man die herrlichste Inscription zu Schwellen, Treppen und Mauern verbraucht, und so die Schriftzüge einer großen Welt nach und nach verschwinden unter den Fußtritten eines entarteten Geschlechts.

Hier und da unterscheidet man noch Treppentrümmer und Säulenpiedestale der alten Tempel, die letzten Mauerruinen des Circus hinter dem Kloster der Dreieinigkeit, und am Fuß des Berges die Reste des Theaters, welches durch den Berg gegen Süd und West geschützt sich noch am besten erhalten hat. Man sieht noch deutlich den halbrunden Platz für die Sitze der Zuschauer, ferner die Thüren für die Magistratspersonen ꝛc.

Auch entdeckte man im Jahr 1755 vor der Stadt bei Anlegung der Landstraße von Valencia nach Murviedro einen Fußboden in Mosaic von solcher Pracht, daß Ferdinand VI. ihn mit Mauren umgeben ließ, um ihn gegen jede Beschädigung zu schützen. Aber die Aufseher kamen den Vorkehrungen des Monarchen schlecht zu Hülfe; sie ließen die Thüren nicht verschließen, und bald war das herrliche Stück gänzlich zerstükkelt und fortgetragen. *)

Valencia hat mit Einschluß der vier zu seinem Arrondissement gehörigen Dörfer Campanua, Patraix, Rusafa und Benimamate eine Bevölkerung von 100,000 Seelen. Die genannten Dörfer zählen etwa 18000 Einwohner, so daß also für die Stadt selbst und deren Vorstädte noch immer 82000 Einwohner bleiben. Die Straßen der Stadt sind kurz, krumm, von einer großen



*) Von einem andern Werke in Mosaik bei Sevilla entdeckt sehe man: Alex. de Laborde Description d'un Pavé en Mosaïque, déconvert dans l'ancienne ville d'Italica, aujourd'hui le village de Santiponce etc., avec 18 planch. imitant la mosaïque en couleur etc.

großen Menge Gassen durchschnitten, und selten so breit, daß zwei Wagen einander ausweichen können, dagegen erweitern sie sich in gewissen Distanzen in eine Art von Plätzen, welche aber diesen Namen keineswegs verdienen. An ein Pflaster ist gar nicht zu denken, man bedeckt die Straßen mit Sand, welcher freilich anfangs äußerst unangenehm durch den erregten Staub wird, hernach aber einen ziemlich festen Boden abgiebt. Fällt aber anhaltendes Regenwetter ein, dann hält der Sand das Wasser auf, bildet Moräste, und macht die Straßen für Fußgänger durchaus unzugänglich. Von Zeit zu Zeit nimmt man den alten Sand zum Düngen des Landes weg, und bedeckt die Straßen mit neuem, weil hier allgemein das Vorurtheil herrscht, daß man diesem Dünger einen großen Theil der Fruchtbarkeit seiner Felder verdanke, und das so tief eingewurzelt ist, daß das Volk ohne Zweifel in Masse aufstehen würde, wenn man die Straßen pflastern wollte. Valencia ist in den mondlosen Nächten durch 2860 Laternen erleuchtet, welche völlig zu diesem Behuf hinreichend seyn würden, wenn sie nicht aus Mangel an Oel wenige Stunden nach dem Anzünden wieder verlöschten. — Unter den Straßen laufen große und außerordentlich gut und festgebauete Souterrains oder Kloaken hin, welche die Sage für ein Werk der Römer hält.

Obgleich unter den Häusern der Particuliers kein einziges sich vorzüglich auszeichnet, so ist die Stadt doch ziemlich gut gebauet. Der größte Theil der Häuser endigt sich in Terrassen, welche einen herrlichen Anblick gewähren würden, wenn man sie nach Art anderer Städte in Spanien mit Blumengesträuchen und Zwergbäumen, vorzüglich mit Citronen- und Orangenbäumen verzierte. Das Innere der Häuser ist meistens mit bemalten in der Stadt selbst fabricirten Fliesen ausgelegt, so wie auch die Fußböden der Zimmer, welches diesen eine liebliche Heiterkeit gewährt.

Valencia hat mehrere große öffentliche Plätze, welche aber meistens irregulair, und dann auch von höchst mittelmäßigen Häusern umgeben sind; Verzierungen derselben trifft man gar nicht an; der einzige Platz del Real außerhalb der Stadt bei dem Königlichen Pallaste, an dem Ende der Brücke del Real kann schön genannt werden. Er ist groß, offen, bildet ein regulaires Viereck, und bietet die schöne Aussicht auf den Fluß, auf die Brücke, auf den schönen Quai des Collegiums zu San Pio-Quinto, auf die prächtige Allee von Alameda und auf die Façade des Königl. Pallastes dar.

Valencia ist der Sitz eines Erzbisthums welches 300,000 Ducaten Revenüen hat, und schon unter den Gothischen Königen existirte; darauf 1238 von Jacob I. nach der Eroberung der Stadt wieder hergestellt wurde.

wurde. Sein Sprengel begreift ein Domcapitel, zwei Collegialcapitel und 583 Pfarren. Der Erzbischof hat einen Gehülfsbischof zur Seite, welcher Bischof in partibus infidelium ist, und mehrere der erzbischöflichen Functionen verrichtet. Die Stadt hat 14 Pfarren, 16 Mönchs- und 14 Nonnenklöster, außerdem aber noch eine Menge geistlicher Ordenshäuser und Capellen; sie ist der Sitz eines Inquisitionsgerichts, bestehend aus 2 Inquisitoren, einem Fiscal, einem Alguasil-Major und mehreren Greffiers. Ihre Geistlichkeit ist, wie man aus der Zahl der Klöster und Kirchen leicht abnehmen kann, außerordentlich zahlreich. Man zählt gegen 590 weltliche Priester, gegen 1670 Mönche und 350 Nonnen. Noch finden sich hier mehrere Hospitäler, als ein General-Hospital für die Kranken, eine Charité für die Armen, und ein Hospital zu S. Vincent für die Waisen.

Valencia ist im Ganzen eine sehr angenehme Stadt, durch reiche adeliche Familien, eine große Anzahl wohlhabender Kaufleute, eine begüterte Geistlichkeit und ein thätiges industriöses Volk bewohnt. Der Geschmack an Vergnügungen aller Art kündigt sich allenthalben an. Die Straßen sind reinlich, die Häuser geschmackvoll, und ihre Bewohner ein Bild der Fröhlichkeit. Im ganzen übrigen Spanien hält man die Valencianer für leichtsinnig, unbeständig, blos für ihre eigenen Vergnügungen gesellschaftlich, sonst aber wenig beständig in ihren Bekanntschaften; und es ist wahr, in Valencia glaubt man nicht mehr in Spanien zu seyn, so sehr sticht der lebhafte frohsinnige Charakter der Einwohner gegen den finstern Ernst und die hohe Gravität der übrigen Spanier ab. Aber man hat sie doch zu streng beurtheilt. Einen leichtsinnigen fröhlichen Charakter und einen ausgelassenen Hang zu jeder Art von Belustigungen, als Gesang, Tanz, Trinkgelagen rc. können die Valencianer freilich nicht verläugnen, denn der offenbart sich bei ihnen allenthalben, während der Arbeit sowohl als während des Gebets, in den Häusern sowohl und in Gesellschaft als auf den Straßen; dagegen können sie aber auch ernsthaft seyn, wenn es die Umstände erfordern; dagegen sind sie thätig im Handel, industriös in allen Künsten, und vorzüglich im Ackerbau, und haben viel Sinn für die Wissenschaften. Von letzterer Behauptung sind die guten Gelehrten, Literatoren, Künstler und Handwerksleute, die Valencia zu jeden Zeiten hervorgebracht hat, ein sprechender Beweis. Noch weniger verdient das weibliche Geschlecht den Vorwurf der Unbeständigkeit. Die Valencianerinnen sind treu, sanft, im hohen Grade liebenswürdig, und zeigen oft mehr Muth und Energie als die Männer. Der Adel, dem man, und dieses mit vielem Recht, einen außerordentlichen Stolz vorwirft,

wirft, theilt sich in drei Classen, in den Adel vom blauen, vom rothen und vom gelben Blut. Erſterer, der Adel vom blauen Blut, begreift nemlich die Familien, welche Verdienste zu ihrer jetzigen Größe verholfen haben, der vom rothen die Häuser, welche aus den entferntesten Zeiten herstammen, so wie auch die alten Titel von Castilien und Arragonien, und der vom gelben Blut die neuern Titel von Castilien, und die Familien, deren Adel nur zwei Jahrhunderte alt ist.

Das gemeine Volk birgt unter der Maske der Sanftmuth einen wilden rachsüchtigen Charakter, und läßt bei allen Streiten nur den Dolch entscheiden, den es ungeachtet der strengsten Verbote doch stets bei sich führt. Obgleich die Mordthaten jetzt bei weitem nicht mehr so häufig sind, als vor diesem, so sind sie doch keineswegs eine Seltenheit geworden. Man schaudert, wenn man durch die Straßen der Stadt, und vorzüglich durch diejenigen geht, welche an den Platz del Mercado stoßen, und an den Mauern die vielen Kreutze mit Inschriften findet, als Monumente der hier unter Mörderhänden gefallenen Schlachtopfer wilder Leidenschaften.

Der Valencianer ist im hohen Grade abergläubisch, und verwechselt die erhabensten Mysterien der Religion mit den profansten Gebräuchen; durch äußere Ceremonien, welche keineswegs zum Cultus seiner Kirche gehören, glaubt er Verzeihung für alle seine Fehler zu erhalten. Vorzüglich setzt er sein ganzes Vertrauen auf seine Heiligen, und schreibt diesen die Kraft zu, ihn gegen jede Art von Krankheiten und Unfällen zu sichern. St. Rochus schützt ihn gegen ansteckende Seuchen, St. Anton gegen Feuersgefahren, die heilige Barbara gegen den Blitz, die heilige Casalia heilt den Blutverlust, die heilige Appollonia das Zahnweh, der heilige Augustin die Wassersucht, St. Raymond ist der Patron der schwangern Frauen; St. Lazarus der Wochenbetterinnen, und St. Nicolaus der mannbaren Mädchen. Jeder Fuhrmann trägt stets das Bild seines Heiligen bei sich, und bezeigt ihm alle Art von Verehrung, so lange seine Reise glücklich geht. Hat er aber auf dem Wege ein Unglück, dann wehe dem armen Heiligen; er wird mit Füßen getreten, verflucht und zu allen Teufeln gewünscht.

Obgleich die Valencianer im Allgemeinen für reich gelten können, so wissen sie sich doch das Leben weder bequem noch angenehm zu machen. Jede Classe des Adels lebt isolirt von der andern; sie hat stets eine große Anzahl von unnützen Dienern, als Procuratoren und Advocaten, ohne die sie nicht fertig werden kann, um sich, welche sie zu Grunde richten. Die Priester, die Klöster, die Kirchen, die Feste der unzähligen Heiligen erschöpfen ihre Revenüen, und der

der orientalische Luxus des weiblichen Geschlechts verschlingt den Rest, so daß sich jeder glücklich schätzen kann, wenn er am Ende des Jahrs nur keine Schulden gemacht hat. Oft werden auch Feste gegeben, wo sich die feinste Galanterie mit der höchsten Pracht vereinigt; Tourniere, Bälle, Banquets, wechseln ab, und verleiten zu ungeheuren Ausgaben. Der Stand der Kaufmannschaft weiß von jenen Geschäftsträgern, dem Ruin der Großen nichts, er führt seine Sachen selbst, und lebt auf diese Art oft besser und angenehmer, als diese kleinen Fürsten.

Für den Fremden hat Valencia, ohnerachtet seines Reichthums, ohnerachtet des Geschmacks seiner Bewohner für Vergnügungen, und ohnerachtet der natürlichen Freundlichkeit und Dienstwilligkeit derselben wenig Reize. Es hält sehr schwer, in Häusern von gutem Ton aufgenommen zu werden, und nur den bekannten vertrauten Freunden zeigt sich das schöne Geschlecht von Mittag bis ein Uhr. Von Kaffeehäusern ist nichts anzutreffen, und die sogenannten Botellerias, die sich an deren Stelle dort finden, sind keine Zusammenkunftsörter. Bei dem Adel sind die Gesellschaften meistens sehr zahlreich und geräuschvoll; man redet wenig, aber man spielt viel, vorzüglich die Frauen, die das Spiel leidenschaftlich lieben. Ob es gleich jedem Fremden von gewisser Bildung leicht ist, in diesen Assembleen Eintritt zu erhalten, so wird er doch wenig Geschmack daran finden; man vereinigt sich aus langer Weile und trennt sich mit Kaltsinn; unbefriedigt wird man diese Cirkel bald verlassen.

Die Frauen aller Klassen treiben den Luxus in ihren Kleidern auf den höchsten Grad. Die vom ersten und zweiten Range tragen das spanische Costüm nur in der Kirche und auf Fußpromenaden; im Hause aber bei Visiten, in Gesellschaft, im Schauspiel, auf dem Ball oder bei Spatzierfahrten tragen sie das französische. Ihre Stoffe sind schön und ausgewählt, ihr Putz zeigt Geschmack und Eleganz; der Kopfschmuck besteht nicht selten in den reichsten Diademen und Perlenketten mit Blumen und Federn verziert. Die Valencianerinnen sind ziemlich schön, von mehr als mittelmäßiger Größe und einem junonischen üppigen Wuchs; sie haben große wohlgespaltene Augen, und den Vorzug einer vorzüglich sanften und weißen Haut, dessen sich die übrigen Spanierinnen im gleichen Grade nicht rühmen können.

Jemehr sich das schöne Geschlecht zu Valencia im hohen Luxus und ausgesuchter Pracht und Eleganz auszeichnet, je einfacher und bescheidener trägt sich das männliche. Für die

die Adelichen ist die Uniform der Manstranza *) ein Gegenstand der Oekonomie, indem sie ihnen alle übrigen Kleider ersetzt, zugleich sie aber auch der Unbequemlichkeit überhebt, sich stets nach der Mode zu richten, welches ohne Zweifel die größten Kosten verursacht.

Der Luxus hat sich jedoch noch nicht bis in das Innere der Häuser erstreckt. Die Möbeln sind einfach, Tapeten sehr selten. Die Mauern sind nackend, oder höchstens durch eine leichte Malerei ausgeschmückt. Einfache Binsenmatten vertreten hier die Stelle der Fußteppiche, und Stühle mit Stroh überflochten die weichen Polster. Große Kronenleuchter von weißem Glase machen die schönste Verzierung der Zimmer aus. Die größte Verschwendung aber herrscht bei den Heirathen, wo der spanische Stolz eine außerordentliche Pracht zeigt. Schon mehrere Tage vor der Copulation werden zur Ansicht des Publikums Kleider, Wäsche, Putz, Edelgesteine der Braut, nebst den erhaltenen Geschenken öffentlich ausgestellt, wobei man seine ganze Aufmerksamkeit auf ein künstliches Arrangement derselben richtet. Ein Fremder würde den Saal, wo die Ausstattung der Braut ausgekramt ist, für ein Modelager oder für den Laden eines Bijouterienhändlers halten. Eine Verwandte der Verlobten hat die Aufsicht über diese Schätze, und macht den Cicerone dabei; jeder Gesellschaft, die zur Ansicht derselben hereintritt, zählt sie alles genau auf, nennt ihr die Oerter, wo die Stoffe und Edelsteine hergenommen sind, und unterscheidet genau zwischen den Geschenken, die der Bräutigam seiner Verlobten gemacht hat, und denen, die sie von ihren Eltern erhielt. Nach der Einsegnung nehmen die glänzendsten Bälle ihren Anfang, welche bis an den Morgen, oft aber auch mehrere Tage hinter einander fortdauern; die Verehelichte aber wohnt ihnen nicht bei, sondern bringt den Rest des Tages in Gesellschaft ihrer Freundinnen und Gefährtinnen hin. Um Mitternacht führt der Bräutigam in Begleitung der Eltern die Braut auf die Terrasse des Hauses, wo er unter Blumengewinden die Nacht mit ihr zubringt.

*) Die Manstranza ist die Vereinigung des Adels zu einem Cavalleriecorps, deren es noch zu Sevilla, Granada und Ronda giebt. Jedes Corps hat seine besondere Uniform und seine besondern Officiere.

Die Fortsetzung folgt.

Neues
Hannoversches Magazin.
27tes Stück.
Montag, den 8ten Julius 1811.

## Valencia.

### Nach dem Französischen des de Laborde.

(Fortsetzung.)

Eine neue Gelegenheit, seine Pracht zu zeigen, geben dem Valencianer die vielfältigen Processionen, die das Jahr hindurch gehalten werden, und woran Valencia eine der reichsten Städte ist. Ueberall an den Straßen und an den Plätzen finden sich die Statuen der heiligen Jungfrau und der Märtyrer und Heiligen, unter deren Schutze die Stadt steht. Am Tage dieser Feste schmückt man diese Statuen auf das reichste, man verziert selbst die Strassen, wo sie stehen, man richtet große Illuminationen an, und zieht unter Musik in Procession in der Stadt herum. Alles läuft hinzu, Hohe und Niedere; denn das so oft Gesehene verliert für den Spanier nie das Interesse.

Bei jeder Procession in Valencia werden acht Statuen von ungeheurer Größe vorangetragen; viere davon stellen die vier Weltgegenden, und viere davon Männer vor. Die Köpfe derselben sind von Pappe, und werden jedesmal nach der neuesten Mode frisirt, die Leiber hingegen bestehen blos aus Stangen, die mit langen Talaren und allem möglichen Putz behangen werden. Die bis auf die Erde hinabgehenden Kleider bedecken die Träger, welche diese Riesen tanzen, springen und sich verbeugen lassen. Darüber bezeigt dann das nachströmende Volk seine lebhafteste Freude, und achtet mehr auf die Gestus dieser Riesen, als auf die religiöse Procession, die ihnen folgt. Für die Unterhaltung dieser Riesen existirt zu Valencia eine beträchtliche Stiftung, und es gehört ihnen ein besonderes Haus, wo sie nach geendigter Procession niedergelegt

legt werden; ausserdem sind noch besondere Revenüen zu den Kosten ihrer Toilette angewiesen. Nach diesen sonderbaren Vorläufern der Processionen kann man auf diese selbst schließen. Besonders ist die Procession am Nachmittage des grünen Donnerstags sehr auffallend und wirklich lächerlich. Zwei Trompeten eröffnen mit einförmigen kreischenden Tönen den Zug; ihnen folgen 33 kleine Fahnen, auf denen man die Marterwerkzeuge der Kreuzigung erblickt. Dann beginnt die Procession selbst, bestehend in einer großen Menge Männer in gewöhnlichen Kleidern, mit großen weißen Wachskerzen in den Händen. Ihnen folgen Kinder in langen violetten Kleidern, mit einem Strick umgürtet, mit großen Perücken, die ihnen ins Gesicht fallen, und darauf liegenden Dornenkronen, auf der Schulter ein Kreuz tragend. Jetzt folgen die Büßenden in rothen wollenen Säcken, mit kegelförmigen, das Gesicht ganz bedeckenden Kapußen auf dem Kopf, und rothen Fahnen. Mehrere von diesen Büßenden tragen Sänften, auf denen man mehrere Scenen aus der biblischen Geschichte sieht, als das Abendmahl in colossaler Größe, ein ecce homo, eine heilige Jungfrau mit einem Scapulier des Dreieinigkeit-Ordens rc. Jetzt folgt ein hohes Kreuz, welchem die Mönche der Dreieinigkeit folgen, und eine Sänfte mit der heiligen Dreieinigkeit selbst macht den Beschluß. Auf dieser letztern erscheint Gott der Vater, wie ein den Cultus ausübender Bischof im Chorhemde und in der Stola. Ueberhaupt sind die Valencianer in der Wahl des Costüms ihrer Heiligen keineswegs glücklich, wovon man in allen Ecken der Stadt und bei allen Processionen die überführendsten Beweise findet. So sieht man z. B. an der Ecke der Straße von Salvador ein Gemählde des heiligen Anton von Padua, worauf dieser im Ordenskleide eines Franciscanermönchs und im großen Hute à la Henri quatre mit goldenen Borten und weißen Federn erscheint.

Vielleicht giebt es keine Stadt in Spanien, die so viele öffentliche Gebäude aufweisen könnte, als Valencia. Mehrere derselben sind sehr reich, aber mit wenig Geschmack decorirt. Unter ihnen zeichnen sich vorzüglich folgende aus:

El Real — der alte Pallast der Könige — liegt ausserhalb der Stadt und jenseits des Guadalaviar auf einem schönen großen Platze, mit dem prächtigen breiten Quai zur Rechten und der schönen Allee von Alameda zur Linken. Obgleich nicht schön noch elegant, noch nach den strengen Regeln der Architectur erbaut und decorirt, bietet er doch einen imposanten ehrwürdigen Anblick dar. Die innern Zimmer sind groß, aber schlecht vertheilt und ohne Zierrath; nur die Gallerie kann Anspruch auf Schönheit

heit machen. In einem der alten Säle erblickt man die Gemählde von allen Vicekönigen und Generalkapitainen des Königreichs Valencia.

Kloster der Groß-Carmeliter. Liegt auf dem Platze gleiches Namens — plaza del Carmen — und hat eine schöne mit corinthischen cannelirten Pilastern und einem Corniche geschmückte Kirche. Der Hochaltar von schöner corinthischer Architectur ist durch eine Verklärung, eine heilige Jungfrau und mehrere andere kleine Gemälde von Espinoza geschmückt. Ausserdem finden sich in der Kirche noch sehr gute Gemälde anderer spanischer Meister, als: ein Brustſtück des Herrn, von Joannez, mit vielem Ausdruck und Adel in den Mienen, eine Flucht nach Egypten und ein heiliger Martin von Peter Orrante; eine heilige Maria von Desemperados, eine heilige Therese von Ribalta ꝛc. Die Capelle U. l. F., die ein grosses Oval bildet, ist merkwürdig durch die Verschwendung in der Verzierung. Die Mauern derselben sind bis zu einer gewissen Höhe mit rosenrothem weißgeaderten Marmor bekleidet, welches ein sanftes schönes Licht in der Capelle verbreitet. Ausserdem schmücken sie 12 große corinthische cannelirte Säulen mit vergoldeten Capitälen. In der Mitte erhebt sich eine große schöne Kuppel mit Blumengewinden geziert, und darüber eine runde Haube mit acht Fenstern, welche durch corinthische Säulen mit vergoldeten Capitälen von einander getrennt werden.

Pfarrkirche von S. Johann del Mercado — auf dem Platze del Mercado — besteht in einem großen und weitläuftigen Schiffe, dessen Wölbung sehr flach ist. Die Architectur und das Corniche sind auf eine lächerliche ganz symmetrielose Art mit Zierrathen in Gyps von roher Sculptur und schlechtem Geschmack überladen; noch schlechter gearbeitet sind die zwölf Statuen der Kinder Jacobs (die Chefs der zwölf Stämme Israels) die sich an die Pilaster lehnen. Aber hat der gute Geschmack und das Kennerauge des Reisenden durch diese Verzierungen der Kirche sehr gelitten, so entschädigt ihn doppelt dafür der große Reichthum herrlicher Gemälde, die sich allenthalben in derselben finden. Unter den Bogen der Capellen sieht man auf den Medaillons allegorische Fresco-Malereien aus dem Leben Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten, der Patrone der Kirche. Das Gewölbe ist in gleicher Manier mit allegorischen Gemälden des Herabkommens des heiligen Geistes, und mit einer Gruppe der zwölf Apostel, auf Wolken sitzend, ausgeschmückt. Auch das ganze Gewölbe des Schiffs ist Fresco-Malerei von Antonio Palomino, welcher dabei sein Künstlertalent sowohl als seine gelehrten

 Kennt-

Kenntnisse bewiesen hat. Die Hauptgruppe stellt Gott auf dem Throne vor, umgeben von allen Orden der himmlischen Hierarchie. Unter andern unterscheidet man den heiligen Vincent in der Attitude, sich empor zu schwingen, und mehrere spanische Heilige, vorzüglich aus dem Königreich Valencia. An einer Seite sieht man Michaels und der Engel Kampf gegen Lucifer und seine Schaaren. Die schönen Gemälde des Sanctuariums sind ebenfalls unter dem schöpferischen Pinsel Palomino's hervorgegangen, und stellen eine heilige Dreieinigkeit in der Mitte einer Glorie vor, mit Gruppen von Engeln, Patriarchen und Heiligen.

Der Hochaltar ist von mittelmäßiger Arbeit, in Holz ausgeführt und vergoldet; er würde, wegen der 15 kleinen Statuen von Munnos — einem wenig bekannten Bildhauer des 17ten Jahrhunderts —, nicht verdienen, daß man ihn anführte, wenn er nicht zwei gute Gemälde von Palomino hätte, welche ihn dem Kunstfreunde merkwürdig machen. Die Kanzel ist von weißem Marmor mit Flügeln von blauem und weißem Marmor, und mit ziemlich gut gehaltenen Basreliefs, Guirlanden, Vasen, Cherubinen, Köpfen ꝛc. von Ponzanelli verziert.

Auch in den Capellen dieser Kirche finden sich vortreffliche Malereien, ein heiliger Franz, ein Gemälde aller Heiligen, eine Taufe Christi von Vincent Bon und überdies mehrere alte aber herrliche Stücke eines unbekannten Meisters. Die Capelle der Communion, wo man keine Vergoldung und keinen Schmuck geschont hat, scheint in drei Theile abgesondert. Der erste ist eine Art von Vorhof mit drei großen Gemälden ausgeziert; der zweite eine Art von Kreuzgang mit einer al Fresco gemalten Kuppel; der dritte das eigentliche Sanctuarium mit einem großen Gemälde zu jeder Seite. Der Altar ist mit zwei Gemälden verziert, die die Bewunderung der Kenner haben, einer heiligen Jungfrau und eines Abendmahls von Stephan Marc.

Das Sanct Franciscuskloster, ist auf dem Platze des alten Pallastes der maurischen Könige erbaut, welchen der König Zeit-Abu-Zeit, als er nach der Eroberung Valencia's ein Christ geworden, und den Namen Vincent Velvis angenommen, dem Orden des heiligen Franciscus gegeben hatte. Der Porticus ist mit Fresco-Malereien eines Mönchs dieses Klosters, Villa nueva, geschmückt. In der halb gothischen Kirche sieht man eine Translation der Santa casa von Corelio von Espinoza, und einen Engel von Ribalta. Die Sacristei enthält mehrere historische Stücke in Lebensgröße des Mönchs Victoria. Aus der Kirche kommt man in die Capelle des dritten Ordens der Fran-

zis-

ziskaner mit einer von Vergara al Fresco gemalten Kuppel. Den Altar macht ein schönes Gemälde von Stephan Marc bemerkenswerth. Zwei andere angränzende Capellen enthalten zwei Gemälde von la Huerta, welche Scenen aus dem Leben des heiligen Anton vorstellen. Die letzte Capelle ist mit geschmacklos vertheiltem Schmuck überladen; der Altar ist ebenfalls durch die Menge von Bildern und Zierrathen entstellt, hat jedoch darunter zwei große schöne Gemälde von la Huerta, die Wunder der heiligen Jungfrau vorstellend. Das Kloster-Gebäude selbst bildet ein sehr langes Viereck, welches durch eine von Arcaden gebildete mitten durchgehende Gallerie in zwei Theile abgetheilt wird. Die Arcaden des zweiten Stockwerks sind kleiner, und von den ersten durch Pilaster dorischer Ordnung getrennt. Das Ganze gewährt einen schönen Anblick, vorzüglich da die Arcaden auf zwei Palmen und Orangen-Gärten stoßen, in deren einem sich ein schöner achteckigter Pavillon über einem Brunnen befindet. Das Innere des Klosters ist schön und angenehm; in Medaillons und Blumengewinden sieht man hin und wieder religiöse Inschriften an die Mauern gemalt.

Cathedralkirche. Nach der allgemeinen Meinung der Schriftsteller war diese Kirche unter den Römern ein Tempel der Diana; unter der Oberherrschaft der Gothen ein Christus geheiligter Tempel; unter den Mauren eine Moschee, und wiederum nach der Eroberung Valencia's durch den Cid eine dem Apostel Paulus geweihte Kirche. Als die Mauren nachher zum zweitenmal die Stadt einnahmen, machten sie sie noch einmal zur Moschee, bis Jacob der Eroberer, König von Arragonien, nach Wiedereinnahme Valencia's den catholischen Cultus dort wieder herstellte, und sie unter dem Namen der heiligen Jungfrau zur Hauptkirche der Stadt machte. Im Jahr 1262 wurde sie von Andreas de Albatad, Bischof von Valencia, vergrößert, und im Jahr 1404 ließ das Capitel auf seine Kosten die Kuppel bauen.

Die Cathedrale ist ein großes in allen seinen Theilen irreguläres Gebäude ohne Façade; von außen weder schön noch edel noch majestätisch. Sie hat drei Thüren, von denen die beiden Seitenthüren gothischer Bauart sind, die Hauptthür aber, dem Hochaltar gerade gegenüber, mit einem im Anfange des 18ten Jahrhunderts nach den Rissen des Corrado Rodulpho erbaueten Portal geschmückt ist, welches gegen alle Regeln der Architektur eine halbrunde Vertiefung bildet. An diesem Uebelstande, der das Gebäude sehr entstellt hat, ist der gleich neben diesem Haupteingange befindliche Thurm Ursache, welcher dem Baumeister keinen

nen Platz gelassen hat. Es ist dieser Thurm achteckigt, sehr einfach, aber von ungeheurem Umfange, und sehr beträchtlicher Höhe. Er endigt sich terrassenförmig, und hat oben ein sehr kleines Thürmchen, welches mit dem Coloß sonderbar contrastirt. Von der Spitze dieses Thurms, für welchen die Valencianer eine sonderbare Vorliebe gefaßt haben, genießt man einer prächtigen Aussicht über die Stadt und in die Gefilde, durch welche sich der Guadalaviar hinzieht.

Die Kirche ist gothischer Bauart, der man am Ende des letzten Jahrhunderts noch Zierrathen corinthischer Ordnung hinzugefügt hat. Sie hat drei Schiffe, deren Gewölbe durch viereckigte Pfeiler, mit cannelirten Pilastern geschmückt, gestützt werden. Der Chor ist sehr groß, und hat zwei Reihen Stühle der Canoniken, von einander durch corinthische Säulen getrennt, und nach dem Sanctuarium hin durch ein schönes Gitter von vergoldeter Bronce verschlossen. Unter den Gemälden der Kirche zeichnet sich eine Taufe Jesus am Jordan, von Engeln und Seraphinen umgeben, von Joannez aus. Der Hochaltar ist 1498 erbaut, und ganz in Silber ausgeführt. Er hat mehrere Reliefs über verschiedene Gegenstände aus dem Leben Jesus und Maria's, ebenfalls von Silber. Die Statue der Jungfrau mit dem Jesusknaben im Arm, ist von übernatürlicher Größe, und so wie die Engel, auch von Silber. Die Flügel des Altars sind von Holz, und mit Gemälden von Paul d'Aregio und Francisco Neapoli aus der Schule des Leonardo da Vinci bedeckt. Sie stellen ebenfalls Züge aus dem Leben des Heilandes und der Jungfrau dar, mit Figuren in Lebensgröße. Bei diesen Gemälden findet man alles vereinigt, was den Pinsel der größten Meister charakterisirt: Feuer und Richtigkeit der Erfindung, Genauigkeit und Correctheit der Zeichnung, Schönheit und richtige Proportion des Colorits, Lebhaftigkeit im Ausdruck, vereinigte Kraft und Weichheit der Draperien, und jenes imposante Ganze der Vereinigung der Figuren, welches jeden hinreißt, und auch Philipp IV. bei Betrachtung dieser Gemälde die Worte auspreßte: „Ist dieser Altar von Silber, so sind seine Flügel von Gold." Auch der Kirchenschatz enthält sehr kostbare Sachen. Die heiligen Gefäße und alle zum Gottesdienst nöthigen Gegenstände sind von Silber, und der größte Theil von feiner schöner Arbeit. Unter ihnen zeichnen sich vorzüglich die silbernen Statuen der Heiligen, Vincent, Ludwig, Thomas, und ein großer prächtiger Becher von Agath aus. Nichts gleicht aber dem reichen Tabernakel; es ist 8 Fuß 8 Zoll hoch, von vergoldetem Silber, und wiegt 424 Mark. Die Arbeit ist vom Jahre 1452, und in gothischer Manier aus-

ausgeführt; ausserdem ist es mit Diamanten und andern köstlichen Steinen besetzt, und hat eine Statue des heiligen Michael ganz von Diamanten; der Ort, wo die Hostie aufgestellt wird, ist von Gold, und wiegt 16 Mark.

Der Schluß folgt.

---

# Beantwortung

## der im 22sten Stück des diesjährigen Magazins enthaltenen Anfrage: Wie wird der Nasturtium-Saame eingemacht, um solchen statt Capern zum Verspeisen gebrauchen zu können?

Die Indische Kresse (Kapucinerblume) nasturtium tropaeolum L. ist eine einjährige Pflanze, welche man entweder an hohen ästigen Stangen, auch an Geländern und Lattenwerk hinaufleitet, und zu Lauben anbringt. Jede Blume bringt drei etwas trockene, gefurchte, eckige und dreisaamige Beeren von der Größe der Erbsen. Die noch nicht aufgeblüheten Blumenknospen, so wie die Beeren, dienen nun eingemacht statt der Capern. Das Einmachen derselben geschiehet auf folgende Art: Man nimmt die ausgewachsenen Blumenknospen, wenn sie die Größe einer kleinen Erbse erreicht haben, und läßt sie etwa 3 oder 4 Stunden im Schatten liegen, daß sie etwas welk werden, um dadurch zu verhindern, daß sie nicht aufspringen; darnach legt man sie in ein Geschirr, gießt Essig darüber, deckt sie zu, und läßt sie acht Tage lang also stehen. Alsdann gießt man den Essig wieder ab, drückt die Knospen etwas aus, und weicht sie wieder acht Tage lang in neuen frischen Essig ein, welches hernach auch zum drittenmal wiederholt wird. Endlich werden sie mit frischem Essig in Fäßchen gelegt und versendet. Einige thun bei diesem Einmachen auch Salz hinzu, und andere legen sie bloß in Salz ein. Auf diese Art lassen sie sich drei Jahre verwahren. In verschiedenen Haushaltungen werden bei dem Einlegen der Gurken, rothen Rüben rc. die noch unreifen Saamenkapseln mit darunter gelegt. Die Gurken halten sich, bei dieser Bereitung, bis in den Julius vortrefflich, und rothe Rüben mit Biereßig begossen, bleiben

ben auf solche Weise bis Ostern gut. Der noch unreife Saamen hat den Geruch und Geschmack der Blumen; er wird daher, eben so wie die Blumenknospen, mit Essig eingemacht, und kann zu Ragouts gebraucht werden. — Diese Blume läßt sich übrigens leicht in Gärten und Töpfen anziehen, und bedarf keiner grossen Pflege, so wie der Saamen bei den meisten Blumenhändlern zu bekommen ist.

H. F. C. D.

---

# Beantwortung

## der Anfrage im 25sten Stück d. Mag. v. d. J., den üblen Geruch der Betten betreffend.

Der üble Geruch der Betten entsteht von den nicht gehörig getrockneten, und also verdorbenen Federn. Die Federn müssen gut getrocknet, nicht zu fest in einen Sack zur Aufbewahrung gestopft, und mit etwas zerquetschtem Pfeffer vermischt werden, so werden sie nicht verderben, und keinen unangenehmen Geruch den Betten verursachen, wenn sie in dieselben gebracht werden. Ist aber der üble Geruch einmal da, so wird er schwerlich wieder ganz gehoben werden können. Das einzige dagegen anzuwendende Mittel wäre, daß man die Federn herausnähme, sie in einen Sack nicht zu fest stopfte, und in einem nicht heißen Backofen recht trocknete, um sie dadurch zu verbessern. Die Bühren, in welchen die übelriechenden Federn gewesen, müssen gut gewaschen, getrocknet und dann gekleistert werden, weil sie das Wachs nicht mehr annehmen. Der Kleister dazu wird auf folgende Art gemacht: Man nimmt Leinsaamen, kocht denselben eine Viertelstunde, klärt alsdann das Wasser ab, daß alle Körner zurückbleiben, wirft geschnittene Seife hinein, läßt es so lange kochen, bis die Seife ganz zergangen und aufgelöset ist, und rührt es während dem Kochen beständig um. Nachher thut man etwas Rokkenmehl hinzu, rührt es durch, läßt es aber nicht mit kochen, und sieht dahin, daß der Kleister nicht zu dicke werde. Mit demselben bestreicht man die innere Seite der Bühre, in welche die Federn kommen, und nachher auch etwas die äussere Seite.

Bevensen. Dorothee Groten.

Hannoversches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 15ten Julius 1811.

# Valencia.

## Nach dem Französischen des de Laborde.

(Schluß.)

So ist das Innere Valencias, einer der merkwürdigsten und prächtigsten Städte des spanischen Reichs, merkwürdig durch alles, was dem Alterthumsforscher, dem Kunstfreund und Gelehrten Befriedigung in Erweiterung seiner Kenntnisse geben kann. Auch der Geschichtsforscher weilt gern und mit Ehrfurcht unter den alten verehrten Mauern und hängt allen den herrlichen und traurigen Scenen einer romantischen Vergangenheit nach, die die Phantasie ihn in mannigfaltigen Bildern noch einmal durchleben läßt. Schon in der Römerwelt war die Stadt unter dem Namen Valencia Edetanorum (im Lande der Edetaner) bekannt; aber die Nähe des mächtigen und von den römischen Herrschern vielgeliebten Sagunt ließ sie lange Zeit hindurch nicht zu dem Grade des Glanzes und der Berühmtheit kommen, wozu sie ihre Lage im hohen Grade zu berechtigen schien. Als der Thron der Weltmonarchie unter dem siegenden Schwerdte jener wilden Völker zusammenstürzte, fiel Valencia mit dem übrigen Spanien den Gothen in die Hände. Aber auch sie mußten der Kraft der tartarischen Horden weichen; Abdalasis, der Sohn des großen für den christlichen Namen so schrecklichen Musa, eroberte Valencia im J. 715. Bis 756 blieb jetzt die Stadt von den orientalischen Califen abhängig, als sie zu dem neu errichteten maurischen Königreich von Cordova geschlagen wurde. Dies dauerte fort bis 1027, wo sie zur Hauptstadt des neuen Königreichs Valencia erhoben wurde; ohnstreitig eine der glänzendsten Epochen ihrer Geschichte. Sieben und

sechszig Jahre darauf erhielt sie einen andern Herrn, den edlen Cid. Rui Diaz Graf von Bivar, bekannter unter dem Namen des Cid Campeador, entriß sie den Mauren im Jahre 1094; obgleich für den König von Castilien erobert, behielt er sie doch für sich und beherrschte sie mit völliger Unabhängigkeit. Noch zeigt man dort das Thor, wo dieser unüberwindliche Held seinen glänzenden Einzug hielt; die Stadt aber erhielt nach ihm den Namen Valencia del Cid. Bis zu seinem Tode blieb der Cid unumschränkter Herr des schönen Valencia, da gab seine Witwe, die bekannte hochherzige Ximene, die Stadt dem König von Castilien im Jahre 1099 zurück; jedoch blieb sie daselbst. Im folgenden Jahre versuchten die Mauren, welche den herben Verlust der herrlichen Stadt noch nicht verschmerzen konnten, durch die Gewalt der Waffen sich wieder in ihren Besitz zu setzen, rückten mit einem zahlreichen Heere vor dieselbe und belagerten sie hartnäckig. Aber Ximene, diese neue Heldin, zeigte sich des verstorbenen Gatten würdig. Sie lenkte nicht allein die Vertheidigung des Platzes, sie zeigte sich selbst allenthalben auf den Wällen mit dem Schwerdte, ermunterte die Kampfmüden, sorgte für die Verwundeten, trieb die Feigen zum Streit und kämpfte selbst als der gemeinste Krieger. Dieses Mal wurde die Stadt auch durch diesen weiblichen Heldenmuth gerettet, aber schon im folgenden Jahre ergab sie sich den Generalen des Königs von Cordova. Nachmals riß sie sich von diesem Königreiche im Jahre 1144 los und wurde nochmals die Hauptstadt eines besondern maurischen Königreichs. Sie blieb es nahe an 100 Jahre; bis endlich Jacob I. der Eroberer, König von Arragonien, den Entschluß faßte, das Königreich Valencia mit seiner Krone zu vereinigen; an der Spitze einer zahlreichen Armee im Mai 1238 bei Rusafa, vor Valencia sein Lager aufschlug und die Stadt belagerte. Vier Monate vertheidigte sie sich hartnäckig, da mußte sie am 28ten Septbr. der Uebermacht weichen; am 9ten Octbr. hielt der König Jacob seinen feierlichen Einzug. Er bevölkerte sie mit Cataloniern aus Girona, Tortosa und Lerida und mit den aus den mittäglichen Provinzen Frankreichs ausgewanderten Einwohnern.

Auch im Successionskriege spielte Valencia eine kriegerische Rolle. Nachdem sie anfangs Philipp V. als ihren König anerkannt hatte, verließ sie seine Partei und öffnete den Generalen des Erzherzog Carl oder Carl III. die Thore. Ein Theil des Adels, welcher die Partei Philipp des dritten ausmachte, entfernte sich darauf aus der Stadt, das Volk hingegen schlug sich auf die Seite des Erzherzogs. Nach der Schlacht von Almanza aber sah sich Valencia von dem Fürsten verlassen,

lassen, dem es sich übergeben hatte, und zugleich von den Truppen Philipps, welche sich schon vor den Thoren zeigten, mit einer Belagerung bedroht. Die Stadt ergab sich und der König hielt am 3ten Mai 1706 seinen Einmarsch.

Die Valencianer wurden durch den Verlust mehrerer Privilegien, durch die Abschaffung ihrer Gesetze und durch die Verpflichtung bestraft, die Castilianischen Gewohnheiten und Gebräuche anzunehmen; eine große Menge wurden hingerichtet. Der Marquis von San-Felippe, der die Geschichte des Successionskrieges geschrieben hat, sagt in diesem Werke: Die Valencianer weinten bei dem Eintritt von Philipps Truppen, aber nicht aus Schmerz, sondern vor Wuth *).

*) Mas eran lacrymas de rabia, que de dolor.

---

## Verschiedenes.

Mehrere Fabrikanten und Chemiker haben nach mannigfaltigen Versuchen die Erfahrung gemacht, daß die Benutzung des Holzessigs beim inländischen Manufaktur- und Fabrikwesen die trefflichsten Dienste leistet, z. B. zur Zubereitung eines holzsauren Bleies für die Chitz- und Kattundruckereien, als Surrogat des Bleizuckers; zum Schwarzfärben der Kattune, der Leinewand und wollener Waaren; zum Blankmachen der Platinen bei den Strumpfwirkerstühlen, statt der sonst angewendeten Schwefelsäure; zum Schwarzfärben der Leder und zum Schwellen der Sohlenleder; zum Beitzen der zu verzinnenden Bleche und des Messingsdraths; zur Fertigung eines guten Grünspahns.

---

Als man wegen der großen Wohlfeilheit des Zuckers in England und Irland Versuche machte, ob sich das Rindvieh mit diesem Produkte mästen ließe, zeigte sich, daß das Vieh nicht nur geschwind davon dick und fett wird, sondern auch ein höchst wohlschmeckendes Fleisch giebt. Ein Pariser Blatt führt diese Mästung als einen sichern Beweis von der medicinischen Heilsamkeit des Zuckers an.

---

Die Moosbeeren (Vaccinium oxycoccos), welche in moosigen und sumpfigen Orten, unter andern auch auf dem Brocken zu finden sind, haben einen guten weinsäuerlichen Geschmack und sind eßbar. In Sibirien macht man mit Zucker eine Gallerte

lerte daraus, und in Petersburg bedient man sich derselben zum Punsch und zu verschiedenen Speisen, statt des Citronensafts. Linné versichert, daß diese Beeren an einigen Orten von den Goldschmieden zum Weißsieden des Silbers gebraucht würden. Die Blätter dieses Gewächses sollen einen wohlschmeckenden Thee geben.

---

Man kann den Borsdorfer Aepfeln einen lieblichen Muskatellergeschmack verschaffen, wenn man sie in Fäßchen legt, so daß jede Schicht mit wohlgetrockneter weißer **Hollunderblüthe** von der andern unterschieden wird. Auch manche Birnarten gewinnen dadurch an Geschmack, wenn man Anis dazwischen legt.

---

Grüne Herbstfütterung sich länger zu verschaffen, säe man, so wie die Getreidefrüchte vom Felde sind, in die umgebrochenen Stoppeln Heidkorn, und zwar sehr stark. Ist der Herbst kurz, so wird ein treffliches Futter gewonnen; dauert er aber noch lange hinaus, so kann man auch noch Samen erhalten.

---

In England bereiten die Landleute den Kürbiß auf folgende Art zum Gemüse: Sie schneiden in die Seite des Kürbisses ein Loch, nehmen die Kerne heraus, machen ihn inwendig möglichst rein, schneiden das Fleisch heraus und in Scheiben, füllen hernach die leere Schale mit dem herausgeschnittenen Fleische und Aepfelscheiben, thun auch wohl etwas Gewürz und Zucker hinzu, backen sie nachher im Ofen gahr, und essen sie dann wie gebackene Aepfel.

---

Herr Geitner hat aus den grünen Schalen der Roßkastanie (Aelus hippocastanum L.) durch Hülfe von mancherlei Beisetzungen, sehr schöne gelbe und braune Farben gewonnen, und zwar die letztere in den verschiedensten Nüancen. Sie wurden sowohl auf Tuch als auf Seide stehend befunden, obgleich die Zeuge gespült und ausgerungen, zum Theil sogar in ätzenden Flüssigkeiten gewaschen wurden.

---

Der Citronensaft kostet uns viel Geld, und daher ist man unlängst auf Ersatzmittel desselben bedacht gewesen. Mit gutem Erfolge hat man sich schon zu Punsch und andern Sachen statt seiner, des Safts der Berberitzen bedient. Unser vaterländischer Boden liefert aber auch noch andere Gewächse, deren Früchte uns in dieser Rücksicht nützlich werden können. Dahin gehören

1) Die Traubenkirsche (Prunus padus), sonst auch **wilde Vogelkirsche, Ahlkirsche** genannt, welche gern in feuchten Gegenden, z. B. in Ellernbrü-

brüchen wächst. Der Stamm ist von mittelmäßiger Höhe und Stärke; die Rinde seiner Aeste ist braun und hin und wieder mit kleinen Warzen besetzt. Seine Blätter sind länglicht, sägeartig eingekärbt, und nahe am Stiel mit zwei kleinen Drüsen versehen. Er blühet im Mai und Junius. Die Blumen bilden abwärtshängende Aehren. Die Blumenblätter sind weiß, am Rande ausgezahnt, und verbreiten einen ziemlich starken Geruch. Die Früchte stellen Beeren dar, welche in nicht völlig reifem Zustande roth aussehen, bei völliger Reife aber schwarz werden, und in Büscheln oder Trauben herabhängen. Jenes Gewächs trägt reichliche Früchte, welche eine beträchtliche Menge Saft liefern; es wächst schnell, ist nicht leicht dem Erfrieren unterworfen, und verdient daher zur Gewinnung seines Safts angebauet zu werden. Wenn der Saft aus der Traubenkirsche ausgepreßt und als Surrogat des Citronensafts gebraucht werden soll, so ist es nothwendig, die Früchte erst von den Kernen zu befreien, welche sonst, wenn sie mit den Beeren gestampft werden, dem Safte eine trübe milchigte Beschaffenheit ertheilen.

2) Die Preusselbeere (Vaccinium vitis idaea). Dieses Gewächs bildet einen niedrigen Strauch, der selten über eine Spanne hoch wird, und in den Waldungen überaus häufig wächst. Seine Blätter sind steif, wie Buchsbaumblätter, auf der Oberfläche dunkelgrün und glatt, auf der untern Fläche aber weißlich getüpfelt und am Rande etwas umgebogen. Er trägt glockenförmige blaßrothe Blumen, wovon allemal fünf bis sechs in einer Traube zusammenstehen. Seine Früchte, nemlich die Preusselbeeren, sind klein, haben eine schöne hochrothe Farbe und einen scharfsauren Geschmack, der dem Citronensaft sehr gleich kommt. Auch dieses Gewächs bedarf keiner weitern Cultur; es wächst in den Waldungen sehr häufig wild und trägt reichlich Früchte. Das Einsammeln derselben geschieht im Herbst, und ist ein Geschäft, das durch Kinder verrichtet werden kann. Um den Saft daraus zu gewinnen, werden die Preusselbeeren, mit Zusatz einer geringen Quantität Flußwasser, zerquetscht, und dann der Saft ausgepreßt, dessen Ausbeute sehr ergiebig ist.

---

Das Züngelkraut, das in einigen Gegenden auch Klebkraut genannt wird, wächst als eine Sommerpflanze unter der Gerste, sonst aber

aber auch an den Hecken, Landstrassen, und um die Wiesen und Vorhölzer, wo es im Sommer blüht, nachdem der Acker bestellt ist. Es gehört unter die Unkräuter. Es giebt eine große und kleine Art davon, wovon die Pflanzen nach Unterschied des Landes 1, 2 bis 3 Fuß hoch werden. Die reife und unreife kuglichte Frucht hängt sich häufig an die Kleider an, woher auch diese Pflanze den Namen Klebekraut erhalten hat. Der Samen nun von diesem Kraut, das man deshalb anbauen könnte, ist ein gutes Ersatzmittel des indischen Kaffees, und übertrifft alle andere Getreidearten, die man wohl sonst dazu braucht, indem er mehr öhlichte Theile enthält, und im Geruch und Geschmack dem eigentlichen Kaffee weit näher kommt. In Ostfriesland, und besonders von den Bewohnern der Rheingegenden ist von diesem Surrogat schon vor 50 Jahren Gebrauch gemacht. Der Same wird wie der Kaffee geröstet und gemahlen, übrigens aber etwas länger gekocht.

---

Die Vaterländischen Blätter für den österreich. Kaiserstaat v. J. 1810. enthalten in Nr. XVI. den Aufsatz: „Versuche über Manna-Erzeugung in Ungarn und Kroatien. Vom D. Benj. Schulz." Diese Versuche machte der Marquis Brigido, der aus Calabrien nach Kroatien kam, und sich in Agram ansässig machte. Die großen Eschenwälder Kroatiens erinnerten ihn an jene Calabriens, und brachten ihn auf den Gedanken, daß sich diese Bäume in Kroatien vielleicht eben so gut als in Calabrien zur Mannagewinnung verwenden ließen. Er machte also Versuche nach der Methode, die er auf dem Berge Gargano gelernt hatte. Diese wurden mit einem glücklichen Erfolge gekrönt; er gewann Manna, die der Physikus des Agramer Comitats nach angestellten Versuchen für sehr vorzüglich erklärte. Er bekam nun von dem Comitate den Auftrag, diese Versuche zu wiederholen. Dies that er mit einem erwünschten Erfolge. Von diesen glücklichen Versuchen und von der Statthalterei in Ofen aufgemuntert, trachtete der Marquis, nun Manna in größerer Menge zu gewinnen. Er begab sich deswegen in die Eisenburger Gespannschaft in Ungarn, wo er von dem Graf Cziracki den Wald Kenyér pachtete, und hier gelang es ihm, Manna in größerer Quantität zu erzeugen, welche mit der vorigen von gleicher Güte war.

---

Zur Ausrottung der so schädlichen Ringelraupen wird folgendes empfohlen: Zur Zeit des Sonnenaufgangs oder Nachmittags 6 Uhr besehe man, und zwar Morgens gegen die Seite des Aufgangs, und Nach-

Nachmittags gegen die Seite des Niedergangs zu, die Bäume aufmerksam von oben bis unten, um die hier und da zerstreueten Raupensitze auszuspähen. Sie sind leicht zu erkennen, weil die Raupen um diese Zeit gewöhnlich die äußern Zweige des Baumes schon verlassen haben, und in dessen Mittelgegenden, in Haufen von etlichen Hunderten zusammengekrochen sind. Hat man nun ein solches Raupenlager entdeckt; so nehme man eine, an einem nach Erforderniß langen, leicht zu hebenden Stock queer angebundene Feder, tauche den obern Theil der Fahne in Hanf-, Lein- oder Baumöhl, und überfahre damit, ohne den Baum viel zu bewegen, das ganze Raupenlager. In weniger als einer Viertelstunde sind alle Raupen todt, und in zwei Tagen fallen sie ausgetrocknet und abgedorrt von den Bäumen.

---

Um das Bier klar zu machen, und das baldige Sauerwerden desselben zu verhüten, nehme man auf eine Tonne Bier für etwa 1 mgr. pulverisirtes Hirschhorn, das bekanntlich auch zur Klärung des Kaffees gebraucht wird. Dieses Hirschhornpulver wird mit zwei Kannen von dem nehmlichen Bier ans Feuer gesetzt, daß es zusammen aufkocht, und dann wird es so warm, und zusammen aufgeschüttelt, in die Tonne Bier gegossen. Eine Nacht läßt man nun die Tonne ruhig liegen, dann aber muß das Bier davon gleich auf Kruken oder Bouteillen gezogen werden. Es erhält alsdann eine schöne rubinartige Helligkeit, und hält sich länger als anderes Bier. Es muß aber schon etliche Tage alt seyn und gegohren haben, ehe man dieses Mittel gebraucht.

---

Auf den Inseln des ostindischen Archipelagus kennt man keine andere Tinte, als die von chinesischer Tusche. Sie hat den Vorzug, daß sie die Federn nicht angreift, und trocken wird, so wie sie auf das Papier kommt. Gentil versichert, Schriften gesehen zu haben, die über sechzig Jahr alt, und noch so frisch waren, als wenn sie eben erst aus des Schreibers Hand gekommen wären. Man gießt gemeines Wasser auf ein Stück Tusch, das in weniger als drei Tagen ganz aufgelöst und eben so flüssig wird, als unsere Tinte. Dies gelang dem Herrn Gentil mit dem Wasser zu Pondicherie, aber das Seine-Wasser in Paris löste die Tusche kaum in einem Monat auf.

---

Um dunkel gewordene Glasscheiben zu reinigen, nimmt man eine Handvoll Brennnesseln, taucht sie in kaltes Was-

Wasser, und reibt die Fenster einigemal damit ab. Werden sie das erste mal nicht ganz rein, so wiederholt man es mit frischen Nesseln, spült sie mit reinem Wasser ab, und nicht die geringste Spur von solchen Flecken wird zurückbleiben, die Fenster mögen nun, wie es gewöhnlich der Fall ist, grün, blau oder roth angelaufen seyn.

Auch bei Spiegeln kann man die Brennnesseln mit Vortheil anwenden, nur muß man sich in Acht nehmen, daß das Wasser nicht hinter den Spiegel dringt, und das Quecksilber auflöst. Um dies zu verhüten, kann man rings herum die Rahmen mit etwas Wachs verkleben, welches man hernach leicht wieder abnehmen kann.

---

Viele Jahrhunderte lang diente der Honig unsern Voreltern statt des Zuckers. Die Römer brauchten ihn zu ihren Backereien, Ragouts und Confitüren, und thaten ihn selbst in ihre Weine. Der Zucker, den sie unter dem Namen Rohrhonig kannten, wurde bloß zum Arzneigebrauche angewendet, und vielleicht gerade so, wie es jetzt mit dem Honig der Fall ist. Pythagoras brauchte den Honig als gewöhnliches Nahrungsmittel. Demokrit rieth ihn denjenigen an, die lange zu leben wünschten. Plinius erwähnt eines Greises von mehr als hundert Jahren, Namens Vedius Pollio, den man als eine Merkwürdigkeit dem Kaiser August vorstellte. Als dieser, erstaunt über die Kraft und blühende Gesundheit des Mannes, ihn fragte, welche Lebensordnung er befolge, antwortete der Greis: innerlich Honig, äußerlich Oel. Er wollte sagen, daß er sich mit Honig nähre, und sich täglich mit Oel reibe, um sich gegen die Eindrücke der Luft zu verwahren, und den Körper geschmeidiger zu machen.

---

Der Spinat, welcher gewöhnlich zu den Gartengewächsen gerechnet, und als Gemüse verspeist wird, kann auch mit nicht geringem Nutzen auf Ackerland zu einer gesunden Nahrung fürs Vieh gebaut werden. Man säet ihn in dieser Hinsicht in gut gedüngtes Land, das Sommerfrüchte getragen hat, und auf welchen die Stoppeln sind eingeackert worden, egget den Samen ein, und überläßt ihn so der Natur. Man bekommt dadurch im Frühjahr gleich eine grüne Fütterung, woran manchem Landwirth nicht wenig gelegen seyn wird. Hat man den Spinat abgefüttert, und andere Futterkräuter sind indessen herangewachsen, so kann man den Acker gleich wieder umpflügen und anderweitig nützen. Die Cultur dieser Pflanze ist also dem Anbau anderer Feldgewächse auf diese Weise nicht hinderlich, und es geht kein Land für das Jahr dadurch verlohren.

Hannoversches Magazin.

29tes Stück.

Montag, den 22ten Julius 1811.

## Beweiset die Veränderlichkeit der Witterung eine wesentliche Veränderung des Clima?

Die Unstetigkeit der Witterung seit vielen Jahren, die späten und oft kurzen, aber sehr heftigen Winterfröste, die unsichere Frühlingswitterung, die kühlen, oft nur durch wenige und drückend heiße Tage sich auszeichnenden Sommer, der sonst so schöne, jetzt häufig regnigte und stürmische Herbst, der häufige und schnelle Wechsel der Witterung, die oft anhaltende und empfindliche Kälte, die nicht selten auf die Gewitter erfolgt; alle diese Erscheinungen suchen Viele durch eine wesentliche Veränderung des Clima zu erklären, welche sie größtentheils der Ausrodung großer Waldungen im Norden, wodurch den rauhen Winden ein leichter Zugang zu uns verschafft werde, zuzuschreiben geneigt sind. Wie man im Norden selbst über diesen Gegenstand denkt, und was davon zu halten seyn möchte, lehrt nachstehender Auszug aus einer kürzlich erschienenen, sehr interessanten Reisebeschreibung: *)

„Es ist, heißt es daselbst, eine allgemein verbreitete Meinung im ganzen Norden, in Norwegen, wie in Schweden, an den Seeküsten, wie in den innersten Thälern, daß das Clima sich merklich verändere. Die Sommer, sagt man, sind weniger warm, die Winter weniger kalt, aber um so langwieriger. Sonst kannte der Norden kein Frühjahr; nur Winter und Sommer; nun

*) Reise durch Norwegen und Lappland, von Leopold von Buch. Theil 1. Seite 363 f.

nun ist Frühjahr erschienen, aber in der Zeit, in der man vorher schon Sommer erwartete, und die Kultur des Landes gewinnt nicht dabei. Eine so allgemein angenommene und behauptete Meinung muß große Aufmerksamkeit erwecken; um so mehr, da man sie häufig durch sichtliche Zeichen zu unterstützen weiß. Bei Drontheim, in Helgeland, in Senjen ist die Säezeit in der alten Leute Jugend gewöhnlich von der jetzigen um 8 Tage, ja bis 14 Tage verschieden. Bei Drontheim, wurden sonst Früchte gewonnen; jetzt schon seit lange nicht mehr. In Hardanger zeigt man an einigen Bergen des hohen Folgefonden kleine, anfangende Gletscher, von denen vor mehreren Jahren keine Spur war, und jetzt vergrößern sie sich doch sichtlich; in Sandtorv am Ausgang des Tiellesund sagte uns der, fast siebenzigjährige Besitzer: dort jene Spitzen auf dem festen Lande waren sonst alle Jahre schneeleer; nun schon seit vielen Jahren verlieren sie den Schnee niemals mehr. Kommt dazu nun endlich ein Jahr, wie das gegenwärtige (1807) ist, so sieht man darin nur eine neue Bestätigung der immer fortgehenden Progression in dieser Veränderung des Klima, und viele glauben wohl ernstlich noch die Zeit zu erleben, in welcher der Sommer fast ganz verschwinden und ihnen nur eine einzige Jahrszeit bleiben wird, so ohngefähr, wie in Deutschland der März ist. Und mancher Physiker möchte wohl leicht geneigt seyn, das ganze Phänomen für ein allgemeines cosmisches Phänomenen anzusehen, von welchem die Ursachen ausser den Grenzen des Erdballs gesucht werden müssen. Vielleicht in der Veränderung der Intensität magnetischer Kräfte; in häufigeren und größeren Sonnenflekken; in elektrischen Erscheinungen und was solcher Ursachen mehr sind, die man so oft mit allgemeinen meteorologischen Phänomenen in unmittelbare Causal-Verbindung zu setzen gesucht hat, und doch noch immer in diesen Bemühungen gescheitert ist. Dann ist es Trost für die einen, und eine Art Entzauberung für die andern, wenn uns die Geschichte belehren kann, wie alle diese Veränderungen nur scheinbar einem regelmässigen Gange folgen; aber doch nie von demselben Punkt ausgehen, und auch nie wieder dahin zurückkommen. Jahre, wie das gegenwärtige, sind schon öfters in Nordland gewesen; und schon vor vielen Jahrhunderten; ja noch mehr, nicht allein in den höheren Breiten, sondern sogar über den größten Theil von Norwegen weg. Unter Haralds Graafeld Regierung im Jahre 960 lag der Schnee über das ganze Land bis tief in den Sommer hinein; da war auch in ganz Helgeland an keine Erndte zu denken, und auch der Fischfang mißrieth. Der Dichter Evind Skalda-

daspiller trat in der Mitte des Sommers aus seinem Hause, und es schneiete stark; da ergoß er sich in Klagen:

> Snyr à Svölnis varo
> Svà hèfom inn, sem Finnar
> Berki hind of bundit
> Brums at midio sumri.
> Nive legitur Othini uxor (terra)
> Ita nos intus, veluti Finni
> Betulae pecus (omnes) ligavimus
> Fronde pastum, in media aestate.

Heimskringla I. 185.

Im Jahre 1020 gewann man von Drontheim bis Finmarken hinauf durchaus gar nichts, und diese unglückliche Zeit währte 3 Jahr. Asbiörn Selsbane, ein reicher und mächtiger Mann, der auf der Nordseite von Hindöe in Tronsdenäs-Prästegieldt wohnte, hatte aus den heidnischen Zeiten in's Christenthum die liberale Gewohnheit herüber gebracht, dreimal im Jahre seinen Ueberfluß mit seinen Freunden zu theilen; im Herbst, in der Weihnachtszeit und in Ostern. Diese Jahre hielten ihn nicht ab, seiner Gewohnheit zu folgen; allein im dritten Jahre waren alle Vorräthe erschöpft. Er fuhr südlich am Lande herunter, und fand endlich Korn wieder in dem fruchtbaren Jedderen, da wo jetzt Stavanger liegt; aber die Freude, damit seiner bedrängten Provinz zu Hülfe zu kommen, ward ihm durch den verrätherischen Betrug des Königl. Beamten auf Karmöe geraubt (Heimskr. II. 183.). Helgeland ward durch dies Unglück doch nicht entvölkert. Wir finden die Helgeländer kurz darauf auf mehreren weitläuftigen Kriegszügen; mit Thorer Hund nach Biarmaland (Archangel); und mit ihm und Hareck von Thiottöe als vorzügliche Mitwirker zum Siege bei Sticklestad über König Oluf den Heiligen. Die guten Jahre kehrten zurück. Freilich haben wir es nicht mehr erlebt, daß Pferde wären über das Eis von Jütland nach Norwegen gegangen, oder von Dänemark nach den pommerschen Küsten; aber solche Jahre sind auch sonst nie gewöhnliche Jahre gewesen; und es vergehen wohl Jahrhunderte, ehe sie wieder erscheinen. Auch die jetzige Veränderung, die so durchaus geglaubt, und daher auch wohl kaum zu bezweifeln ist, wird von so engen Zeitgrenzen beschränkt, daß man in der That keinen Grund hat, fremde Ursachen aufzusuchen, die nicht auch bei den gewöhnlichsten meteorologischen Phänomenen Statt fänden. Als Peter Kalm im Jahr 1742 an der Küste herauf durch Bahuslehn reisete, so erzählte ihm ein alter erfahrner Mann, die Winter wären freilich noch eben so kalt, wie die seiner in Jugend; aber die Sommer weit weniger warm; und doch konnte

man damals den Pflug nicht eher in die Erde setzen, als nach Sophiatag, den 15ten Mai; nun dagegen würde schon im April gesäet, ja oft im März (Kalms Bahuslehus Resa 167).

Ohnerachtet des kälteren Sommers war also die Säezeit beträchtlich zurückgewichen; nun dagegen redet man auch von kältern Sommern und die Säezeit rückt vor. In Bahuslehn wird sie jetzt (1807) wahrscheinlich nie vor dem Ende des April fallen; aber schwerlich auch bis zum 15ten Mai gehen, wie im 17ten Jahrhundert. Wir lernen also hieraus ganz offenbar, daß keine fortwährende Ursache wirkt, die dem Erdball seine Temperatur entzieht; noch Nordlichter, welche die Winter erkälten; sondern daß alle diese Veränderungen beweglich sind, wie das Element, in denen sie vorgehen. Sehr möglich, daß man in einigen Jahren wieder an eine entgegengesetzte Progression in Temperaturveränderungen glaubt. Man kann auch wirklich nicht eine einzige Thatsache mit Bestimmtheit anführen, daß die mittlere Temperatur mehrerer Jahre an demselben Orte sich nur um einen halben Grad vermindert hätte. Wo ist die Gegend, wo Tannen oder Fichten sonst wachsen konnten, seitdem Menschen die Erde bewohnen, und nun nicht mehr? Oder Eichen und Buchen? Niemals jenseits der Region, welche die Temperatur diesen Bäumen anweist. Sollten ungewöhnliche Ursachen diese Veränderungen bewirken, unabhängig von denen, welche sonst Wärme und Kälte auf dem Erdboden vertheilen; so müßte es doch zu beweisen seyn, daß diese letztern nun nicht mehr leisten, was sie in vorigen Zeiten gethan haben. Die Nordwinde würden weniger kalt, die Südwinde weniger warm seyn. Das ist der Erfahrung entgegen. Ist der Winter im Norden gelinde, so ist er es zuverlässig nie mit klarem Wetter und mit Nordwinden. Ist das Frühjahr langwierig und kalt, so ist es Folge eines täglichen Wechsels von Nord- und Südwinden; der kalte Sommer hingegen entspringt aus den mehr als andere über das Land hinziehenden West- und Südwinden, die der Sonne nicht erlauben, den Boden zu erwärmen, und dort für den Herbst ein Wärmemagazin zu bereiten. Alle diese Ursachen liegen also nicht nur auf der Erdfläche selbst, sondern wir brauchen sie auch sogar nicht einmal ausserhalb dem gewöhnlichen Mittel zu suchen, das die Verschiedenheit der Temperaturen an correspondirenden Tagen hervorbringt, dem Luftkreis und seinen Bewegungen. Vielleicht ist nur ein kleiner Zufall schuld, daß die Süd- und Westwinde nun schon seit Jahren ihren Zug durch die Scandinavische Halbinsel nehmen; dagegen die zurückkehrenden Nordwinde sich nach andern Gegenden gewandt ha-

haben. Ein Staubkorn von der Felsspitze herunter rollt eine berghohe Lavine zusammen; ein einzelnes, locales Donnerwetter in südlichen Breiten, das sich nicht über 20 Quadratmeilen Umfang erstreckte, bestimmt vielleicht für Jahre die Richtung der Winde auf einer ganzen Halbkugel der Erde, und damit auch die Modificationen ihrer Temperaturen.

---

## Der Tokayer Wein
### und das Tokayer Weingebirge.

Vom schwarzen Meere bis an die Seine, von der Themse bis an die Newa, von der Adria bis an die Nordsee, ist der vortreffliche Tokayer Wein bekannt und berühmt, — überall hat er seine zahlreichen Verehrer. Ob schon mit Champagner und Burgunder und spanischen Weinen viel Unfug getrieben wird, so kann man dennoch behaupten, daß es der Tokayer vorzugsweise sey, unter dessen Namen spekulative Weinmischer ihr Potpourri in die Welt senden, und die Käufer damit um manchen Dukaten prellen. Dennoch muß man behaupten, daß es nicht gar so unmöglich sey, ächten Tokayer zu erhalten, als man gewöhnlich glaubt. Der Tokayer Wein (so erzählt man gemeiniglich) wächst auf einem kleinen Hügel bei Tokay, und davon bekommt niemand, ausser er bezahlt ihn übertheuer, oder erhält ihn unter der Hand. Solcher Glaube macht, daß man es oft sieht, wie schlechter Tokayer für guten gehalten wird, weil er aus einem vornehmen Keller kommt, und ächter für schlecht, wenn nicht ein Paar Dukaten für eine Bouteille gegeben werden.

Der Doctor Franz Sartori hat das Tokayer Weingebirge in Ungern mehrere Male besucht, und uns im 2ten Theile seiner zu Wien 1807 mit Kupfern erschienenen Naturwunder des österreichischen Kaiserthums die besten, wichtigsten und interessantesten Nachrichten über die Lage und die Gegenden dieses Gebirges geliefert.

Das Tokayergebirge ist ein Sprößling des alten Carpathus, und nimmt eine Strecke von 4 bis 5 ungerschen Meilen ein. Ausser den Absätzen der Berge und einigen Thälern, die eben nicht zu tief auf Wein gebauet werden können, hat es keine weite Ausdehnung. Wenn man aber ein ziemlich hohes Gebirge annimmt, das größtentheils bis an die Spitzen und auf der ganzen Oberfläche und an vie-

vielen Orten auch in denen der Sonne noch halb offenen Thälern auf eine Länge von vier starken Meilen, wie die ungerschen sind, beinahe durchgehends bepflanzt ist, so kann man auf die Menge des Produkts schliessen; besonders da es durchaus, nebst vielen benachbarten Gegenden, die von dem Namen Tokay ausgeschlossen sind, noch überdies gleich gute Weine liefert. Das ganze Tokayergebirge, selbst wo es mit Wein bepflanzt ist, ist ein großes, durchgehends festes Gebirge. Gleich im Rükken desselben findet man unendliche Spuren, daß dort ehemals stark auf Erz gebauet wurde; unzählige alte verfallene Stollen, häufige Halden, vielfältige Ueberbleibsel von Hüttenwerken u. s. w. sind da zu finden.

Die Luft im Tokayergebirge ist sehr milde und rein. Es hat den Norden im Rücken, und vor sich sich hinaus nicht die geringste Anhöhe mehr. Folglich ist es dem Anstoß von Wind und Wetter und seiner Veränderlichkeit nicht so bloß gestellt, und dafür der Sonne am ganzen Tage offen.

Der Tokayerberg ist abgesondert von dem übrigen Gebirge, steht der übrigen Kette der Berge an die Theisse und an das flache Land eine halbe Stunde Weges vor, verliert sich rund herum in die Ebene und nur an der Nordseite im Zusammenhang durch einige leimige unbeträchtliche Hügel an das eigentliche Tokayergebirge von Keneßtur, Mád und Benye.

Die Pflege des Weinstocks ist zu Tokay in einer Vollkommenheit, welche vielleicht nirgends so weit gebracht worden ist. Man muß oft erstaunen, hier von einem Winzer Beweise und Erklärungen zu hören, die man von manchem Professor der Physik oft vergebens erwartet. So lauter sind ihre Urtheile und so sicher hat die Erfahrung ihre Arbeiten gemacht. Sie wissen immer nach Maaßgabe des Bodens und der Witterungen des Jahrs ihre Arbeiten zu besserer Einträglichkeit des laufenden oder des künftigen Jahrs einzurichten. Sie sind im höchsten Grade spekulativ. Diese Leute haben weder schreiben noch lesen gelernt; sie fangen als Kinder mit der Haue an, und erlangen ohne Anleitung, bloß durch Uebung und Erfahrung, das, was sie wissen. Am aller meisten ist das botanische Genie dieser Leute zu bewundern: der Gattungen von Trauben sind wenigstens **hundert**, die hier gepflanzt werden, und diese alle nennt ein Winzer mit Namen und unterscheidet sie vom bloßen Blatte, und im Winter sogar an den Reben.

Der Weinstock gehört ganz eigentlich unter die Klasse der Gesträuche. Seine Blüte, ein kleiner fünfzähniger Kelch mit fünf kleinen zusammenhängenden Blumenblättchen, ist äusserst hinfällig, und mit verletzter Blüte ist es auch seine Frucht; dies

ist

ist den Weinbauern gar wohl bekannt, und es ist daher eine große ökonomische Regel, daß zur Zeit der Blüte des Weinstocks in den Weinbergen nichts gerührt oder gearbeitet werde.

Mit einer markigen langen Wurzel, die in unendlich vielen kleinern sich in die Erde verwickelt und länger wird, je nachdem der Stock alt ist, an das Erdreich festgesessen, sproßt er in häufigen Aesten aus der Erde hervor, die sich an den Boden fortschleppen, oder, wenn sie etwas ergreifen, oder geflissentlich an Bäume oder Spaliere gezogen werden, in eine ungeheure Länge fortwachsen; aber zu der Festigkeit eines Baums, der für sich allein aufrecht stände, gelangen sie nie.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß seine Frucht desto schlechter sey, je entfernter sie von der Wurzel ist, und deswegen läßt man ihn nur auf eine gewisse Länge wachsen. Gleich bei seiner Anpflanzung wird er am ersten Knoten eine Spanne hoch über der Erde abgeschnitten; und an eben der Stelle jedesmal im Frühjahr auch seine Schößlinge; so entsteht nach und nach an dem kurzen aus der Erde nun wenig hervorstehenden Stamme ein Klumpen von Holz, Rinde, Narben und verkrüppelten Gefäßen, durch welche die Säfte aus der saftreichen Wurzel des Weinstocks zu neuen Secretionen, und zum Betriebe neuer Schößlinge jezt nur mühsamer heraufsteigen, da sie sonst durch den geraden Weg des Stammes in seinen parallelen Röhren sich leichter heben und schwelgerisch ausbreiten konnten.

An diesem ästigen, harten, scirrhosen ungeformten Klumpen Holz, der die Krone des Weinstocks ist, treibt die Natur in jedem Frühjahre neue Schößlinge, die man Reben nennt, und an diesen Reben hängt die Traube.

Gleich nach vollendeter Weinlese, wenn man ihm seine Frucht genommen, und für dasselbe Jahr von ihm nichts mehr zu erwarten hat, wird der Weinstock zugedeckt. Die ganze diesfällige Arbeit besteht darin, daß um den ganzen Stock Erde aufgeworfen wird, die ihn bis über die Krone in der Form eines Maulwurfshaufens bedeckt, und den Winter über vor Kälte und Nässe schüzzen soll.

Die allererste Arbeit im Frühjahr ist das Aufdecken, sobald die Erde aufgeht und die Witterung anfängt warm zu werden, welches hier um die Mitte des Märzes und manchesmal auch schon zu Anfang geschieht.

Gleich darauf wird geschnitten, und zwar so früh im Jahre, als möglich, damit der Saft aus der Wurzel nicht in die Reben trete, die abgeschnitten werden sollen, und damit dem neuen Betriebe und den künftigen Reben nichts entgehe.

Das

Das eigentliche Setzen, die Art und Weise, neue Weinberge anzulegen, oder sonst leere Plätze geschwind zu bepflanzen, geschieht blos mit Weinreben oder Ruthen, die man sonst abschneidet und wegwirft.

Die dritte, merkwürdigste, geschwindeste und nützlichste Art der Vermehrung von Weinstöcken eines Weinberges ist das Versenken der Stöcke.

Der Stock wird sammt der Wurzel tief abgegraben, die Grube wenigstens anderthalb Schuhe tief und in einem Umfange nach Absicht, wie die Reben vertheilt werden sollen und wie viele ihrer sind, bald in Rundung, bald als ein Drei- oder Viereck rein ausgegraben, der alte Stock mit seiner Wurzel tief in die Erde hineingetreten, und seine Reben so gebogen und gezogen, daß sie in der gehörigen bestimmten Entfernung von einander eine kleine Spanne lang aus der Erde mit den Spitzen hervorragen. Diese Art der Vermehrung der Weinstöcke ist sicher die beste und sicherste.

Nach dieser Arbeit werden die Weinberge das erste Mal gehauen und umgegraben. Die bekannteste aller Weingartenarbeiten, die drei bis vier Mal bis zur Lese wiederholt werden muß, je nachdem es die Festigkeit des Bodens und das Anwachsen des Grases und Unkrautes erfordert.

Hat der Weinstock die Periode der Fröste glücklich überstanden, heben seine Reben sich höher, werden sie schlank und schwankend, so haben sie vom Winde viel auszustehen, je mehr die Lage eines Weinberges ihm ausgesetzt ist. Darum müssen sie an Pfähle gebunden werden. Während der Blütezeit darf nichts gearbeitet werden. Zum Beschluß wird er noch einmal gehauen; dann kann ruhig und still die langsam reifende Traube der Zeit der Weinlese entgegen harren.

Wenn die Trauben anfangen zeitig zu werden, und also die Aufmerksamkeit von Menschen und Vieh auf sich zu ziehn, werden den Weinbergen ihre Hüter von der Grund-Herrschaft angewiesen.

Der Schluß folgt.

Verb. Im vorigen Stück dieses Magazins, Seite 440 Zeile 8 von unten, lese man Gewächse statt Gemüse.

Neues
Hannoversches Magazin.
30tes Stück.
Montag, den 29ten Julius 1811.

## Der Tokayer Wein und das Tokayer Weingebirge.

(Schluß.)

Die Anstalten zu einer nahen Weinlese im Tokayer Gebirge hört man weit und breit ertönen, und es werden ausserordentliche Vorbereitungen dazu gemacht. Auf einem Bezirke von fünf Meilen zu sind alle Straßen wohl auf zwanzig Meilen her Tag und Nacht dicht befahren.

Der Adel weit und breit; der Kern der Bürger aus den königlichen Städten; und alles, was ein Bischen Geld hat, ist in der Weinlese, weil niemand sein Geld besser und sicherer anzulegen weiß, als auf Weine; denn dieser Handel ist der einzige ergiebige Handel in dieser Gegend.

Eine vollkommene Zeitigung der Trauben ist das Wesentlichste, worauf in dieser Weinlese gehalten wird. Darum thut man es im Tockayer Gebirge andern Ländern auch darin zuvor, daß später im Jahre, als überall, nach der Beschaffenheit des Klima, gelesen wird. Am gewöhnlichsten geht daselbst die Weinlese erst gegen Ende Octobers an. Eine Reihe von Menschen stehen alsdann den Weingarten in die Länge und Quere, in einer geraden Linie und mehr oder weniger dicht an einander, je nachdem es der Stöcke oder der Frucht, und besonders der Trockenbeeren, viele giebt. Jeder sammelt, was er vor sich hat, in eine Wanne, schneidet die Ruthen am Stocke aus einander, schirrt die Blätter auf der Erde weg, und sieht, daß nichts vergessen bleibt. Wer sein Geschirre voll hat, schüttet es dem Büttenträger auf den Rücken, dieser trägt es an den Wagen in die Bütte, und damit nach Hause, wenn sie voll ist. Die

Trockenbeeren werden gleich auf der Stelle ausgelesen; die Mädchen sammeln sie in die Schürzen, oder in Töpfe, und die Knaben oben in den Hut, wie die ungerischen Bauernhüte sind. Von Zeit zu Zeit werden sie ihnen in der Ordnung in ein grösseres Gefäß abgenommen. Man pflegt die Trockenbeeren auch an eigends dazu verfertigten Tafeln auszusuchen, auf welche der Büttenträger die Trauben hinschüttet. Rund herum sind Hände, die alles Bessere noch hervorsuchen. Gemeiniglich aber sind diese leztern Trockenbeeren nicht so gut, wie jene, so auf der Stelle beim Stocke gleich ausgelesen werden, weil sie vom Safte der gedrückten Traube in der Bütte zum Theil schon angefeuchtet sind.

Der Anführer der Leser, der nachsehen muß, daß nichts zurückbleibe; daß die Colonne in einer gleichen Distanz vorrückt, und immer gut alliirt bleibe; daß die jungen Leute nicht zu viel schäkern; daß fleißig Trockenbeeren ausgelesen werden, die er von Zeit zu Zeit absammelt, — diesen nennen sie ihren Paliv.

Unter allen Arbeiten in der Welt, die eigentlich Arbeit sind, geht vielleicht keine mit besserm Willen und froherem Muthe von Statten, als diese.

Die Güte des Tokayer Weins und seine Verschiedenheiten beruhen einzig und allein auf den schon erwähnten Trockenbeeren.

Das Ende Septembers und der Monat October sind hier gemeiniglich schon ganz kühl, des Morgens neblich und zu Nachtzeiten immer frostiger. Die Erde erkaltet also nach und nach, die Säfte des Weinstocks stocken, seine Fasern erstarren und seine Gefäße schließen sich. Die Traube erhält keinen Zufluß mehr, der Stengel vertrocknet und die stärkern Reife brennen ihn zu Tode. So hört der Zusammenhang der Traube mit dem Stocke auf, und das Kind kann zur Welt geboren werden. Unterdessen mag die Frucht ihr gehöriges Wachsthum erreicht haben; und jezt wärmt die Sonne des Tages ihren Saft zu innerer Bewegung, wodurch er feiner und geistiger wird. Die kalte Nacht und der neblichte Morgen machen ihre Hülse mürber. In Wetter und Luft vertrocknet ihre wässerige Feuchtigkeit, und die festen Fiebern der Hülse bleiben, ziehen sich zusammen und verschrumpfen in Runzeln. Denn wenn die Schale der Traube so mürbe geworden und ihr Saft durch innere Bewegung und äussere Wärme angeschwollen ist, so zerspringt sie; oder sie zerspringt auch, wenn die zirkelmäßigen Fasern, mittelst welchen sie am Strengel hängen, durch ihr eigenes Zusammenziehen los werden und sich aufritzen. In beiden Fällen gewinnt der wässerige Theil des Saftes der Traube Oeffnung, wodurch er leichter verdünsten kann; wiewohl er auch bei festgeschlossenen Beeren verdünstet.

Wenn nun die Beeren so zusammenschrumpfen und vertrocknen, so bekommen sie wegen verdünnter Durchsichtigkeit des Saftes und des Anbrennens von der Sonne eine braune Farbe, und an einem schönen Morgen schmücken die Dünste der Nebel und Fröste sie mit einem schönen Schmelz von Blau und Violet.

Daß diese Vertrocknung der Trauben ihre Grade von mehr oder weniger Güte nach Maaßgabe der Hitze des Jahrs; von mehr oder minderer Reinheit nach Beschaffenheit der Witterung und von größerer oder geringerer Süßigkeit und Würze nach Maaßgabe aller Umstände des Wachsthums und Zeitigung erhalte, versteht sich wohl von selbst. Folglich ist es sehr leicht einzusehen, daß der Trokkenbeeren nicht in jedem Jahre gleich viel gerathen; daß darin der Unterschied der Tockayer Weine nach den Jahrgängen bestehe, und daß diese sich nicht immer gleichen.

Am aller schlechtesten sind die Trokkenbeeren, wenn zu frühzeitige Fröste einfallen, und die Trauben nicht vollkommen reif sind. Solche werden zu Trockenbeeren unzeitiger Trauben. Ihr Saft, wenn er verdickt wird, schließt Herbigkeit und Säure fester in sich, und sie verderben den Wein, den sie gut machen sollen.

Eine zweite Gattung schlechter Trockenbeeren entsteht, wenn in nassen regenvollen Jahren sich Fäulniß bei den unzeitigen Trauben mit einfindet. Je früher vor der Weinlese sie sich einfindet, desto verderblicher ist sie, wo doch angehende Fäulniß bei überreifen Trauben nichts übles hat.

Die Masse der grünen Trauben, die in eine Bütte zusammengetreten und nach Hause gefahren werden, wird nun ordentlich gestampft oder getreten. Der Most wird abgeschöpft. Das übrige mit Hülsen und Stengeln in die Presse geschlagen, und sodann aller Most in Fässer gefüllt.

Ein Theil der Trockenbeeren diesem ordinairen Weine zugemischt, macht die verschiedenen Gattungen der angemachten Weine, die unter dem Namen von **Ausbruch** und **Maschlasch** bekannt sind. Der Most bloßer Trockenbeeren heißt Essenz.

Das übliche Maaß und die Proportion, worauf man sich im Handel auf Treue und Glauben zu verlassen haben sollte, ist, daß auf anderthalb Eimer Ausbruch eine Bütte oder eine Metze Trockenbeeren genommen würden, und auf drei Eimer Maschlasch ebenfalls eine Metze. Da es nun aber der Weinmacher und Weinhändler gar sehr viele giebt, deren jeder seine besondern Auswege mit seinem Weine hat, so ist es ganz natürlich, daß jeder nach seiner Absicht, und besonders um zu sparen, wenn die Trokkenbeeren theuer sind, seine Weine, so viel als möglich, leichter anmacht.

Man sieht also, daß erstens diese Essenz für sich allein, alsdann vermischt mit anderm Moste nach Proportion, und endlich die gesunde grüne Traube für sich, die vier gangbaren Klassen des Tokayer Weins ausmachen, nemlich: Essenz, Ausbruch oder eigentlich Tokayer Wein, Maschlasch und ordinairer Wein.

Die ordinairen Tokayer Weine sind das gemeine Getränk der eigentlichen Weintrinker der Gegend. Da sie selbst schon geistiger und stärker sind, als alle bekannte Weine, nicht vertragen mit Wasser gemischt zu werden und einen berühmten Trinker verlangen, so taugen sie nicht für jedermann.

Weil alle Gegenden Ungerns beinahe eigene vortreffliche Weine haben, die trinkbarer sind, so versehen sich mit jenen bloß die bergigen Gegenden des Landes, längs der Grenze von Pohlen, Schlesien und Mähren. Der größere Theil davon fährt nach Pohlen. Tokayer Ausbruch aber ist der Nachtisch beinahe durchgehends im Lande selbst, welches dennoch, obschon heut zu Tage auf kleine Gläschen reducirt, eine ziemliche Rubrik ausmacht.

In den übrigen österreichischen Provinzen will man viel Tokayer trinken, aber nirgends kennt man ihn weniger, und nirgends haben die Weinpfuscher leichteres Spiel. Alles was süß, braun und dick ist, nennt man Tokayer, und wird zu großen Preisen verkauft. Man muß den Kaiserlichen Hof ausnehmen, wohin aus den Königl. Cameral-Weingärten zu Tarczal und Talya vorzugsweise gewählt wird; dann mehrere hohe, besonders ungarische Häuser, und dann etwa die Tafeln einiger Agenten, wo ächter Tokayer von ungarischen Clienten manchmal noch aufgetischt wird, — das übrige ist meistens unächte Waare, wobei der Syrup eine Hauptrolle spielt.

---

## Anweisung zu Anpflanzung der Obstbäume.

1) Die Wurzeln der Bäume, die den Saft des Wachsthums ansaugen, und in den Schaft und die Zweige überführen, bestehen aus Herz- und Thauwurzeln. Die letztern sind die zartesten, und verlangen bei dem Baumsetzen Vorsicht und Aufmerksamkeit; widrigenfalls gehet entweder der Baum im ersten Jahre aus, oder er erkranket, und stirbt nach und nach von dem Tage seiner Setzung ab, obgleich der Baum viele Jahre sich quält und ausschlägt.

2) Jeder Baum erfordert wenigstens zwei Fuß lockere Erde gegen den Rand des Loches, worin er gesetzt

setzt wird, damit seine Thauwurzeln sanft und locker liegen, und sich ausbreiten können, der Regen aber sich vollkommen bequem durchziehen möge; daher das kleinste Loch zum Beete eines Obstbaums 4 Fuß im Durchmesser, oder mit dem gemeinen Mann zu reden, über das Kreutz seyn muß; denn je mehr sich die Thauwurzeln ausbreiten können, je besser ist der Wachsthum des Baums zu hoffen. Die Tiefe kann 3 Fuß seyn; doch kann in sehr schlechten, harten, sumpfigten, thonigten und dergleichen Erdreichen, die mit anderer Erde nothwendig ausgefüttert werden müssen, das Loch viel grösser, ja auch wohl noch einmal so groß im Umfange gemacht werden.

3) Die Herzwurzeln können verstutzt, aber die Thauwurzeln müssen so wenig als möglich abgeschnitten werden. Bei der Krone oder den Endzweigen der Spitzen hingegen muß alles bis auf 6 Zoll gestutzt seyn, weil jeder Baum das erste Jahr mit der Wurzelarbeit zu thun hat, und durch große Kronen oder Aeste daran verhindert wird, folglich beständig schlecht treiben würde, wenn er anfangs große Kronen behielte. An den Wurzeln muß nicht das geringste Abgestorbene oder Faule bleiben, sondern alles bis auf das Leben abgeschnitten werden.

4) Alles frische grüne Unkraut, Gras und Blätter oder dergleichen, müssen nicht bei dem Zuwerfen der Erde an den Stamm kommen, und an die Wurzeln sich anlegen, weil sonst Fäulniß entsteht. Eben so schädlich ist aller Mist, Ruß, Asche und dergleichen an den Wurzeln, welche Zuthat die Wurzeln wie ein Corrosiv zernagt, und den Endzweck des Wachsthums schlechterdings vereitelt, wenn diese Dinge auch sonst die Erde gut machen und im Verfaulen vortrefflich sind.

5) Der Pfahl muß erst stehen, ehe der Baum gesetzt wird, sonst zerreißt derselbe die feinen Thauwurzeln und beschädigt die Herzwurzel, wodurch Fäulniß und Verrottung entsteht, die dem jungen Baume bald den Tod oder ein sehr sieches Leben zuwege bringen.

6) Kein Baum muß das erste Vierteljahr fest gebunden werden, sondern so locker wie möglich, damit er sich setzen könne. Daher er nur einen Heft mit dünner Weide bekommen muß, wo der Knoten auf den Baumpfahl und nicht auf die schwache Rinde des Baums zu bringen ist. Gelbe Saalweide ist hierzu am besten; der Pfahl selbst muß aber auch nicht scharfkantig, nach oben dicker, als unten seyn; sonst schneidet er die Borke entzwei und die Hefte halten nicht.

7) Im Trocknen muß das Loch, worin der Baum gesetzt worden, sechs Zoll vor der obern Erdfläche leer bleiben, daß sich die Feuchtigkeit hineinzieht. Im Nassen aber muß der Baum allezeit so hoch über der Erde gesetzt

gesetzt werden, daß weder Winter- noch Herbstwasser an den Wurzeln stehen bleiben können; und daher gehören Erhöhungen und Ausfüllungen der Gräben dazu. In lockerm Moore und schwarzem Wiesenboden gehört Leim, Kalk- und Ziegelschutt zur Ausfüllung des Beetes, und im hohen Boden weiche Gartenerde, die schon gedüngt gewesen und getragen hat, auch melirt ist. Alle Wurzeln müssen in klarer und wohl melirter Erde stehen.

8) Alle Bäume müssen gesetzt werden, ehe sie Blätter haben, und im Frühjahr mit Wasser eingeschlemmt, auch etliche Mal begossen werden, wenn dürres Wetter einfällt, im Herbste aber nicht. Im Winter können sie mit ihrer eigenen Erde, die zusammenfrieren muß, in genugsamen großen Rundungen umgehauen, die alsdenn einen Kübel gleichende angefrorne Erde aber in das gemachte Loch ohne weitere Beschickung mit dem ganzen Baume gestülpt werden: so steht der Baum in seinem ihm gewohnten Erdreiche. Auf diese Art können die größten und stärksten Bäume versetzt werden, wenn die Krone abgesetzt, und das abgesetzte Ende mit einem Pflaster von Kuhmist und Leimen gegen Sonne und Regen beschützt worden. Uebrigens müssen alle Bäume mit der Mittagsseite, welche leicht an der Borke erkannt werden kann, indem sie auf dieser Seite weicher und heller ist, gegen Mittag gesetzt werden.

9) Alle Jahre muß man nach den Bäumen sehen. Das Unkraut muß niemals so wenig, als der Rasen um den Baum, überhand nehmen, sondern so groß das Loch zum Beete gewesen, ausgehackt oder gejätet und alle Jahre gute Holz- oder mit Mist durchzogene Gartenerde zur Verbesserung hinzugefügt werden. Wer das nicht möglich machen kann, darf nur guten Mist nehmen, und zwar Kuh- und Schweinemist in hohem, trocknem und hitzigen Terrain, und Pferdemist in niedrigem Boden, solchen in einen Ring einen Fuß vom Schafte abwärts um den Baum über die Wurzeln, in eine dazu gemachte runde Krümme oder Furche legen, wodurch dem Baume ebenfalls sehr geholfen wird.

10) Alle Bäume müssen bei Zeiten von Raupen gereinigt, das dicke starke Wuchsholz in der Krone beschnitten und die dünnen Tragzweige gelassen werden, damit die Arbeit des Holzes auf die Früchte und nicht auf lange unnütze Zweige geschehe. Alle abgestorbene Aeste und Zweige müssen bis auf das Leben abgeschnitten werden. Das Moos zu vertilgen, nimmt man einen haarnen oder tuchenen Lappen, wenn es wohl geregnet hat, und reibt mit Bequemlichkeit in etlichen Stunden dasjenige ab, was mit Abschaben und Putzen oft viele Tage aufhält und die Borke in Gefahr bringt.

11)

11) Alle ausgesprossene Nebenzweige müssen mit Vorsicht von unten nach oben zu sauber abgeschnitten und nicht abgerissen werden, weil sonst oft tiefe Löcher entstehen, die Fäulniß, Austrocknung, Borkenschaden, Hohlung des Schaftes und dergleichen nach sich ziehen können. Denn wenn auch die Bäume diesem allen glücklich entkommen, so wird doch der Schaft durch ein solches unvorsichtiges Abreißen oder Abschneiden ungestaltet und knotig.

---

# Etwas über die Bauart der Perser.

Die Bauart der Perser ist von der unsrigen sehr verschieden, und dem Klima angemessen. Da das Holz sehr selten und theuer in Persien ist, so erbauen sie ihre, höchstens zwei Stockwerk hohen Häuser immer von Erde, und brauchen weder Holz noch Eisen, noch sonst ein bindendes festes Material dazu. Zu dicken Mauern nehmen sie große Würfel von Erde, und zu ihren Zimmerdecken und innern Wänden entweder gebrannte oder an der Sonne getrocknete Ziegel. Die Würfel werden aus thoniger Erde gemacht, die mit Wasser aufgelöst und mit gehacktem Stroh vermischt wird. Die Mauer oder Wand wird dann inwendig und auswendig mit einer starken Schicht von Kalk und Gyps bedeckt. Zu öffentlichen Gebäuden und königlichen Pallästen nimmt man meistens am Feuer gehärtete Ziegel und bisweilen sehr gute Bruchsteine. Das Obere der Häuser ist immer terrassenförmig, und um sie vor Regen zu schützen, bringt man verschiedene Lager von Kalk und Gyps hinauf, den man sehr fest schlägt; an einigen Orten wird Mineralpech, oder Harz mit Erde vermischt, dazu gebraucht. Sehr weit haben es die Perser, wie auch schon Tavernier bemerkt, in der Kunst zu wölben gebracht. Die Decken und Dome, wozu sie doch nur getrocknete oder gebrannte Ziegel brauchen, sind so schön und vollendet, daß sie von reisenden Europäern bewundert werden. Man verschwendet auch mehr Zierrathen daran, als an die übrigen Theile des Gebäudes. Da die Dächer oben platt sind, so legt man auch wohl, wie Bell bemerkt, kleine Gärtchen darauf an. Leute vom Stande haben große Hallen in ihren Vorhöfen, die mit viereckigten Steinen gewölbt, übergypset und mit Blumen bemahlt sind, welches wenig kostet und ihnen doch ein schönes Ansehn giebt.

Ihre Moscheen oder Bethäuser sind nicht alle auf gleiche Art geformt.

haben einen Thurm und sind gewöhnlich von Holz aufgeführt. Die prächtigen Tempel, worin der Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen gehalten wird, haben mehrere Thürme. Auswendig sind sie mit einer Mauer umgeben, und die Eingänge durch dieselbe sind mit Ketten verwahrt und so niedrig, daß man nur gebückt hindurch kommen kann. Vor der Thür pflegt ein viereckiger Hof zu seyn, mit Brunnen und Badstuben, worin sich die Perser waschen, ehe sie ins Innere treten. Dieses Innere ruhet gewöhnlich auf Säulen, und ist an den Seiten mit kleinen Logen für vornehme Betende bestimmt. Diese Logen und der mittlere freie Platz sind, statt der Stühle und Bänke, mit Teppichen belegt, auf welche die Andächtigen niederfallen. In ihrem Umfange sind sie stark erleuchtet, übrigens aber ohne glänzende Verzierungen.

## Mittel,

### das Holzwerk vor dem Einfluß der Witterung zu schützen.

Der starke und schädliche Einfluß, den Luft und Witterung auf das Holzwerk äussern, ist bekannt. Man hat längst auf Mittel gedacht, demselben vorzubeugen, noch entsprach aber keines dem gewünschten Zwecke ganz. Folgender Anstrich, den kürzlich ein erfahrner Landmann erfand, thut die verlangte Wirkung, und wird manchem Leser dieses Magazins nicht unwillkommen seyn: Man nimmt 3 Theile an der Luft zerfallenen Kalk, 2 Theile Holzasche und 1 Theil feinen Sand, siebet alles durch ein feines Sieb, und setzt so viel Leinöl hinzu, als erforderlich ist, um die Mischung zu einer solchen Masse zu bringen, daß sie mit einem harten Pinsel oder Bürste verstrichen werden kann. Je vollkommener diese Materialien gemischt werden, desto dauerhafter wird der Anstrich; und es wäre vielleicht noch besser, wenn man die ganze Masse genau untereinander reiben ließe. Zwei Anstriche sind allemal erforderlich. Der erste wird dünn aufgetragen, aber der zweite so dick, als es mit dem Pinsel möglich ist. Dieser Anstrich ist sodann undurchdringlich vom Wasser, leidet von übler Witterung keine Veränderung, und wird von der Sonnenhitze noch mehr verhärtet und noch dauerhafter gemacht.

H. F. C. D.

Neues
Hannoversches Magazin.
31tes Stück.
Montag, den 5ten August 1811.

## Von dem innern Bauchbruch der Zugochsen und dem operativen Heilverfahren gegen denselben, als einer wenig bekannten Krankheit und Operation.

Die Krankheiten des Hornviehes werden, wenn man die Viehseuchen, die ganze Heerden verheeren, ausnimmt, viel zu wenig geachtet, besonders solche, die eine Operation erfordern, weil man das Thier durch Tödten sicherer und genugsam benutzen zu können vermeint, ob man es gleich öfters auf eine sichere Weise retten und lebend zur Oekonomie benutzen könnte. Daher man auch von manchen Krankheiten derselben weder eine genaue scientifische Beschreibung, noch Kenntniß ihrer Ursachen und noch weniger ein rationelles Heilverfahren gegen dieselbe hat. Es ist daher ein wahres Verdienst, wenn Aerzte und Wundärzte sich um Krankheiten des Rindviehes, und der Hausthiere überhaupt, die nicht epizootisch herrschen, mehr bekümmern, sie genauer beobachten, durch Oeffnung der Leichname ihren Sitz und Ursache näher kennen zu lernen sich bemühen, und ein auf vernünftige Principien gegründetes Heilverfahren versuchen, und das Gelingen desselben öffentlich bekannt machen *). Man-

*) Ein Bürger in Würtemberg, Joh. Leypold, zu Weil im Schönbuch, ist Entdecker der wahren Beschaffenheit der hier zu beschreibenden Krankheit der Ochsen, Erfinder und glücklicher Unternehmer der Operation gegen dieselbe; und ein geschickter Wundarzt und Geburtshelfer und ehemaliger fleißiger Zuhörer von mir, Herr Joh. Fr. Oesterlen hat solche in seiner Inaugural-Dissertation, de hernia interna bobus vectariis familiari. Tubingae 1810. 8. beschrieben und zuerst öffentlich bekannt gemacht. Da diese Krankheit wahrscheinlich aller Orten vorkommt, so hielt ich einen Aus-

Manche Aerzte aber bekümmern sich um Thierkrankheiten gar nichts, als ob solche sie nicht angiengen, oder die Kenntniß davon ihnen gar zur Unehre gereichte. Ohne zu bedenken, daß die vergleichende Krankheits- und Heilkunde für die Ausübung ihrer Wissenschaft bei Menschen von eben so großem Nutzen seyn muß, als die vergleichende Anatomie und Physiologie für ihr medicinisches Studium; ja daß die gelehrtesten Aerzte, wie Peter Camper, sie nicht nur nicht unter ihrer Würde hielten, sondern ihr ganzes Leben hindurch zu einem besondern Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit und ihres Studiums machten. Aerzte, wie Camper, die mit allen Vorkenntnissen zur Heilkunde bei Menschen ausgerüstet sind, und die Heilwissenschaft und Heilkunst bei Menschen gründlich verstehen, sind auch allein im Stande, der Thierarzneikunde wahre wissenschaftliche Fortschritte zu verschaffen, aber nicht die gewöhnlichen Thierärzte, denen es an dem ganzen Umfange von Wissenschaft fehlt, der zu gründlicher Untersuchung einer Naturerscheinung erforderlich ist. Möchten daher Aerzte und Wundärzte ja nicht, wie es bisher an so vielen Orten der Fall war, sich dieses wichtigen Theils der gesammten Arzneigelahrtheit ganz entschlagen, sondern wie Herr Oesterlen, Winke von Viehärzten und Oekonomen dazu benutzen, ihre Untersuchungen auf alles, was die Krankheiten der Hausthiere betrifft, zu richten, und sich zu solchen Untersuchungen schon auf der Universität die nöthige Kenntniß verschaffen, wozu die vergleichende Anatomie eine so heilsame Vorschule ist.

## Beschreibung der Krankheit des innern Bruchs der Zugochsen.

Fast jedes Jahr nehmen Viehhalter wahr, daß ein oder der andere ihrer Zugochsen mit einem Mahl seine gewöhnliche Munterkeit verliert, und, wenn er nicht angejocht ist, oft plötzlich stille steht, den Kopf senkt, den Schwanz zwischen die Beine zieht, wenig säuft und nicht frißt, nicht mehr wiederkäuet, und außer einer grünlichen Feuchtigkeit keinen Mist von sich giebt. Schon den zweiten Tag nach diesen ersten Krankheitsäußerungen kann das Thier nicht mehr zur Arbeit gebraucht werden, sein Bauch schwillt auf und wird hart, wie bei der Trommelsucht oder dem Aufblähen, und schlägt man an den Bauch, so hört man einen dumpfen Schall; wo und wie man aber das Thier anfaßt, so äußert es doch kei-

Auszug aus dieser Dissertation für diese Zeitschrift geeignet, um Aerzte, Wundärzte, Thierärzte und Viehhalter darauf aufmerksam und damit bekannt zu machen.

J. B. Osiander.

keinen Schmerz. Der Puls ist voll und hart, die Augen thränen, die Ohren sind kalt; das Thier legt sich nieder, steht gleich wieder auf, und legt sich wieder nieder, als ob es bald in dieser, bald in jener Lage Ruhe suchte. Steht es, so setzt es die Hinterfüße bald da, bald dort hin, immer so weit nach Vornen gerichtet, daß sein Rücken hoch aufgebogen ist. Ist es nicht angebunden, so läuft es ängstlich hin und her, und kommt alle Augenblick zu denen Menschen heran, die es kennt, als ob es sie um Hülfe anflehte. Der Athem wird immer beschwerlicher, und das Thier stöhnt erbärmlich. Es schluckt immer nieder, ob es gleich kein Futter im Maule hat; Winde gehen ab, werden täglich faulichter riechend, und ihr Abgang verschafft keine Besserung. Der Puls, der zuvor voll und hart war, wird jetzt klein, hart und zahlreich und der Athem ganz heiß. Man hört öfters Poltern im Leibe, und beim Harnlassen äußert das Thier Schmerzen. Konnte das Thier bis zum vierten, höchstens sechsten Tage nicht gehörig misten, so ist der Tod gewiß; ehe es aber stirbt, äußert es heftigen Durst, bekommt einen immer kleinern und schnellern Puls und die nun abgehende Winde riechen aashaft. Zuweilen kommt noch ein jauchenartiger blutiger schwarzer, eben so riechender Durchfall dazu.

Man siehet aus dieser Beschreibung, daß diese Krankheit nicht das ist, was man das Aufblähen des Viehes nennt, auch nicht die Darmgicht, oder Kolik von Würmern. Vom Aufblähen unterscheidet sich diese Krankheit schon dadurch, daß das Abgehen der Winde keine Erleichterung verschafft, ferner daß sie zu jeder Jahrszeit und bei jedem Futter sich äußert, und nur die Zugochsen allein befälle. Und dann hat das Aufblähen des Rindviehes einen kürzeren Verlauf, und kann durch das Einstechen in den Wanst und dergl. schnell gehoben werden. — Von der gewöhnlichen Darmentzündung und Darmgicht unterscheidet sich das Uebel dadurch, daß das Thier beim Berühren keinen Schmerz äußert, und die Krankheit durchaus keinen entzündungswidrigen Mitteln weicht, ja nicht einmal ein Symptom dadurch erleichtert wird. — Den deutlichsten Aufschluß aber über diese Krankheit gaben wiederholte Zergliederungen der daran verstorbenen Thiere, und lehrten zugleich die Art sie zu verhüten und zu heilen.

Man fand nemlich im Unterleibe die Gedärme aufgetrieben, entzündet und die Wendungen derselben durch eine ausgeschwitzte Lymphe zusammen geklebt, auch viel Blutwasser in die Bauchhöhle ergossen; Netz und Bauchfell ebenfalls entzündet. Nahm man die Gedärme behutsam heraus, so fand man rechter Seits hinter der Urinblase und nach vornen zu einen eingeklemmten Bruch, indem nemlich ein

ein Theil der dicken Gedärme sammt dem vorgetretenen Netz durch eine gerissene oder ausgedehnte Spalte des Bauchfells oder Eingeweidesacks nach hinten ausgetreten war. Das Thier war also an einem innern eingeklemmten Darm- und Netzbruch gestorben.

Nun weiß man, daß beim Stier die Samenbläschen neben dem Kreuzbein nach vornen liegen, und von den Hoden durch den Samenkanal den Samen erhalten. Dieser abführende Samenkanal hat bekanntlich die Samenadern und Nerven neben sich, die den Samenstrang bilden und gemeinschaftlich zum Bauchring und den Samenbläschen gehen. Bei der Castration dieser Thiere wird der Ueberrest des abgerissenen Samenstranges kleiner und magerer, aber dichter, als er vor der Castration war, und liegt zurückgezogen im Leibe verborgen. Da dieses Castriren aber gewöhnlich auf eine rohe Art mit gewaltsamem Reissen am Samenstrange geschieht, so wird der innere Theil des Samenstrangs von seinem Zusammenhange mit dem Zellstoff am Kreuzbein losgerissen, so daß nun eine kleine Spalte zwischen dem Samenstrang und dem Heiligbein in dem Darmfell entsteht, und die Fasern desselben schlaffer, zum Ausdehnen und Zerreißen geneigt an dieser Stelle von der Castration an verbleiben, und bei irgend einer Veranlassung das Netz mit einem Theil der dicken Gedärme, gemeiniglich des Grimdarms, aus der Bauchhöhle zwischen dem Rest des Samenstrangs und bei dem Heiligbein in die Zellhaut der vordern Beckenbekleidung tritt, da eingeklemmt wird, worauf Entzündung, Brand und Tod erfolgt, wenn nicht durch das einzige Mittel, die gleich zu beschreibende Operation, in Zeiten geholfen wird.

Die entfernte Ursache des Uebels oder die Anlage dazu liegt also in der auf rohe Weise durch Reißen unternommenen Castration dieser Thiere; die nächste Ursache aber ist dann eine übermäßige Anstrengung des Thiers beim Ziehen oder vielmehr Schieben, wobei das Thier den Hinterleib sehr anstrengen und nach vornen zu drücken bemüht ist, und dabei den Rücken so krümmt, daß es einen Buckel zu haben scheint. Dadurch werden alle Gedärme rückwärts und nach oben zusammen gepreßt, um so mehr, wenn das Thier so eben sich mit Futter angefüllt hat.*)

unter

*) Die Verhütungsmittel solcher Brüche und ihrer Einklemmung würden also darin bestehen: 1) daß die Castration nicht durch Reißen und gewaltsames Ziehen an den Samensträngen, sondern durch behutsames Unterbinden und Abschneiden unternommen wird; 2) daß diese Thiere nicht unmittelbar nach dem Futter zu schwerem Ziehen, und 3) überhaupt nie zu übermäßiger Anstrengung angetrieben würden.

Unter diesem Druck entsteht nun das Austreten der Gedärme an dem entweder schon beschädigten oder geschwächten Theil des Bauchfells, kurz an dem, der am wenigsten Widerstand zu leisten vermag. Aber möchte man fragen: warum entsteht dieser Bruch immer nur rechter Seits? — Wahrscheinlich, weil in der linken Seite der volle Wanst den meisten Raum wegnimmt, die Gedärme sich also in die rechte Seite zu lagern genöthigt sind. Daher man auch diese Seite die Hungerseite bei diesen Thieren zu nennen pflegt, indem man diese eher vertieft sieht, als die linke, welche vom Wanst immer ausgedehnt ist. Will man nun gewiß wissen, ob die Krankheit eines solchen Thiers wirklich von dem beschriebenen eingeklemmten Bruch herrühre, so muß der Thierarzt seinen mit Oel bestrichenen Arm mit zugespitzter Hand schraubenförmig in den Mastdarm des stehenden Thiers einbringen, und wenn er dann rechter Seits nach vornen im Mastdarm und nach oben eine Geschwulst fühle, die bald nur wie eine Welsche Nuß groß, bald etliche Faust groß ist, und von aussen her gegen den Mastdarm zu drücken scheint, sich heiß anfühlt und das Thier beim Berühren dieser Geschwulst Schmerz verräth, so ist es gewiß, daß hier der vorhin beschriebene eingeklemmte Bruch ist. Dieses Untersuchen kann man zu mehrerer Sicherheit wiederholen. Ist man nun völlig davon überzeugt, so kann dem Thier nicht anders, als durch eine Operation geholfen werden; aber man darf solche nicht über den dritten, höchstens vierten Tag aufschieben, und muß sie auf folgende Weise verrichten.

## Beschreibung der Operation des innern Bruchs der Ochsen.

Mit einem convexen Scheermesser werden die Haare in der rechten Weiche, welche man die Hungergrube zu nennen pflegt, abgeschoren. Alsdann bezeichnet man die Stelle, wo man einschneiden muß, auf folgende Weise: Man lege die rechte Hand so auf die Hungergrube, daß der kleine Finger die letzte Rippe derselben Seite berührt, der Zeigefinger gegen die Hinterseite des Bauchs gerichtet ist, die Spitzen aber gegen die Queerfortsätze der Lendenwirbel. Nun ziehe man eine senkrechte Linie nach der Richtung des äußern Randes des Zeigefingers mit einer Schreibfeder. Dann lege man die Hand horizontal so, daß der kleine Finger seiner Länge nach die Queerfortsätze der Lendenwirbel berührt, der Zeigefinger aber nach unten dem Bauch zu gerichtet, die Fingerspitzen hingegen nach dem Kamm des Darmbeins gerichtet sind. Alsdann ziehe man eine zweite horizontale Linie nach der Länge des Zeigefingers, so daß die beiden Linien einen rechten Winkel mit einander machen. Darauf lasse man das Thier aus dem Stall an einen hellen Ort bringen, und es auf ein weiches Lager von

Stroh

Stroh mittelst Stricken um die Füße geschlungen vorsichtig auf die linke Seite so niederwerfen, daß Menschen das Thier im Fallen unterstützen, damit es mehr niedergelegt als niedergeworfen wird. Im Liegen müssen die Hinterfüße so weit möglich von den Vorderfüßen entfernt werden und das Thier nur auf einer nach dem Kopfe zu etwas geneigten, hinten höheren, übrigens ebenen Fläche liegen, damit die Gedärme sich vorwärts ziehen. Die Gehülfen müssen nun darauf sehen, daß unter der Operation das Thier so fest und ruhig, wie möglich, gehalten werde. Besonders aber muß der rechte Hinterfuß so nach hinten gestreckt gehalten werden, daß die Haut an der einzuschneidenden Stelle angespannt wird. Dann stellt sich der Operateur hinter den Rücken des Thiers, so daß seine linke Seite nach der Vorderseite, seine rechte gegen die Hinterseite gerichtet ist. Zur Operation selbst hat er folgendes nothwendig: ein Scalpel, zwei gebogene Bistouri, ein convexes und concaves, eine gefurchte Sonde, zwei Pinzetten, eine Arterienzange oder Arterienhaken, einen Schusterpfriemen, etliche zweischneidige stark gebogene Nadeln und einen Nadelhalter, gedoppelte starke gewichste Faden, einige Schwämme und zwei Schüsseln, die eine mit warmem Wasser, die andere mit Wein und Wasser. Ehe der Arzt die Operation anfängt, fühle er nochmal durch den After nach, ob der Bruch noch an derselben Stelle ist, — denn es wäre möglich, daß er sich im Niederwerfen und unter den Bewegungen des Thiers nach einer andern Seite begeben hätte.

Nun macht er mit dem Scalpel einen drei bis viertehalb Zoll langen Einschnitt nach der vorher verzeichneten horizontalen Linie bis an die senkrechte Linie, so daß mit diesem Schnitt das Fell bis auf die erste Lage von Bauchmuskeln durchschnitten wird. Zieht man nun den Hinterfuß des Thiers etwas an, so werden die Wundlefzen sich von einander thun, daß man auf die Bandmuskeln sehen kann. Alsdann schneidet man mit dem convexen Bistouri die Muskellagen vorsichtig durch bis auf das Bauchfell, indem man mit den Schwämmen das ausfließende Blut immer wegwischt. Sodann wird das Bauchfell mit der Pincette in eine Falte gefaßt, diese in die Höhe gezogen und in solche mit Vorsicht horizontal, nicht mit senkrecht geführter Spitze, eingeschnitten, um keinen Darm zu verletzen *). In diesen Einschnitt wird entweder die Hohlsonde

*) Ob man gleich, wie das Einstechen in den Wanst bei der Trommelsucht lehrt, den Speisekanal des Rindviehes ohne große Gefahr verwunden kann, ja, wie andere Versuche lehren, in den Wanst eine so große Oeffnung machen darf, daß man mit der ganzen Hand eingehen, und das Fut-

sonde oder der Zeigefinger der linken Hand eingeschoben, und mit einem knopfigen Bistouri, wie das Pottsche, der Schnitt im Bauchfell nach der Richtung der ersten Schnitte erweitert. Fließt jetzt viel Blut, und ist ein Pulsadergefäß zerschnitten, so wird solches mit der Arterienzange oder dem Haken gefaßt, hervorgezogen, umstochen und unterbunden. Dann bringt der Operateur seine in Oel getauchte linke Hand durch die Wunde von vornen nach hinten gegen den eingeklemmten Bruch. Ist er in dem Aufsuchen desselben noch nicht geübt, so darf er nur einen Gehülfen seine Hand in After des Thiers bis zur Bruchstelle bringen lassen, so wird der Operateur um so leichter fühlen, wo der Bruch ist. Wenn er nun an die Stelle gekommen ist, ergreift er mit dem Daumen und Zeigefinger den Samenstrangsrest so, daß der Zeigefinger oben gegen die rechte, der Daumen gegen die untere linke Seite gerichtet ist, und zieht ihn gegen sich an, daß dieser Rest frei wird. Sobald dies geschehen ist, gehen auch die übrigen eingeklemmten Theile in ihren Ort zurück, wenn mit den Fingern nur ein wenig nachgeholfen wird. Ist die Einklemmung gehoben, so zieht der Operateur seine Hand zurück, und näher num das Bauchfell durch die sogenannte Kürschnernath zusammen, mit der Vorsicht, daß von Netz und Gedärmen nichts mit gefaßt wird. Die Bauchmuskeln werden nicht zusammen geheftet, aber die Haut, wozu dann der Pfriemen neben den Nadeln gebraucht wird, wenn die Nadeln mittelst des Nadelhalters nicht allein zum Durchstechen hinreichen. Ist auch die äußere Hautwunde auf diese Weise geschlossen, so wird sie mit Wein und Wasser abgewaschen, und mit Leinwand, worauf Digestivsalbe gestrichen ist, bedeckt. Nun befreit man das Thier von seinen Banden, hilft ihm auf, bedeckt es im Stall mit Decken und bindet es so, daß es weder die Wunde belecken, noch reiben kann. Dem Thier wird nun ein mäßiges und trockenes Futter und laues Wasser, in welchem etwas Salpeter aufgelöst ist, zu saufen gegeben; besonders aber darauf gesehen, ob das Thier bald mistet. Geschieht es nicht bald, so giebt man ihm ein Klystier von Leinsamendecoct oder von Chamillendecoct mit Lein- oder Mohnöl. Diese Klystiere werden wiederholt, wenn das Thier große Hitze bekommt, und wenn sein Puls hart wird, ein Pfund Blut gelassen. Gemeiniglich ist die Wunde in 8 bis 14 Tagen geheilt, und das Thier

Futter, womit solcher überfüllt ist, herausnehmen kann; so ist es doch nicht rathsam, den schon in hohem Grade entzündeten eingeklemmten Darmkanal zu verwunden.

Thier kann dann wieder zu allen Arbeiten gebraucht werden; nur erfordert die Klugheit, es nicht gleich anzustrengen.

Niemals sah der erste Unternehmer dieser Operation einen Ochsen daran sterben, wenn sie nicht zu spät unternommen wurde, da Netz und Gedärme schon brandig waren. Niemals durfte bei einem auf diese Weise curirten Ochsen die Operation zum 2ten Mahl unternommen werden, und Herr Leypold hat auf diese Weise ungefähr zweihundert Ochsen operirt, worunter nur bei zweien bis dreien zu spät operirten die Cur vergeblich war, die übrigen alle wurden auf solche Weise gerettet.

---

# Anweisung,

## das so berühmte englische Heilungspflaster zu machen.

Man nimmt zwei Unzen Hausblase, die man klein zerschneidet, und in einem Maaß heißen Wasser, während zehn bis zwölf Stunden, ganz zergehen läßt. Wenn dies geschehen, setzt man die Masse auf ein gelindes Feuer, und wenn man sieht, daß sich die Hausblase ganz aufgelöset hat, so drückt man selbige durch ein leinen Tuch. Hierauf nimmt man eine Elle dünnen schwarzen Taffent, den man rund herum mit Band einfaßt, damit man ihn desto fester in einem Rahm ausspannen könne. Wenn dieses geschehen, so streicht man die Hausblase mit einem Pinsel warm auf den Taffent, und läßt es bei einem gelinden Feuer trocknen. Sobald es trocken ist, wiederholt man das Ausstreichen, und dieses geschieht so oft und so lange, bis die Hausblase alle verbraucht ist. Wenn dieses geschehen, so überstreicht man den Taffent zweimal mit Peruvianischem Balsam; und so ist das Pflaster fertig, welches man, sobald es trokken ist, in Stücken zerschneidet und kleine Rollen davon macht.

---

Hannoversches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 12ten August 1811.

## Noch eine Antwort
auf die im 63sten St. des Hannov. Magazins vom Jahre 1810 geschehene Frage:

### Ob in hiesiger Gegend mit Vortheil Kümmel gebauet werden kann?

Die Frage bejahe ich, weil ich es versucht habe. Ich trat vor 5 Jahren einen Garten auf Ostern an, darin war der Mittelgang mit Buchsbaum eingefaßt, diesen warf ich heraus und säete drei Wochen vor Ostern eine Reihe Kümmel; davon hatte ich das erste Jahr eine grüne Einfassung und die übrigen Jahre eine reiche Erndte. Verschiedene Stellen waren ausgetrocknet, da säete ich welchen nach, der gieng zwar auf, verschwand aber wieder, ohne zu tragen; er muß also vor oder gleich nach Ostern gesäet werden.

Wenn aber der Kümmel mit Vortheil gebauet werden soll, so muß er, da er das erste Jahr nicht trägt, zugleich mit Anis und dergleichen gesäet werden.

Ich will, da ich mehrere Versuche mit dem Anbau gemacht habe, die Sache ausführlich darstellen.

Wenn die Erde offen ist, nimmt man 3 Wochen vor Ostern die Bestellung vor. Nämlich 1 Morgen Land, das heißt, wo 2 Hmt. Korn einfallen, wird gut gedüngt. Der Acker muß aber nicht am Berge und nicht zu naß liegen, auch nicht ganz sandig seyn. Kuh- und Schafmist ist besser als Pferdemist; es müssen aber wenigstens 4 bis 5 zweispännige Fuder Mist darauf, weil das Land 2 Jahre tragen muß. Auf einen Morgen schickte ich 8 Frauenspersonen, einen Tag zu graben, und eine Mannsperson, die egal säete. Das Land muß von Quecken wohl gereinigt werden, weil es sonst zu viel zu gäten giebt. Wenn Erdnüsse im

 Lande

Lande liegen, so müssen sie ebenfalls ausgesucht werden. Der Säemann muß erst säen und dann harken.

Zum besäen eines solchen Stücks Landes nimmt man 3 Pfund Kümmel, 3 Pfund Anis, 1½ Pfund gelben Rübesaamen (keine Karotten, weil die so dick nicht werden), 4 Loth weißen Rübesaamen, ¼ Pfund Spinatsaamen, 1 Loth Kopfsalatsaamen. Dieses alles wird wohl durch einander gemenget und eingesäet, so hat man hievon gleich im Frühjahre Futter für die Kühe, denn es wächst früher heran, als im Garten. Es muß aber dieses so besäete Land geschont und nicht mit Schuhen darauf getreten werden.

Der Anis ist ein hartartiges Gewächs, wird wenig über einen Fuß hoch und vor Jacobi reif, wenn es nicht zu viel regnet, während er in der Blüte ist. Man erhält oft von einem solchen Morgen über 3 Centner. Wenn er gelbbraun ist, muß er gezogen und auf Kiepen nach Hause getragen werden; dann wird er auf dem Boden aus einander gesetzt, oder in kleinen Bunden aufgehangen. Wenn er trocken ist, wird er in Laken auf die Dröschdiele getragen und gedroschen, ordentlich geworfen und rein gemacht. Hiebei ist zu bemerken, daß der Kaff auch gut zum Destilliren ist, und ich habe oft für einen gehäuften Scheffel 12 bis 16 Ggr. erhalten.

Ist der Anis weg, so breiten sich die gelben Wurzeln recht aus, und man hat im Herbst auf einem Morgen, ohne die kleinen Wurzeln zu rechnen, 3 bis 4 Wispel geerntet. Diese sind nicht allein gut zum Füttern, sondern der Saft derselben dient auch zu Syrup. Sie müssen aber nicht mit dem Spaden gerodet werden, sonst wird dem Kümmel geschadet. Man hat dazu gewisse kleine Maschinen von Eisen, damit wird an der Rübe herunter gestochen und sie vollends herausgezogen.

Um diesen Morgen Land werden den 10ten oder 12ten Mai zwei Reihen weiße Vitsbohnen, die man Magdeburger Bohnen nennt, gepflanzt; man kann auch längliche Krupbohnen nehmen. Wenn dieselben nicht grün gepflückt werden, so erntet man davon einige Himten. Man kann auch eine Ecke mit rothen Rüben bepflanzen, welche sehr dick werden.

Dann ist der Kümmel hiernächst wieder die erste Ernte von demselben Lande; er muß aber sehr in Acht genommen werden, daß im Winter oder Frühjahr keine Schweine darauf kommen, weil diese die Wurzeln sehr gern fressen.

Der Kümmel wird gezogen, wie Flachs. Man läßt ihn in Gebunden 3 bis 4 Tage in Stiegen stehen; dann wird er zu Hause gefahren und gedroschen. In den Wagen muß ein

Laken

Laken gelegt werden, denn sonst geht zu viel davon verlohren. Das Stroh ist zu nichts als zum Brennen und Streuen gut.

Wenn nun der Kümmel abgeerntet ist, wird das Land tief umgepflügt, und darauf weißer Rübesaamen gesäet; wovon man einige vierspännige Fuder um Michaelis ärnten kann. Zuvor müssen aber die Kümmelwurzeln herausgesucht und entfernt werden, welche ein sehr gutes Futter für Schweine und Kühe sind, nachdem sie gewaschen und gestoßen worden; auch einige Pferde fressen sie auf dem Heckſel.

Wenn dieses Land im Herbst etwas gedüngt und zweimal gepflügt wird, kann es doch Weitzen und Winterrocken tragen.

Wer auch beim Mangel eigener Länderei zu solchem Kümmelbau einen Morgen von Ostern bis zweiten Michaelis miethet, wird Vortheil dabei finden.

Celle.

Witwe Thielen,
gebohrne Hieronymi.

---

## Ueber den Einfluß des Mondes auf die Witterung und auf das Gedeihen der Pflanzen.

Die Meinung von dem Einflusse des Mondes auf unsere Witterung ist bei den nördlichen Völkern sehr alt und allgemein. Sie sahen, daß das Wetter in ihren rauhen Gegenden sehr wenig beständig war, und sehr oft und plötzlich ohne eine sichtbare Ursache abwechselte. Zugleich wurden sie gewahr, daß auch der Mond seine Gestalt beständig veränderte; es war also kein Wunder, daß sie glaubten, die eine dieser Veränderungen sey die Ursache der andern. Dieser Schluß war bei dem Lichtwechsel des Mondes um desto natürlicher, da man die wahre Ursache dieser Erscheinung nicht kannte. Hätte man erwogen, daß auf eine merkliche Veränderung der Gestalt des Mondes nicht allemal, sondern nur zuweilen, eine merkliche Veränderung des Wetters erfolgte, so würde man gewiß zu zweifeln angefangen haben, daß die eine von der andern verursacht werde. Allein diese Art zu schließen war theils für unwissende Menschen zu fein, theils half man sich dadurch, daß man gewisse andere unbekannte Nebenursachen annahm, welche die Wirkungen des Mondes zu-

zuweilen schwächen sollten. Und da man hauptsächlich vier verschiedene Abwechselungen am Monde erblickte, nämlich die zwei Viertel, den Vollmond und das Neulicht, so war es natürlich, daß man sich auch einbildete, die Hauptveränderungen des Wetters müßten auf eine oder die andere dieser vier Hauptgestalten des Mondes erfolgen.

In kurzem gieng man noch weiter. Die Unwissenheit in den wahren Grundsätzen des Ackerbaues und der offenbare Einfluß der Witterung auf das Gedeihen der Gewächse machten, daß man dem Monde auch die Aufsicht über die Aecker und Gärten einräumte. Wollten einmal die Erbsen, auch bei einer guten Zurichtung des Ackers, nicht gerathen, so schob man die Schuld auf den Mond. Man fand zwischen dem Monde und den Erbsen die größte Aehnlichkeit. Der Mond leuchtet bald mit vollem Lichte, bald ist er des Lichts ganz beraubt; eben so haben die Erbsen bald viel, bald wenig Schoten. Man glaubte also, daß die im Neulicht gesäeten Erbsen wenig Frucht ansetzten, und daß man im Vollicht säen müsse, wenn man viele Schoten haben wolle. Diese Art zu schließen ist wenigstens der Unwissenheit und Bequemlichkeit des gemeinen Landmanns angemessen. Man darf dabei nicht nach den wahren Ursachen eines mißlungenen Versuchs forschen; man schiebt die Schuld auf den Mond und beruhigt sich.

Nachdem man einmal diese Grundsätze angenommen hatte, so unterstand sich weder der Gärtner zu pflanzen, und zu pfropfen, noch der Landmann zu säen, ohne vorher in dem Kalender nachzusehen und sich die Gestalt des Mondes bekannt zu machen, ja selbst in vielen andern häuslichen Verrichtungen fragte man den Kalender und den Mond um Rath. Ist eine Thorheit erst allgemein geworden, so fehlt es nie an Leuten, welche davon Vortheil zu ziehen suchen, und sie so viel möglich unterhalten. So gieng es auch mit diesen Vorurtheilen in Ansehung des Mondes. Leute, die sich einer besondern Kenntniß des Einflusses der Gestirne rühmten, brachten die ungereimtesten Thorheiten in ein förmliches System, wußten ihnen dadurch ein Ansehen zu geben und sie um desto mehr auszubreiten, je mehr solches ihr eigener Vortheil erforderte.

Lange fand dieses lächerliche astrologische Gewebe einer verwirrten müssigen Einbildungskraft in Europa Beifall. Endlich breitete sich das Licht der Wissenschaften immer mehr aus und vertrieb den dicken Nebel des Vorurtheils und des Irrthums. Man fing an, Versuche zu machen; man fragte nicht mehr den Astrologen und den Kalender, sondern die Natur um Rath, und da fand man das, was man nothwendig finden mußte, daß der Mond an allen den Wirkungen im Feldbau und der Gärtnerei,

nerei, die man ihm so lange beigelegt hatte, völlig unschuldig sey. Schon im vorigen Jahrhundert gab de la Quintinie, Gärtner Ludwigs XIV., sich alle ersinnliche Mühe in dieser Sache; er machte sehr viele Versuche und wurde endlich durch die Erfahrung völlig überzeugt, daß der Mond nicht den geringsten Einfluß auf den Gartenbau habe.

Eben dergleichen Versuche haben viele andere verständige und geschickte Männer nach der Zeit gemacht, und der Erfolg ist eben derselbe gewesen. Indessen ist die Schwäche des menschlichen Verstandes und der Hang desselben zu Vorurtheilen so groß, daß selbst noch jetzt, nachdem man bereits durch so viele genaue Versuche die Nichtigkeit des Vorgebens von der Herrschaft des Mondes über den Garten- und Feldbau dargethan hat, dennoch diese Einbildung nicht nur bei dem gemeinen Manne häufig statt findet, sondern auch wohl bei Männern, denen man sonst Einsicht und Belesenheit nicht absprechen kann. Noch viel größer aber ist die Zahl derjenigen, welche dem Monde noch immer die Hauptveränderungen der Witterung zuschreiben, ob man gleich dieses nicht von unserm Jahrhundert vermuthen sollte.

---

## Etwas über die Verbesserung der Wiesen.

Ueber die wirksamsten Mittel, den Gras- und Heuertrag der Wiesen zu erhöhen, gehört das Düngen oder Begeilen derselben. Es ist erstaunlich, sagt der Herr Oekonomie-Inspektor Pohl in seinem Buch über das Verjüngen der Wiesen (Leipzig 1810), welche Fruchtbarkeit diejenigen Wiesen äußern, welche alljährlich oder ein Jahr um das andere, oder wohl erst im 3ten, 4ten, 5ten bis 6ten Jahre einmal durchgedüngt werden. Ein so begeilter Wiesengrund lohnt dann freilich auch besser, als ein daneben liegender nicht begeilter, viel größerer.

Schon die Griechen und Römer kannten den Nutzen der Wiesendüngung. Columella bediente sich dazu des Urins, den er sechs Monate lang aufbewahrte und so in Fäulniß setzte. Nach Varro's Zeugniß brauchten die Römer den Mist von Vögeln zur Wiesendüngung, und schrieben dem Miste der Drosseln, welche sie in besondern Häusern heerdenweis hielten, eine besonders große Wirkung zu.

Medicus, in seinem Buche über die wahren Grundsätze des Futterbaues, rühmt den obern Theil von Schwaben in Hinsicht der Wiesendün-

düngung. „In diesen glücklichen Gegenden", sagt er, „ist dem Landmanne nichts wichtiger, nichts angelegener, als bei dem ersten Froste Dung auf seine Wiesen zu führen, und denselben hernach darauf zu verbreiten. Merkwürdig ist es, daß diese Wiesendüngung in dem Mittelpunkt des obern Theils von Schwaben sehr beträchtlich ist, nach den Grenzen zu aber immer mehr abnimmt, daher man z. B. nach Donauwerth zu und Stuttgard den Dung auf den Wiesen sehr sparsam, in den dazwischen gelegenen Gegenden dagegen oft in der Dicke von sechs und mehr Zollen auf den Wiesen antrifft. Mit anfangendem Frühlinge wird das übriggebliebene dieses Dunges (Mistes) wieder von den Wiesen abgeharkt und in die Dungstätte zurückgeführt, wenn das Uebriggebliebene meist Stroh ist, oder wenn der Dung noch nicht völlig ausgesogen worden, auf den zu düngenden Acker gebracht." Er bemerkt dann ferner, daß durch dieses Düngen der Ertrag der Wiesen nicht nur außerordentlich erhöhet, sondern das Gras auch kräftiger und nahrhafter wurde. Der beträchtliche Viehhandel, der diese Gegenden zum Wohlstande erhebt, beruht vorzüglich auf diesen Wiesenbedüngungen. Kein Aufwand, keine Mühe bezahlt sich auch schneller, als diese Düngung; denn der Eigenthümer kann gleich den künftigen Sommer darauf die ergiebigsten Heuärnten machen, seinen Viehstand mit Futter reichlich versorgen, ungleich mehr und bessern Dünger machen, und dadurch seine Getreidefelder ebenfalls in größern Ertrag setzen.

Im Altenburgischen und sonst benutzt man, wie Herr Pohl bemerkt, vorzüglich die Mistjauche zur Begeilung der Wiesen, besonders der naheliegenden. Man trägt sie entweder in Zobern, oder fährt sie in besonders dazu eingerichteten Maschinen zu allen Zeiten dahin, besonders aber im Herbst und Frühlinge, im Sommer aber nur nach abgebrachtem Heue, wenn der Stoppel noch neu ist. Zu dieser Zeit pflegt man sie auch wohl mit Wasser zu verdünnen, theils um das Versengen zu verhindern, theils aber auch, um weiter damit zu reichen.

Wer mit dieser Mistjauche seine Wiesen alle Jahre, oder wenigstens ein Jahr um das andere durchdüngen kann, wird schwerlich nöthig haben, sich nach einer andern Kulturart der Wiesen umzusehen. Sie werden von Jahr zu Jahr reichlichere Heuärnten geben und vollkommener werden.

Außerdem empfiehlt Herr Pohl die Düngung der Wiesen mit Mergel, Gyps und andern kalkhaltigen Mineralien. Den Mergel zählt er absichtlich zu den Begeilungsstoffen, wiewohl er auf Feldern mit größerem Rechte nur unter die Erdverbesse-

rungs-

rungsstoffe pflegt gezählt zu werden. Bei der Wiesendüngung wird der Mergel in Verbindung mit den vorgefundenen vegetabilischen Theilen mehr oder weniger zum Dünger, oder giebt wenigstens Gelegenheit, daß jene in den Zustand des Düngers übergehen und wirken. Auch Teichschlamm und Torfmoore geben einen guten Dünger. Nur ist bei letzteren Behutsamkeit nöthig, weil zuweilen Stoffe darin vorhanden, welche dem Wachsthum ungünstig sind.

---

## Benutzung der Torfasche als Düngungsmaterial.

Bei der großen Menge des Torfs, der verbrannt wird, ist es zu verwundern, daß man von dem reichen Abfall seiner Asche noch keinen ausgebreitetern Nutzen gezogen hat. In England, wo man durch die große Masse der Steinkohlen nicht in die Nothwendigkeit gesetzt ist, Torf brennen zu müssen, ist die Torfasche als Düngungsmaterial sehr geachtet; so daß man den Torf in besonders dazu eerichteten Oefen blos aus dem Grunde zur Asche verbrennt, um sie zur Obenaufdüngung zu benutzen. Man beobachtet dabei die Vorsicht, die flammende Verbrennug nach Möglichkeit zu verhüten, weil man gefunden hat, daß sonst die Asche weniger günstig wirkt; welches wohl allein seinen Grund darin hat, daß dann eine Menge Kohlenwasserstoff darin angehäuft bleibt, dessen düngende Wirkung nicht bezweifelt werden kann. Jene Vorsicht ist freilich beim Brennen des Torfs in unsern Oefen nicht zu beobachten, weil es hier darauf ankommt, die Hitze, welche während dem Brennen desselben ausströmt, möglichst zu benutzen, so wie den Geruch, den der Torf bei nicht gut ziehenden Oefen verbreitet, zu vermeiden.

Aber auch die in unsern Oefen gewonnene Torfasche ist nicht ohne Werth als Düngungsmaterial. Sie enthält, besonders dann, wenn sie frisch angewendet wird, ein Gemenge von Schwefelkalk, von ätzendem Kalk, von Gyps, von Küchensalz und von salzsaurem Eisen. Vermöge des Aetzkalks und des Schwefelkalks ist sie geschickt, dem im Ackerlande vorkommenden sauren und unwirksam gewordenen Humus aufs neue zur Vegetation zu beleben, und der Schwefelkalk wirkt in diesem Zustande als Düngungsmaterial. Vermöge des salzsauren Eisens disponirt sie den Erdboden, eine große Masse Sauerstoff aus dem Dunstkreise einzusaugen, wodurch die Saamen, so wie die

die Pflanzenwurzeln, belebt werden. Ja sie enthält selbst eine bedeutende Portion thonige Erde eingemengt, die, wenn sie auf sandigen Acker gebracht wird, seine bindende Kraft vermehren kann.

Der Städter gebraucht die Asche nicht, der Landmann könnte sie, wenn er mit seinem Wagen nach dem Dorfe fährt, unentgeldlich erhalten und mitnehmen, und so einen wesentlichen Nutzen daraus ziehen. Auch schon denn, wenn die Torfasche nicht untergepflügt wird, wenn man sie nur auf Wiesen, auf Kleefeldern u. s. w. blos oben auf schüttet, ist der Vortheil, den sie bringt, nicht zu verkennen.

Sie wirkt freilich nicht ganz so, wie die Holzasche, aber man hat sie auch umsonst, dagegen die Holzasche einen bedeutenden Werth besitzt.

L. F. E. D.

---

## Anekdote.

Anton van Dyk war bekanntlich der geschickteste unter Rubens Schülern. Eines Tages, als dieser berühmte Künstler einen Spaziergang machte, schlichen van Dyk und seine Kameraden in sein Kabinet, um ihm daselbst die Manier abzustehlen, wie er seine Entwürfe machte und vollends ausmalte. Indem sie näher hinzutraten, um ein noch unvollendetes Stück recht genau zu betrachten, fällt einer von ihnen auf das Gemälde, und wischt den Arm der Magdalena und das Kinn der Maria aus, welche Rubens eben fertig gemacht hatte. Die jungen Leute geriethen hierüber in die äußerste Angst. Endlich überredeten sie van Dyk, zu versuchen, ob er das Ausgewischte wieder herstellen könne. Dieser wagte es, und es gelang ihm so gut, daß Rubens den Tag darauf, als er seine gestrige Arbeit besah, im Beiseyn der Scholaren sagte: Der Arm und der Kopf sind nicht das schlechteste, was ich gemacht habe.

Hannoversches Magazin.

33tes Stück.

Montag, den 19ten August 1811.

## Etwas über Reinlichkeit.

Mundus erit, qui non offendet sordibus, atque
In neutram partem cultus miser.

Hor.

Die Liebe zur Reinlichkeit ist, wenn wir auch nur ihren wohlthätigen Einfluß auf Gesundheit und Moralität erwägen, eine so vortreffliche Eigenschaft, daß wir sie bei der Beurtheilung und Würdigung nicht nur einzelner Menschen, sondern auch ganzer Völker, mit Recht mit in Anschlag bringen. So wie Luxus und ausschweifende Prachtliebe sichere Zeichen der Entartung einer cultivirten Nation sind, welche sie, wenn nicht durch den Ernst weiser Gesetze und sittlicher Religion der Strom der Ueppigkeit zeitig gehemmt wird, über kurz oder lang dem Verderben und Untergange zuführen; so kann man, dünkt mich, auf der andern Seite Mangel an Liebe zur Reinlichkeit, als ein gewisses, ja als ein charakteristisches Merkmal des niedrigen Standes eines Volks auf der Stufenleiter der Cultur annehmen.

Wenn Capitain Cook *) von den Einwohnern aus Nutka Sund oder der westlichen Küste von Amerika erzählt, daß in ihren Dörfern und Häusern die größte Unordnung herrsche, und letztere voller Unflath und Gestank seyn; daß sie ihre Körper beständig mit einer Farbe von groben, leimichten Ocher und Oel einreiben, wovon ihre Kleider fetten Schmutz und ranzigen Geruch erhal-

*) S. dessen dritte Entdeckungsreise in das stille Meer und den Nordpol hinauf.

halten rc. — so frage ich, wem ist es möglich, sich diese Küstenbewohner als eine verfeinerte Nation vorzustellen? Würden wir nicht einen Reisebeschreiber, der uns nach einer solchen Schilderung der Aussenseite eines Volks, von hoher Geistes- und Herzenscultur desselben Vieles vorsagen wollte, auslachen, oder sein Buch, als einen schlecht componirten Roman, mit Unwillen zur Seite legen? Der gerade und gesunde Menschenverstand läßt sich so grob nicht täuschen; er sieht, wenigstens im Allgemeinen, eckelerregende Unreinlichkeit des äusseren und feine Politur des innern Menschen als unvereinbare Dinge an, und wenn er es in einzelnen Fällen anders findet, so stutzt er vor der unerwarteten Erscheinung.

Denken wir uns den Zustand unserer Städte in den ältern Zeiten, wie ihn die Geschichte darstellt, wo hohe Ringmauern einen Haufen unregelmäßig gebaueter, mit Stroh bedeckter, beräucherter Hütten einschlossen, worin Menschen und Vieh bei und durcheinander lebten, wo beständig Mist und Koth, statt eines reinlichen Steinpflasters, die engen dunkeln Gassen erfüllten, so schließen wir davon mit Recht auf einen ärmlichen Geisteszustand unserer Vorfahren, und uns wandelt ein herzerhöhendes Gefühl bei dem Gedanken an, daß wir uns unter Leitung weiser Regierungen und einer bessern Polizei aus solchem Zustande glücklich emporgearbeitet haben. Man freuet sich auch, wenn man Dörfer findet, welche anfangen, die städtische Reinlichkeit nachzuahmen, und bedauert, daß nicht allen Dörfern wegen ihrer Lage durch Anlegung von Chausseen ein mehr sauberes und lachendes Ansehen kann gegeben werden.

Reinlichkeit, im Geleite ihrer Schwester, der Ordnungsliebe, nicht aber Pracht und Ueppigkeit, sollte billig immer herrschender werden. Ein reinliches Haus, reinliche Wäsche und Kleidung, reine Luft rc., wie viel tragen sie nicht bei zur Erhaltung der Gesundheit, zum frohen Lebensgenuß, zu körperlicher und geistiger Vervollkommnung? Der Reinliche gefällt sich selbst in seiner Reinlichkeit, und er gefällt auch andern. Dieses Wohlgefallen ist edel, und sehr verschieden von dem Gefühl, das die Befriedigung der Eitelkeit und des Stolzes durch Schmuck und Pracht hervorbringt; es steht mit einer der wichtigsten Pflichten in Verbindung, nemlich mit der, daß wir uns Andern gefällig machen, und auch in unserm Aeußern die Würde der Menschheit darstellen sollen.

Tief verehre auch ich die Tugend im Kittel, aber ich wünsche, daß dieser Kittel nicht zu schmutzig sey. Der atheniensische Tonnenphilosoph, dem ich übrigens von seinem Ruhme nichts entziehen will, ist in dieser Rücksicht durchaus mein Mann nicht. Der niederträchtige Anzug war, in meinen Augen, das abgeschmackteste Pa-

radoxon dieses Sonderlings, und er würde wahrscheinlich durch manche seiner Lehren und Beispiel gebende Ausübung derselben weit mehr genützt haben, wenn er seine Tugend nicht in Lumpen gehüllt, und die Gesetze des Wohlstandes und der Ehrbarkeit weniger hintangesetzt hätte. Ich trete ganz der Meinung des Cicero bei, daß eine solche cynische oder hundische Denkungsart und Lebensweise schlechterdings verwerflich sey. *)

Das Hochgefühl, das unter dem strahlenden Feierkleide zu entstehen pflegt, mag immer, wenn es zu sehr in den Mienen, dem Gange und Benehmen hervortritt, dem Menschenkenner ein spöttelndes Lächeln ablocken; es ist doch erträglicher, als die hohe Selbstgenügsamkeit des Cynikers, die sich in einem lumpigen, bestäubten und schmutzigen Mantel brüstet. Die schmuck- und anspruchslose Reinlichkeit steht mit allgefälligem und liebenswürdigem Anstande zwischen den erwähnten beiden Extremen in der Mitte, und sie ist um so mehr schätzenswerth, da sie sowohl in der ländlichen Hütte als im Pallast wohnen, und ohne große Kosten unterhalten werden kann.

Man kennt zwar große Männer, deren Talente und Thaten bewundert werden, welche in Ansehung ihrer Kleidung und überhaupt ihres Aeussern eine große Sorglosigkeit zeigten, und wohl gar die geziemende Reinlichkeit vernachlässigten; aber die Beispiele solcher Männer sollte man billig nie zur Entschuldigung eigener Unreinlichkeit anführen. Wenn man bei den großen Geistesvorzügen derselben den gerügten Fehler übersieht oder leicht vergißt, so wird dies nicht bei Andern geschehen können, von denen oft nur die Aussenseite bekannt ist, und die vielleicht nichts geleistet haben und leisten werden, was die Aufmerksamkeit allein auf ihren innern Werth zu leiten vermögend wäre.

Die Aeußerung des berühmten oder vielmehr berüchtigten Spinoza gegen einen Staatsrath, der ihn in einem sehr schlechten Schlafrocke antraf, es sey: contre le bon sens, de mettre une enveloppe précieuse à des choses de néant, et de si peu de valeur, verrieth sehr viel Demuth, und mochte in der Lage und Verlegenheit, worin sich dieser unglücklich speculirende Philosoph befand, wohl passend und treffend seyn, aber ich würde sie auf keine Weise zu einer allgemeinen Regel umbilden.

Wäre auch, nach genauerer Untersuchung, alles, was man Wohlanständigkeit (decorum) nennt, nur ein



*) Cynicorum ratio, sagt dieser humane Römer, tota est ejicienda. Est enim inimica verecundiae, sine qua nihil rectum esse potest, nihil honestum. De offic. l. 1. c. 41.

ein schöner Schein, so hat man, dünkt mich, doch große Ursache, diesen Schein nicht wegzuraisonniren, sondern ihn als ein Zeichen, das wenigstens auf Achtung für Menschenwerth deutet, sorgfältig beizubehalten, damit nicht Niederträchtigkeit, die Mutter so vieler Laster, die Oberhand gewinne.

Nach meiner Meinung darf der Mangel an Reinlichkeit nie durch einen ihn begünstigenden Grundsatz, sondern lediglich durch die unumgängliche Nothwendigkeit der Umstände entschuldigt und gerechtfertigt werden. Es giebt Handthierungen und Gewerbe, welche ihr große Hindernisse in den Weg legen, und es wäre unbillig und thöricht, wenn man z. B. von Ackerleuten, Schornsteinfegern, Schustern ꝛc. verlangen wollte, daß sie nie beschmutzt erscheinen, daß ihre Kleidung, Gesicht und Hände, ihre Wohnzimmer und Hausgeräth stets rein seyn sollten. Indessen läßt sich doch nicht läugnen, daß auch bei dieser Classe nützlicher Unterthanen ein gewisser Grad der Reinlichkeit Statt finden und unterhalten werden kann. Ist der Sinn für diese Tugend zum Beispiel in einem Bauerhause einheimisch, so wird man ihn, ohngeachtet der eintretenden Hindernisse, auf vielfache Art, und wenn auch nicht alle Tage, doch wenigstens am Sonntage ans Licht treten sehen. Die reinliche Bauerfrau wird fleißig Tische und Bänke scheuern, das Wohnzimmer ausfegen und lüften, die Jacken und Kittel des Mannes waschen; und dieser wird sich nach vollendeter Arbeit in seiner erneuerten Tracht und im gesäuberten Zimmer heiterer und glücklicher fühlen. Es bedarf oft nur eines Blicks in eine Wohnung, um wahrzunehmen, ob der Geist der Reinlichkeit darin walte oder nicht. Ist die Hausfrau säuisch, so wird diese Denkungsart sich dem ganzen Hauswesen mittheilen; man wird sie nicht nur an ihr selbst, sondern auch an ihren Kindern, Gesinde, und an allem, was um sie ist, bald erkennen. Ueberhaupt ist die Reinlichkeit dem zweiten Geschlechte ganz vorzüglich zu empfehlen. Man findet Frauenzimmer, die sich, so lange sie unverheirathet sind, nett und wacker halten und kleiden, aber nachher, wenn sie Mütter werden, mehrere Gleichgültigkeit in Ansehung der Sauberkeit zeigen, und anfangen, sich zu vernachlässigen. Dieses ist nicht löblich und auch nicht klüglich; denn manche junge Frau setzt sich dadurch der Gefahr aus, einen Theil der Liebe ihres Mannes, der vielleicht viel Gefühl für Reinlichkeit hat, einzubüßen.

Bei Vielen ist eine fehlerhafte Erziehung die Ursache ihrer Unreinlichkeit. Wer im Schmutz aufgezogen ist, dem wird es nachher schwer, diesen Fehler abzulegen, weil er das Widrige desselben nicht fühlt. Die Gewohnheit hat auch hier, wie in so vielen andern Dingen, große Macht, zumal wenn sie durch Beispiele

spiele der Eltern oder Lehrer gleichsam autorisirt wird. Mag auch bei reiferem Alter der eigene Verstand sich über die Angewöhnungen erheben und das Bessere einsehen, so wird doch die alsdenn von Regeln und Vorsätzen ausgehende Reinlichkeit nicht natürlich genug und oft mangelhaft seyn. Um reinlich zu seyn, muß man Unsauberkeit nicht dulden können, man muß durch sie seine Sinne beleidigt fühlen, und sich ihrer schämen. Eltern und Erzieher können daher nicht Sorgfalt genug anwenden, um die Reinlichkeitsliebe in Kindern zeitig tief und fest zu gründen. Gutgeartete Kinder werden, wenn sie zu Verstande kommen, es ihnen herzlich danken, gesetzt daß sie auch mit militairischer Strenge dazu wären angehalten worden.

Unter allen Entschuldigungsgründen der Unreinlichkeit ist keiner, den der Menschenfreund mehr wegwünschen möchte, ungeachtet er wohl immer wird Statt haben müssen, als unverschuldete tiefe Armuth und Dürftigkeit. Der wirklich Arme, der Bettler, den das Schicksal niederdrückt, ist gewöhnlich zufrieden und muß zufrieden seyn, wenn er nur Lumpen hat, die seine Blöße decken, und eine elende Hütte, die ihn vor dem Ungestüm rauher Witterung schützt; Sinn für Reinlichkeit hat er nicht, oder er ist, wenn er ihn ja hatte, erloschen, oder doch nur wenig wirksam. Schlimm genug für ihn, daß sein eckelhafter Anzug ihm zum Mittel dienen muß, das Mitleid der Glücklicheren zu reizen, und darin seine kümmerliche Erhaltung zu finden.

Aber was soll man von denjenigen sagen, die sich durch Verschwendung und eine unordentliche Wirthschaft arm machen, oder die durch Befriedigung einer verwöhnten und alsdann zu viel fordernden Gaumlust, besonders durch den häufigen Genuß abgezogener, heißer Getränke Bettler werden, und das Gefühl für Rechtlichkeit und Wohlstand tödten? Man möchte in der That die Erfindung des Branntweins, der auf der Charte der allgemeinen Weltgeschichte leider neben der Erfindung der so nützlichen Buchdruckerkunst steht, verwünschen, wenn man die traurigen Wirkungen beobachtet, die der Dunst dieses Getränks auch in dieser Rücksicht in den Köpfen mancher Menschen hervorbringt. Der einmal durch den häufigen und beständigen Genuß desselben zur Armuth hinabgesunkene Verschwender opfert seiner Gaumlust am Ende Alles auf; er wird gleichgültig gegen die Urtheile anderer Menschen über ihn, vernachlässigt seine Aussenseite, wird schmutzig, unreinlich und eckelhaft.

Traurig ists, daß Trinker und Lüstlinge dieser Art sehr selten, weder durch Strafpredigten, noch durch

den

den Zwang der Gesetze, noch durch die juvenalische Geissel der Satire und Hogarthsche Lagergemälde bekehrt und auf die verlassene Bahn der Sittlichkeit und des Wohlstandes zurückgebracht werden.

Hannover. G. F. Koch.

---

# Ueber die Kleidertracht der Chinesen.

Die Chinesen zeigen in ihrer Kleidung und in ihrem Aeussern sehr viel Gefühl für den Wohlstand und die Sittsamkeit. Sie suchen in ihren losen, wallenden Gewändern den Umfang und die Gestalt ihrer Gliedmaßen fast ganz zu verbergen, und in dieser Hinsicht giebt es kaum einen Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern. Ihre Geberden und Stellungen sind von allem entfernt, was den nackten Umriß enthüllen könnte. Das chinesische Zartgefühl nimmt sogar daran Anstoß, wenn der Künstler die Menschengestalt nachbildet, wie sie nackt, oder nur mit solchen Kleidern erscheint, welche die Körperumrisse durchblicken lassen. Die Malerei und Bildhauerei sind dadurch, in so fern sie diese Gegenstände umfassen, in ihrer Vervollkommung gehemmt. Auch die Missionaire sahen sich dadurch gezwungen, ihre engen, kurzen europäischen Kleider, die man dort für unanständig hielt, mit der Tracht der Eingebohrnen zu vertauschen. Man liebt zur innern und äußern Kleidung die dunkle Farbe, die zu ihrer Anfrischung des öftern Waschens nicht bedarf. Die weiße Farbe ist bei ihnen die Farbe der Trauer. Das Linnenzeug, welchem Europa seine jetzige Freiheit von allen aussätzigen Krankheiten mit zu verdanken haben soll, ist bei ihnen noch wenig in Gebrauch. Die Mode übt wenig Herrschaft über die Chineser aus, Man behält dieselbe Kleidung bei, die sich für jeden nach seinem Stande schickt, oder zu der Jahrszeit paßt. Sogar bei den Trachten der Frauenzimmer findet wenig Abwechselung Statt, ausgenommen etwa in der Anordnung der Blumen in den Haaren oder des übrigen Kopfputzes. Sie tragen gewöhnlich über se denes Netzwerk, welches bei ihnen die Stelle der Leinewand vertritt, eine seidene Weste und seidene Unterbeinkleider, die bei kalter Witterung mit Pelz vorgestoßen oder gefüttert sind. Hierüber tragen sie ein weites atlassenes Gewand, welches sich in der

Mitte

Mitte reizend in Falten schlägt und mit einer breiten Binde zusammen gehalten wird. Jedes von diesen Kleidungsstücken ist insgemein von einer andern Farbe, durch deren Wahl und Abfall die Frauenzimmer vornehmlich ihren Geschmack beweisen. Wohlbeleibtheit halten letztere bei den Männern für eine Schönheit, aber bei ihrem eigenen Geschlechte für einen Fehler, und bestreben sich, schmächtig und schlank zu bleiben. Sie lassen die Nägel an ihren Händen wachsen, verringern aber ihre Augenbraunen bis auf eine Bogenlinie.

---

## Etwas über den Genuß der Gurken.

Die Gurken sind für die Meisten, besonders wenn sie als Sallat zubereitet werden, in den warmen Sommermonaten eine angenehme Speise; aber ihr Genuß bedarf Vorsicht, weil er leicht schädlich werden kann. Es wird nicht undienlich seyn, in Erinnerung zu bringen, was längst von Aerzten, z. B. von Zückert, darüber bemerkt ist.

Die Gurken haben eine wässerige und kühlende Natur, und sind schwerer als andere Gewächse zu verdauen. Für alte Leute, für schwache und kalte Magen sind sie daher keine gesunde Speise. Sie schwächen die bei solchen Personen ohnedies geringe Magenwärme immer mehr und mehr, folglich können sie von ihnen um so viel weniger verdauet werden, sondern verursachen bei ihnen ein kaltes, dickes und schleimiges Blut, woraus hernach Magen- und Leibesschmerzen, Aufstoßen, Blähungen, kalte Fieber, Durchfall und Ruhr entstehen können. Hingegen bezeugt die Erfahrung, daß die Gurken von Andern, denen es nicht an Wärme und Hitze des Magens gebricht, zur Sommerszeit ohne Schaden genossen werden. Es versteht sich dabei von selbst, daß man die Maaße im Genuß nicht überschreiten müsse. Sie sind aber nicht nur wohlschmeckender, sondern auch gesunder, wenn sie nicht so sehr ausgepreßt werden, weil sie in ihrem eigenen Safte sich eher auflösen, als wenn sie dessen beraubt und so zähe, gleichsam wie Leder, gemacht werden. Ueberhaupt erfordert der Gurkensallat einen guten Magen. Die wenigsten Menschen sollten ihn des Abends essen. Auf die Beschaffenheit des Oels, das dazu genommen wird, kommt auch viel an. Ist dieses verdorben oder ranzig,

zig, so kann der Sallat schwachen Magen noch weniger gut bekommen. Auch ist es gut, ihn mehr mit Salz als Pfeffer zu würzen. Bier gleich darauf zu trinken, ist nicht rathsam. Warm, wie Krautsallat zubereitet, sollen die Gurken gesund seyn. In Thüringen werden sie häufig so gegessen.

---

# Mittel

## zur Verhütung des Nachtheils, der von der Beschädigung der Hörner des Rindviehes entstehen kann.

Es ereignet sich zuweilen, daß ein Stück Rindvieh durchs Stoßen mit andern seines Geschlechts, oder auch durch andere Zufälle ein Horn verliert. Hiebei hat man Folgendes zu thun. Wenn das Mark noch stehen geblieben ist, so macht man eine Salbe aus Leinöl und Wagentheer, und beschmiert es damit. Sodann macht man einen spitz zulaufenden Beutel von Leinewand, beschmiert diesen inwendig ebenfalls mit der Wagenschmiersalbe, zieht ihn über das noch stehen gebliebene Mark her, und befestigt ihn am Kopfe, damit er nicht so leicht herunterfällt. Ist aber das Mark mit abgestoßen, so thut man von der eben genannten Salbe so viel auf die Wunde, und verbindet sie mit einem linnenen Tuche; denn ein Beutelchen kann man hier, da gar nichts mehr da steht, nicht mehr anbringen. Man muß übrigens dafür sorgen, daß weder die Luft auf die Verwundung wirken, noch die Fliegen dazu kommen können, weil dieses sonst von den übelsten Folgen seyn kann. *)

*) S. Dr. Joh. Chr. Gotthard's das Ganze der Rindviehzucht rc. Erfurt 1797.

Hannoversches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 26ten August 1811.

## Ueber die Gemsenjagd in der Schweiz.

Ueber die gefährliche schweizerische Gemsenjagd sind zwar schon in mehreren ältern sowohl als neuern Werken umständliche Nachrichten vorhanden, die aber viel Unwahres und Unrichtiges, höchst ungerechte und übertriebene Schilderungen enthalten, mit denen folgende ganz neue Beobachtungen und höchst interessante Nachrichten völlig im Widerspruche stehen. Sie sind ein getreuer kurzer Auszug aus des berühmten Herrn Pfarrers Steinmüller zu Rheineck äusserst interessanten und unterhaltenden Skizze von dem schweizerischen Gemsenjäger, welche sich im 2ten Bande der zu Winterthur herausgekommenen Alpina, einer Schrift der genauern Kenntniß der Alpen gewidmet, befindet. Wer nur einmal die hohen unersteiglich scheinenden Schweizergebirge gesehen hat, wo sich die Gemsen aufhalten, der wird es leicht einsehen, daß die Lebensart eines Gemsenjägers mit vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden ist; und dennoch fehlt es in allen gebirgigen Schweizer-Gegenden durchaus nicht an Leuten, die mit leidenschaftlicher Neigung diesem Berufe obliegen.

Die unerläßlichen körperlichen Eigenschaften eines Gemsenjägers bestehen in einem scharfen Gesichte, in einem freien, dem Schwindel nicht unterworfenen Kopfe, in sichern Füßen, und überhaupt in einem festen Körperbau, der Stürme und Ungewitter, Kälte, Hunger und Durst aushalten kann, und wobei sich zugleich eine gute Brust befindet, die das Bergaufsteigen erleichtert. Der Gemsenjäger muß sich überdies nicht scheuen, auf schlüpfrigen Schneefeldern zu gehen, und über Gletscher zu setzen, die viele Spalten haben; würde er nur einmal ausgleiten, so wäre — viel seltener nur heftige Verwundung — beinahe immer der unvermeidliche Tod alsdann sein trauriges Loos. Der Gemsenjäger muß endlich ein gu-

guter Schütze seyn, und vorzüglich gute Flinten besitzen.

Die Art der Gemsenjagd ist beinahe überall in der Schweiz die gleiche. — Mitten in der Nacht, ehe der Tag grauet, verläßt der Jäger seine Wohnung im Thale, und beginnt fröhlich in Hoffnung! seine gefahrvolle Reise. Sehr oft geht er schon des Abends vorher auf eine von den Alpen, welche sich in der Mitte desjenigen Gebirges befindet, dessen Gipfel er besteigen will, schläft einige Stunden in der dortigen Sennhütte, und erklimmt dann von da aus am frühen Morgen sein Ziel.

Die Rüstung des Gemsenjägers besteht in einer leichten Kleidung, in einem weißen runden, an der hintern Seite aufgeschlagenen Filzhütchen; in stark genagelten Schuhen, woran die die Fußeisen geschnallt werden. Diese Fuß- oder Gebirgseisen haben sechs bis acht Griffe, und auf denselben klettert der kühne Jäger bedächtlich und mühsam, aber furchtlos, über die steilsten Klippen, neben den scheußlichsten Abgründen, und eilt über hart gefrorne Schnee- und Eisfelder hinweg. — Die Jäger aus dem Gasterlande und im Canton Schwyz besteigen auch die kahlen Gebirge häufig mit entblößten Füßen, nachdem sie unten die Fußsohlen mit Tannenharz klebrig gemacht haben, und dasselbe von Zeit zu Zeit wiederholen.

Ueberdies ist der Gemsenjäger mit einem starken langen, unten mit Eisen beschlagenen Alpenstock, mit einer guten Flinte, mit Schießpulver und Kugeln, und bisweilen mit einem Perspektivchen versehen; und endlich hängt eine kleine Jägertasche an seinen Schultern, worin ein geringer Vorrath von Käse und Brod — und selten ein Fläschchen mit Wein oder Kirschengeist aufbewahrt ist.

Noch ehe die Sonne aufgeht, sucht der Gemsenjäger schon in den höhern und höchsten Bergregionen zu seyn, und mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit durchsieht er die Gegenden, die er durchwandert. Vorzüglich merkt er unterwegs darauf, ob ihm der Wind ins Gesicht oder auf den Nakken wehe, weil im letztern Fall die Gemsen seine Ankunft, sogar auf eine Viertelstunde, auswittern würden; er bedient sich dabei eines Haars, das er in die Luft hält, und je nachdem es sich einer Gegend zu neigt, je nachdem richtet er auch seinen Gang ein. Hat er in irgend einer Gegend eine Gemse auf der Weide oder an der Fährte, die der Fährte der zahmen Ziege ähnlich ist, verspürt, so wartet er entweder ruhig ab, bis sie sich von der Weide in das Gebirge zurückzieht, wo er ihr den Weg abschneidet, bei ihrer Herannäherung seine Flinte auf einen Stein legt, diese nach der Gemse richtet, und sie aus seinem verborgenen Hinterhalte wegschießt; oder er sucht sich ihr, und zwar mit Beobachtung des Windes, auf dem Bau-

che

che kriechend, schußweit zu nähern, und sie in dieser Lage zu erlegen. — Ist eine Mutter von ihrem Jungen weggeschossen worden, so springt dieses ängstlich um die Getödtete herum, berührt sie und verweilt öfters so lange bei ihr, bis ein zweiter Schuß auch dasselbe erlegt.

Jede einzelne Gemse für sich ist höchst furchtsam und äusserst wachsam; kaum wird dieselbe ein Paar Minuten weiden, so hält sie den Kopf schon wieder in die Höhe und durchschauet die Gegend und durchwittert die Luft, und die erste, welche etwas verdächtiges sieht oder hört, stampft mit den Füßen auf den Boden, und warnt die andern mit einem die Luft durchdringenden Pfiff, der so lange anhält, als es dem Thiere das Athemholen gestattet, worauf plötzlich die ganze Gesellschaft zusammenspringt und, als flöge sie davon, über die steilsten Felsen hinwegsezt.

Alte männliche Böcke halten sich nie bei den Gemsenheerden auf, sondern eine von den ältesten und größten weiblichen Gemsen führt dieselben an. Diese steht gewöhnlich höher als alle andern, auf einem Felsen, sieht sich sehr genau um, reckt die Nase öfters in die Höhe, um gegen den Wind zu riechen und auszuspähen, ob sich kein Feind nähere, wovon sie denn gleich die ganze Heerde durch ihr Pfeifen benachrichtigt.

Hat der Jäger eine Gemse erlegt, so weidet er sie aus, schwingt sie auf seinen Rücken, und kehrt damit nach Hause. Der getödteten Gemse werden, indem sie auf den Rücken gelegt wird alle vier Füße in die Queere gegen einander gesteckt, und bei den Knieen mit einem dünnen Seile zusammengebunden, worauf der Jäger eine solche Gemse mit den Füßen an seine Stirn hängt, so, daß der Körper hinten auf dem Rücken und auf dem Nacken aufliegt, und der Hinterkopf des Jägers zwischen den Füßen und dem Bauche der Gemse steckt. Damit der Kopf von ihr nicht hin und her wanke, so wird derselbe mit einem oder beiden Hörnern an einem Fuß angehenkt.] Hat der Jäger zwei Gemsen erlegt, so legt er beide auf eine ähnliche Weise gebunden übereinander. Die Flinte wird vermittelst der Riemen an die Füße angehängt, liegt hinten in die Queere auf der Gemse, und der Flintenriemen befindet sich vorne zwischen den Füßen und der Stirn des Jägers; und so geht der Schwerbeladene, sich mit beiden Händen an seinem Stocke haltend, auf seinen beschwerlichen Fußeisen, über die gefährlichsten Alpenwege, hinunter ins Thal.

Daß der Jäger sogleich nach dem Schusse der getödteten Gemse das noch warme gesalzene Blut aussauge, ist falsch und ungegründet.

Es ist unbegreiflich, was für ein zähes Leben diese Thiere haben, und wie schnell sie, wenn sie nicht tödtlich verwundet sind, wieder heil wer-

 den.

den. Eine Gemse, deren Hinterfüße ganz lahm geschossen sind, kann auf den vordern unbegreiflich schnell über kahle Gebirge und Eisfelder hinunter oft halbe und ganze Stunden lange Strecken fortrücken. Bisweilen springt auch eine angeschossene Gemse nur noch eine Strecke weit; blutet sie, so geht der Jäger der Blutspur nach, und findet sie alsdann nicht selten verblutet und entkräftet auf der Erde liegen; hat er aber keine Blutspur, so ist sein Suchen gewöhnlich umsonst. — Wenn eine angeschossene Gemse noch nicht völlig todt ist, so wird ihr eine zweite Kugel durch den Kopf geschossen. Frägt man einen Gemsenjäger, warum man sie, wenn sie noch einiges Leben zeigt, nicht todtschlage, so antwortet er mit Jägerstolz: „Des Jägers Recht ist, eine Kugel durch den Kopf, bis sich das Thier nicht mehr regt, das andere nennt man morden!"

Oefters geschieht es auch, daß, wenn eine Gemse von einer steilen Felsenwand heruntergeschossen wird, sie in die darunter sich öffnenden Abgründe stürzt, in Stücke zerfällt, oder daß ihre Eingeweide im Leibe zerplatzen, wodurch dann der starkriechende grüne Koth auf die unglaublichste Weise in alle, sogar in die äussersten Theile des Körpers getrieben wird, so, daß dem Jäger oft nichts mehr davon übrig bleibt, als die bloße, oft noch zerfetzte Haut. Die Bemerkung, daß der Jäger bisweilen wegen der Beschwerlichkeit des Rückweges das Fleisch zurücklasse, und nur die Haut nach Hause trage, ist falsch.

Bisweilen gehen auch zwei oder drei Jäger auf die Gemsenjagd los, wo sie selbige dann durch eine Art Klopfjagd zu erlegen suchen. Die Schützen stellen sich oben in die Höhe, dem Winde entgegen, und besetzen diejenigen Pässe, wo sie vermuthen, daß die Gemsen vorbeikommen, indem ein Treiber von unten dieselben aufwärts zu jagen sucht, und seinen oberen Collegen durch Pfeiffen von Zeit zu Zeit seine weitere oder nähere Entfernung bekannt macht, welche ihm abwechslungsweise auf gleiche Art antworten. In den tiefer liegenden Hochgebirgs-Waldungen jagt man die Gemsen auch wohl mit Hunden. Man verfährt dabei, wie bei der Treibjagd, nur daß anstatt eines Menschen ein oder mehrere Hunde die Gemsen ausspähen und bergaufwärts treiben. In diesem Falle schießt man das gejagte Thier im Sprunge, oder im Laufe, wozu man sich schon, ehe man es sieht, vorbereiten kann, indem man das von ihm verursachte Geräusch schon in einer weiten Entfernung hört; sie stampfen alsdann, wenn sie von Hunden getrieben werden, so heftig in den gesträuchartigen Buchen- und Tannenbäumchen der Alpen herum, als wenn sie mit Stöcken um sich schlügen; auch stellen sie sich von Zeit zu Zeit, und schlagen mit den

Füßen an den Steinen an; und klopfen damit, als wenn sie grobe, mit eisernen Nägeln beschlagene Schuhe daran hätten.

Alle Jahre zu einer bestimmten Zeit im Neumonde, äußern die Gemsen den besonders merkwürdigen Trieb, den so geheissenen Sulzen, Sulzlekkinen, Gläcken, oder Lekkinen, öfters Stundenweit zuzulaufen, und da von gewissen sandigen Felsen und Morästen zu lecken, die beinahe auf allen Holzgebirgen der Schweiz anzutreffen sind. Gelingt es dem Jäger, diesen Zeitpunkt zu errathen, so kann es sich bisweilen fügen, daß er zwei bis drei Thiere der Art, welche zu ungleicher Zeit auf den Sulzen ankommen, wegschießt — doch muß er alsdann immer vor Tages Anbruch auf seinem Posten stehen.

Man hat indessen die allgemeine Erfahrung gemacht, daß diejenigen Gemsen, welche auf Sulzen geschossen wurden, viel magerer als andere sind, und glaubt nicht ohne Grund, daß sie durch dieses Lecken ihren Magen von dem Schleim und Unreinigkeiten, die aus ihren trockenen und zähen Nahrungsmitteln entstehen, reinigen. — Die Sulzen werden übrigens nur von den weiblichen und jungen Gemsen besucht, und zwar während der Zeit von Jacobi bis in den Augustmonat, wo sie alsdann die Gemsen öfters 4 bis 5 Tage nach einander dahin kommen, meistens des Morgens bei Tages Anbruch, seltener des Abends bei der Dämmerung, wo sie sich ungefähr eine Stunde aufhalten, mit der größten Eilfertigkeit und Begierde lecken, und dann wieder davon wegspringen.

Am allergefährlichsten ist die Gemsenjagd alsdann, wenn sich diese Thiere einzeln oder zerstreuet über glatte, flache und steile Felsenmassen hinaufflüchten, und so den sie hitzig verfolgenden Jäger auf solche schlüpfrige und gefährliche Stellen hinlocken, wo er ohne augenscheinliche Lebensgefahr keinen Schritt mehr weiter weder vor- noch rückwärts wagen darf, so, daß er sich glücklich schätzen muß, wenn er nach Stunden langen Versuchen sich wieder gerettet sieht. Indessen ist es grundfasch, daß in einem solchen Falle, wie in gedruckten Schriften angeführt wird, die Jäger sich eine Wunde in die Fußsohle schnitten, damit ihnen, bei einem gewagten Rettungssprunge von Felsen auf Felsen, das klebrige Blut statt der Fußeisen diene. Sie springen alsdann in ihren bloßen Strumpfsocken über die steilen vom Regen ausgeschwemmten schlüpfrigen Kalksteinmassen, oder in bloßen Füßen, nachdem sie unausgesottenes Fichtenharz an die entblößten Fußsohlen gestrichen, und sie dadurch klebrig gemacht.

Da die jungen Gemsen eben so menschenscheu, und so schnell im Laufe

laufe wie die Erwachsenen sind, so kann man sie, weil sie kleiner sind, wirklich noch schwerer als die leztern erlegen.

Gelingt es den Jägern, die Gemsen auf die glänzenden Gletscherfirnen hinzutreiben, und ihnen allen den Rückweg abzuschneiden, so sind sie der Beute sicher, weil sich diese Thiere lieber todtschiessen lassen, ehe sie die Flucht über das blendende Eis nehmen.

Selten übernachtet der Gemsenjäger unter freiem Himmel, indem er Gefahr laufen würde, zu erfrieren. Obwohl er sich öfters, wenn er nichts schießt, ganze Wochen lang im Gebirge aufhält, so kehrt er doch gewöhnlich alle Abende in Wildhentriften ein, welches kleine, aus einzelnen unbehauenen Balken verfertigte Gebäude sind, worin das Wildheu einige Zeit aufbewahrt wird, meistens aber in die nächste Sennhütte, wo der menschenfreundliche Alpler, besonders wenn der Jäger arm ist, sein Nachtessen und sein Lager gutherzig mit ihm theilt.

Es giebt ausser den bereits angeführten noch verschiedene, meistens nicht seltene Fälle, welche für den Gemsenjäger öfters sehr gefährlich werden können. Unter den Jägern verschiedener Cantons können giftige Drohungen, gefährliche geheime Nachstellungen, heftige Zweikämpfe entstehen. In jedem Canton ist die Jagd für den Nicht-Cantonsbürger verboten, wenn nun z. B. ein Glarner in irgend einem Grenzgebirge nahe bei dem Canton Schwyz oder Uri eine Gemse verfolgt, oder umgekehrt, und diese flüchtet sich in das Gebirge des fremden Cantons, ist es wohl zu verwundern, wenn der erhitzte Jäger das Verbot und die drohende Gefahr verachtet, und die Gemse im fremden Canton zu erlegen sucht? Aber eben so erklärbar ist es dann auch, daß bei solchen kraftvollen, entschlossenen und leidenschaftlichen Menschen die Rache fürchterlich seyn muß, wenn sie gegenseitige Eingriffe in ihre Cantonsrechte gewahr werden, und den fremden Jäger in ihren Jagdrevieren erblicken. Herr von Saussure und auch Meiners in seinen Briefen über die Schweiz, Band 3. S. 197-198. führen besondere Beispiele solcher gegenseitigen Jägerverfolgungen an.

Der Schluß folgt.

---

## Von einem neuen Verfahren, das Kleeheu zu machen.

Wenn der Klee gemähet ist, so läßt man ihn bis zum nächsten Tage Nachmittags abwelken, und hierauf zusammenschlagen, aufnehmen und eine große pyramidenförmige und drei bis vier Fuder enthaltende Haufen zusammenbringen, die festgetreten werden, um dem Winde den Zugang zu verhindern und die Entzündung dadurch zu befördern. Nach einigen Stunden erfolgt diese, die sich durch einen honigähnlichen Geruch ankündigt. Den folgenden Morgen läßt man die Haufen auseinander nehmen, und den Klee, der entzündet ist, stark raucht, und die Farbe brauner Tobacksblätter angenommen hat, in dicke Lagen legen. Bis Mittag hin ist der obere Theil der Lage in Heu verwandelt, dann wird er umgewandt, und bis gegen Abend ist mit dem Ganzen die nämliche Veränderung vorgegangen und kann dann in die Scheune gebracht werden. Dieses Kleehau hat eine braune Farbe und einen angenehmen Geruch. Das Vieh frißt es sehr gerne, und die Kühe, denen man von diesem und dem besten Wiesenheu zugleich vorlegte, zogen das erstere vor; sie werden davon sehr fett und geben eine vorzüglich gute Milch, aus der man eine beinahe ganz gelbe Butter erhält. Diese Methode ist deswegen vorzüglich, weil so saftreiche Kräuter, wie der Klee, nicht allein zu ihrer Änderrung lange Zeit erfordern, sondern sich auch demungeachtet, wenn sie in die Scheune gebracht worden sind, nicht leicht erhitzen und verderben.

Nur hat man dabei noch zu bemerken, daß dieses Heumachen bei trocknem Wetter und Sonnenschein vorgenommen werden muß, weil kalte oder rauhe Witterung die Erhitzung verzögern oder hindern.

6. F. L. D.

## Mahagoni-Beize.

Das Holz, welches man am besten von Nuß- oder Birnbaum nimmt, obgleich auch fast alle andere Holzarten gewählt werden können, wird zuvörderst geglättet. Darauf wird es mit etwas verdünnter Salzsäure (acide nitrique) gerieben. Während es trocknet, löset man in einer Kanne Weingeist $1\frac{1}{2}$ Unzen gutes Drachenblut auf, und $1\frac{1}{2}$ Unzen Carbo-

bonate de Soude, filtrirt diese Auflösung und trägt sie mit einem feinen Pinsel auf das Holz. Ist dieses hinlänglich damit getränkt, so läßt man es trocknen. Alsdann werden anderthalb Unzen Plattlack (plate) gleichfalls in einer Kanne Weingeist aufgelöset; und diese Auflösung, worin man noch 2 Quentchen kohlenstoffsaures Natrum (Mineralalkali) zergehen läßt, wird wie jene aufgetragen. Ist die Oberfläche des Holzes völlig trocken, so wird sie mit Bimstein und einem Stück in Leinöl gesetzten Büchenholzes geglättet. Die Aehnlichkeit ist dann so vollkommen, daß die Täuschung selbst durch Vergleichung mit dem ächten Mahagoniholze nicht leicht gestört wird.

---

## Tintenflecke aus baumwollenen und linnenen Tüchern zu bringen.

Man nimmt 1 Quentchen reines Scheidewasser, vermischt es mit vier Quentchen Fluß- oder Regenwasser, rührt diese Mischung mit einem Holze gut untereinander, taucht ein reines linnenes angefeuchtetes Tuch hinein, drückt es aber nicht aus, und betupft mit diesem nassen Tuche die Tintenflecke, wovon sie sogleich blaß werden. Dann wird das befleckte Tuch gut gespühlt, dieses Spühlen noch zwei- oder einigemal wiederholt, und zuletzt wird das Tuch in starkem Seifenschaum gewaschen. So bleibt erstlich keine Spur von der Tinte übrig, und durch das jählinge Spühlen wird auch das Scheidewasser ganz geschwächt, daß weder gelbe Flecken noch Löcher zu befürchten sind. Wenn die Tintenflecke auch schon 10 Jahr alt seyn sollten, so werden sie durch Anwendung dieses Mittels weggetilgt.

---

## Anfrage.

Welches ist das sicherste Mittel zur Vertreibung des weißen Kornwurms?

Neues
Hannoversches Magazin.
35tes Stück.
Montag, den 2ten September 1811.

## Ueber die Gemsenjagd in der Schweiz.

(Schluß.)

Doch auch andere äußere ungünstige, nicht von Menschen herrührende Umstände und Ursachen, können öfters dem Leben eines Gemsenjägers sehr gefährlich werden. Er kann erfrieren, wenn er sich bei plötzlich einfallender Kälte und Ermattung niedersetzt, um ein wenig auszuruhen, und dabei in einen Schlaf verfällt, aus dem er nie wieder erwacht. Ueberdies ist er im Gebirge in Gefahr, von herabrollenden Felsen und Steinen erschlagen zu werden, welches besonders im Herbste bei anhaltendem Regenwetter, oder bei heftigen Sturmwinden, dem, der die Alpen besteigt, eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist. Selbst die Gemsen können diesen Fall erregen, wenn sie ob dem Haupte des Jägers über Felsen und Schuttkegel springen, und dadurch einzelne Steine herabrollen, die öfters mehrere nach sich ziehen, und einen ganzen Hagel kleiner und großer Felsenstücke erregen.

Auch Schneelawinen können einen Jäger oft plötzlich und unerwartet ergreifen. Sie hüllen den Menschen, der das Unglück hat, ihr Opfer zu werden, in eine Wolke von Schnee und Schutt ein, und ersticken und tödten ihn, wo man seinen Leichnam bisweilen im künftigen Sommer, wenn der Schnee wieder verschmolzen ist, bisweilen gar nie mehr findet. Mehrere solcher Unglücksfälle findet man in des Herrn Pfarrers Steinmüller Beschreibung der schweizerischen Alpen und Landwirthschaft, 1r Th. 1802. S. 19-20. und S. 27-28. angeführt.

Auch ein heftig wüthender Sturmwind, welcher auf diesen Höhen zum Orkane wird, kann den stärksten Mann herunterschleudern.

Der Jäger kann auch durch dicke Nebel in die größte Lebensgefahr gerathen, die oft sehr schnell einfallen, so, daß man sie eine Stunde vorher nicht einmal ahndete. In diesem Falle bleibt nichts übrig, als stille zu stehen, und geduldig zu warten, bis sich das Gewölke wieder vertheilt oder wegzieht; trifft dieser Fall nicht ein, sondern ergehen in der Nacht ungünstige Witterung, Sturmwinde und Schnee, so ist sein Leben in der größten Gefahr.

Läßt sich der Gemsenjäger von seiner Jagdleidenschaft und von dem Anblicke einer oder mehrerer Gemsen so sehr verblenden, daß er es wagt, über solche Gletscherfelder zu gehen, welche in der verflossenen Nacht mit einer Schneerinde bedeckt wurden, so ist er alle Augenblicke nicht sicher, in eine Gletscherspalte, die durch den frischgefallenen Schnee bedeckt und unsicher gemacht wurde, zu treten und hinunterzustürzen, um auf immer in diesem unterirdischen Gewölbe vergraben zu bleiben.

Ueberhaupt aber ist die Tollkühnheit und die Verwegenheit des Jägers im Klettern beim Verfolgen einer oder mehrerer Gemsen für ihn das allergefährlichste. Sehr leicht kann er sich auf nassen schlüpfrigen Wegen versehen, sehr leicht auf einen Stein treten, der ihn nicht hält; entweder versteigt er sich so weit in die Höhe hinauf, daß er beim Rückwege, oft noch mit einer oder zwei Gemsen beladen, verunglückt; oder eine getödtete Gemse ist ihm an einem Orte hinuntergestürzt, wo es Vermessenheit ist, nur einen Versuch zu machen, sie zu hohlen, allein die übertriebene Begierde nach der Beute spornt ihn an, sein Leben zu wagen, und er wird ein Opfer seiner Begierde. Entweder bricht er durch seinen Fall eins oder mehrere seiner Glieder, kann nicht mehr weiter kommen; ruft um Hülfe, aber wird von niemand gehört; drückt einige Nothschüsse ab, aber vergeblich, denn die Alpen sind im Herbst öde und von den Hirten verlassen, und so muß er, unter freiem Himmel liegend, von Hunger und Durst, Kälte und Schnee gefoltert, langsam sein Leben endigen, oder er stürzt über Abhänge und Felsenwände, in die scheußlichsten Abgründe hinunter, und sein Körper wird in Stücke zerschmettert.

Den Beschluß dieses kurzen Aufsatzes über die Gemsenjagd, mag die Lebensbeschreibung des berühmtesten glarnerischen Gemsenjägers, David Zwikkis, machen. Von seiner frühesten Jugend an liebte Zwikki die Jagd im Hochgebirge, und betrieb dieses Geschäft mit eben so vieler Leidenschaft als Geschicklichkeit. Er scheuete keine üble Witterung, keine Nässe und Kälte, keinen Frost noch Schnee, nicht die schaudernd sten Höhen, nicht die scheußlichsten Tiefen;

sen; er übernachtete öfters auf Felsen im Schnee und Regen, erduldete den schrecklichsten Hunger, und sezte sich den offenbarsten Lebensgefahren aus, um seinen Zweck zu erreichen. Langsam, aber sehr sicher, bestieg er die gefährlichsten Klippen, und war glücklicher als andere im Antreffen und Erschiessen der Gemsen. Er schoß alles weg, junge und alte, weibliche und männliche Gemsen, Säugthiere und Geflügel, alles, was ihm ins Auge kam, und einigen Werth für ihn hatte; und war er einer Gemse auf der Spur, so war sie verlohren, indem er ihr alsdann ganze Wochen lang nachspürte, und nicht ruhete, bis daß er sie erlegt hatte. Er kannte alle ersteiglichen Gebirgshöhen und jeden möglichen Aufenthaltsort eines Thiers, und trug immer ein kleines Perspektivchen bei sich, mit dem er alles ausspähte. Gleich einem erfahrnen General wußte er die Gemsen so in die Klippen hineinzutreiben, daß sie nach vielem Hin- und Herziehen endlich sich gefangen sahen, und entweder in die schrecklichsten Abgründe hinab, oder neben ihm vorbeispringen, oder sich auf Discretion ergeben mußten. Auf eine solche Weise hat er einst in dem fürchterlichen Mertschenstock fünf Gemsen eingeschlossen, und sie alle auf einem Standpunkt von fünf verschiedenen Schüssen getödtet. Diesem gewaltigen Nimrod war die Jagd gleichsam zur andern Natur geworden, und er hielt den für einen freudenleeren Tag, an dem er durch allzu schlimme Witterung in seine Hütte eingeschlossen wurde, und da ohne Beschäftigung leben mußte; aber kaum wurde der Himmel heiterer, so war er gewiß der Erste, welcher die Alpen bestieg. Neben der Jagd beschäftigte er sich auf den Bergen viel mit Bäume-Umhauen und Spalten und mit Dachschindeln-Schnizzeln. Dieses pflegte er oft den Tag über zu thun; die Nacht aber lauerte er auf Füchse, Dachse und anderes Wildprett. Sein Weg zu den Gemsen führte ihn immer auch zu den Schneehühnern, daher er auf diese vorzüglich Jagd machte, weniger auf andere Hühner. Haasen, Füchse, Marder, Murmelthiere und Dachse schoß und fing er jeden Herbst und Winter äusserst viele. Die Hühner gab er vorzüglich dem züricher Boten, der sie ihm in Zürich absezte; die Bälge obiger Säugthiere verkaufte er in Glarus; das Fleisch der Gemsen vorzüglich in Mollis und Näfels; die Gemsenfelle aber ließ er in Glarus gahr machen, schwarz und gelb färben, und gab sie Kaufleuten, die nach Holland reisten, welche sie ihm theuer abkauften. Eine Anzahl von völlig 1300 Gemsen hat er in seinem ganzen Leben erlegt, und ein Paarmal ist eine Kugel von ihm durch zwei Thiere gedrungen.

Ungeachtet er öfters in nicht geringe Verlegenheiten gerieth, bald von

von der dunkeln Nacht unversehens ergriffen, bald von einem dicken Nebel umgeben, bald von kalter und stürmischer Witterung überfallen wurde, so wußte er sich immer wiederum gut zu retten, so, daß ihm nie ein Unglück oder Unfall begegnete. Nur beim Holzfällen auf ebenem Boden zerbrach er einst ein Bein, welches zugleich auf sein übriges Leben den merkwürdigsten und sonderbarsten Einfluß hatte; denn eben damals stand er im Begriff, zu heirathen, als aber die Person, die er verlangte, erfuhr, daß er ein Bein zerbrochen hätte, versprach sie sich mit einem andern. Aus Verdruß hierüber nahm er sich vor, nie zu heirathen, welches auch geschah.

Seine mannigfaltigen ununterbrochenen Einnahmen, so wie seine sehr frugale und genügsame Lebensart, die zuweilen in übertriebene Sparsamkeit und Geiz ausartete, machen es begreiflich, wie dieser Mann, der in seiner Jugend arm war, und nicht mehr als 150 Gulden ererbtes Gut besaß, sich nach und nach ein Capital von 6000 Gulden erwerben konnte, ohne sein Häuschen, das auf 800 Gulden geschätzt wird, und eine Sammlung von 12 Flinten, die sich wenigstens auf ein Paarhundert Gulden belaufen.

Bis in sein 5 stes Jahr betrieb er seine Lebensart mit eben so viel Glück für seinen Beutel, als für sein übriges Wohl. Er wurde mit jedem Jahre reicher, und seine Gesundheit war unerschütterlich und felsenfest; es war, als wären seine Muskeln, seine Knochen, seine Nerven und Adern gestählt, allem Ungemach zu trotzen. Er kannte kein Weh noch körperliches Leiden. Er hatte den Ruhm im ganzen Lande, daß er der geübteste Jäger, der verwegenste Kletterer, der beste Schütze, der größte Kenner der Alpenwege, und zugleich ein reicher Mann sey.

Seiner Gewohnheit nach pflegte er Montags früh sich mit Lebensmitteln, die gewöhnlich in Brod und etwas magerer Kost bestanden, und mit Gewehr und dem dazu Gehörigen zu versehen, und kletterte alsdann die ganze Woche oben auf den Alpengebirgen herum. Nachts lag er gewöhnlich in einer Sennhütte. Samstag Abends, oder wenn er früher in der Woche eine glückliche Jagd hatte, kam er beladen mit den Früchten seiner Bemühungen herab, und nie versäumte er alsdann, die Kirche zu besuchen, da er sich das Gegentheil zu einer großen Sünde angerechnet hätte.

Acht Tage vor Michaelis im Jahr 1796, an dem gewöhnlichen Tage, Samstag Abends, kam er nicht nach Hause; man argwohnte sogleich, es möchte ihm ein Unglück zugestoßen seyn, und da er die folgende Woche ebenfalls nicht erschien, so schickte man

man ihm Leute nach, um ihn aufzusuchen, die aber nach vergeblichen Bemühungen, ohne Nachricht wieder zurückkehren mußten. Sechs und dreißig Wochen ward er hierauf vermißt, und jedermann mußte in der Ungewißheit über seinen Aufenthalt, über sein Leben oder Tod schweben. Erst im Brachmonat des Jahrs 1797 ward dieses traurige Räthsel aufgelöst. Ein Mann von Netstall fand ihn unversehens an dem Wiggis auf der Auern-Alp nebst seinem doppelten Gewehr, Geld, Jägertasche und Sackuhr; letztere war gar nicht gerostet, sondern völlig unversehrt. Er selbst war größtentheils ein Gerippe. Um den einen seiner Füße hatte er ein Schnupftuch gewickelt; wahrscheinlich war er gefallen, und hatte denselben verrenkt, denn es war kein Knochen entzwei. Er befand sich auf dem rechten Wege nach Hause, und vermuthlich in dem eingefallenen fürchterlichen Wetter, das mit schrecklichem Regen, Schnee und Kälte und niederhangenden Wolken ihm den Weg unkenntlich und menschliche Hülfe unmöglich machte, war er eine gute Strecke fortgekrochen, und hatte einige Nothschüsse gethan, blieb aber verlassen. Man fand ihn sitzend auf einem kleinen Hügel, die Hand unter seinen Kopf gestützt, wie einen Schlafenden, ungeachtet Füchse, Marder und Raubvögel manche Portion Fleisch von seinem Körper getragen haben mögen. Hülflos, ohne Rettung, ohne jemand rufen und sich von der Stelle weiter fortbringen zu können, mußte dieser Unglückliche, wahrscheinlich nur nach und nach, vor Hunger, Durst und Frost, und vielleicht noch von Schmerzen gequält und entkräftet, seine Seele aushauchen.

---

## Etwas über den Anbau der Pfeffermünze.

Ob die eigentliche Pfeffermünze (mentha piperita Linn.) den alten römischen Landwirthen bekannt gewesen sey, oder ob sie Gebrauch davon gemacht haben, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit sagen. Columella *) führt die Münze (mentha) zwar neben der Raute auf, und lehrt ihren Anbau. Ich vermuthe aber, daß er darunter die Krausemünze (mentha viridis Linn.) oder eine Art derselben, die beim Parkinson

*) Columella de re rustica. L. XI. c. 3.

son und Gerard Roman mint genannt wird, verstanden habe. Dieselbe scheint auch Martial *) gemeint zu haben, wenn er sie unter den Gerichten erwähnt, wozu er seine Freunde einladet, und sie durch das Beiwort ructatrix (d. i. die nach dem Genuß Aufstoßen verursacht) näher bezeichnet. Man benutzte sie auf den Tafeln der Römer vermuthlich zur Erwärmung des Magens, zur Erweckung des Appetits und Beförderung der Verdauung.

In vielen neuern Gartenbüchern sucht man die Pfeffermünze umsonst, wiewohl sie gar kein ganz unbedeutendes Gartengewächs ist, und allerdings verdient, mehr angebaut zu werden.

Bei Lueder, in seiner vollständigen aus dem Englischen übersetzten Anleitung zur Wartung aller in Europa bekannten Küchengartengewächse findet man S. 625. eine Beschreibung der Pfeffermünze, und ich kann sie daher als bekannt voraussetzen. In einigen Gegenden Englands wird diese Pflanze wildwachsend angetroffen. Sie hat einen heißen beißenden Geschmack, wie Pfeffer, und einen angenehmen Geruch. Das auf den Apotheken aus ihr gezogene Wasser soll den Vorzug vor dem Krausemünzwasser in allen den Fällen haben, worin solches verschrieben wird.

*) Epigr. 48. lib. X.

Was den Anbau der Pfeffermünze aber in der jetzigen Zeit besonders empfehlungswerth macht, ist, daß sie unter den einländischen Theekräutern den ersten Rang verdient. In dieser Rücksicht hat sie der Herr Professor Heynatz in Frankfurt angepriesen, und zugleich Anweisung zu ihrem Anbau gegeben. Es wird manchem Leser dieses Magazins nicht unangenehm seyn, hier dessen Anweisung zur Cultur und Bemerkungen über den Theegebrauch dieser Pflanze zu lesen.

„Ihr Anbau, sagt er, ist nichts weniger als schwer. Man darf sich nur im Frühlinge oder auch im Herbste einige Pflanzen verschaffen, und sie in jedes Erdreich setzen, so werden die allermeisten davon sicher aufkommen, besonders die im Frühlinge ausgepflanzten. Wenn sie nicht gleich im ersten Sommer in den Saamen schießen, desto besser! denn ihre Blätter sind, wie es scheint, dem Verderben durch Nässe oder durch Insekten weniger ausgesetzt, so lange sie keine Blüthe ansetzt.

Vom zweiten Jahre an fangen die Wurzeln an stark um sich zu kriechen, so, daß man die Pflanzen als Unkraut ausjäten muß, und sie kaum tilgen kann; daher wird man, wenn man sie einmal im Garten hat, so leicht nicht in Gefahr gerathen,

then, wieder darum zu kommen, sondern eher genöthigt seyn, ihrer zu starken Vermehrung Einhalt zu thun. Zu diesem Zwecke schlagen einige vor, die Pflanzen in großen Töpfen in die Erde zu graben, wodurch dem Auskriechen der Wurzeln vorgebeugt wird.

Zum Thee gebraucht man die Blätter entweder frisch oder getrocknet. Die frischen Blätter schmecken einigen zu hitzig oder zu strenge. Das Trocknen geschieht am besten im warmen Sommer im Schatten, zwischen Papier. Wer sich einmal an den schärfern Geschmack der frischen Blätter gewöhnt hat, dem will Thee von Melissen- oder von Erdbeerenkraut in der Folge nicht mehr schmecken. Doch kann man durch Beimischung beider Kräuter der Pfeffermünze etwas von ihrer Strenge benehmen. Auch unter getrocknete Blätter kann man, wenn man will, einige frische Blätter nehmen, um einen etwas mehr auf die Zunge fallenden Geschmack hervorzubringen. Uebrigens werden den getrockneten Blättern heilsamere Wirkungen beigelegt, als den frischen.

Die Aufbewahrung der getrockneten Blätter geschieht am besten in irdenen oder blechernen Büchsen. Man kann sie aber auch in Papier als Rollen zusammenbinden.

Ausser zu Thee kann man auch die Pfeffermünze noch auf andere Art benutzen. Sie schmeckt frisch in Kräutersalaten nicht übel. Aus den getrockneten Blättern hat Gaubius sogar Kampfer gezogen."

---

## Der Weidenbohrer.

An den Weiden pflegen sich sehr viele Arten von Insekten aufzuhalten, die ihnen theils nützlich, theils schädlich sind. Sie erscheinen daran in verschiedenen Zeiten als Käfer, als Raupen, als Schmetterlinge rc., und nähren sich theils von dem jungen Triebe, dem Laube, den Blüthenzapfen, theils auch von der Rinde und dem Saft dieses Baums. Unter die nützlichen gehört die Weidenmilbe (acarus salicinus) welche eine Menge Eier, Puppen, Maden und Raupen des andern Ungeziefers zerstöhrt und tödtet. Am merkwürdigsten ist unter diesen Insekten der Weidenbohrer, (phalaena bombyx cossus) ein braungrauer großer Nachtschmetterling mit blutrothem Rücken. Er hält sich im Julius und August an den Stämmen der Weiden auf, und hat einen sausenden Flug, daher er auch hin und wieder Baumvogel genannt wird.

Er

Er legt seine Eier zwischen die Rizzen der Baumrinden. Von einem einzigen Weibchen hat man tausend Eier gezählt. Seine Raupe ist fast vier Zoll lang und fingerdick. Sie ist bekannt unter dem Namen der Weidenholzraupe. Auch wird sie Holzdieb genannt, weil sie mit ihrem starken Zangengebiß vom August an bis zum Julius des folgenden Jahrs hauptsächlich an stockenden faulen Stammweiden die Rinde und das Holz durchbohrt. Sie ist sehr schnell im Kriechen, und sticht sich, wenn man sie beunruhigt, mit ihrem Zangengebiß, um sich durch einen rothen Saft, den sie von sich sprizt, zu vertheidigen. Wenn sie sich verpuppt, so zermalmt sie Rinden und Holzstückchen, und mischt sie mit in ihr Gespinnst ein, um dasselbe desto dichter zu machen.

---

## Grüne Rosen zu ziehen.

Grüne Rosen zu ziehen, giebt ein französischer Blumengärtner folgende Anweisung: Neben einem Rosenstrauch pflanzt man eine Stechpalme (Walddistel, ilex aquifolium); wenn die Wurzel derselben ein wenig ausgeschlagen hat, so spaltet man ein Reis der Stechpalme, und sezt einen Rosenzweig bis an das Auge hinein. Hierauf verbindet man die Spalte genau mit Hanf oder Flachs, daß keine Luft eindringt; hat das Auge des Rosenstocks getrieben, so trennt man das Stechpalmreis von demselben, und es erscheinen grüne Rosen. Wählt man statt der Stechpalme Ginst (Pfrieme, spartium scoparium) so kommen gelbe Rosen zum Vorschein.

---

## Mittel widen den Wurmfraß.

Wider den Wurmfraß im hölzernen Geräthe wird man sich folgenden Mittels mit gutem Erfolge bedienen: Man bestreicht die Stellen, wo der Wurm Löcher gemacht hat, mit Franzbranntwein, und ist dieser getrocknet, mit Speckschwarte, und zwar dergestalt, daß die Löcher durch den abgeriebenen Speck verstopft werden. Alsdann wichst man die Geräthe mit Wachs, und wiederholt dieses von Zeit zu Zeit.

Hannoversches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 9ten September 1811.

# Ueber die Art und Weise, den Weingeist-Gehalt im Branntwein zu erforschen, und dessen Werth zu bestimmen.

Vielfältige Anfragen über das zweckmäßigste Verfahren, den eigenthümlichen Weingeist-Gehalt des Branntweins zu erforschen, veranlassen mich, folgendes sehr einfache Verfahren durch Bekanntmachung in diesen Blättern gemeinnütziger zu machen.

Es gründet sich auf die Erforschung des eigenthümlichen Gewichtes des zu untersuchenden Branntweins, in Vergleich mit dem reinsten Wasser von derselben Temperatur.

Man vergleicht und bestimmt das Verhältniß des eigenthümlichen Gewichts von ein Paar Flüssigkeiten, oder überall Körpern, wenn man ihre absoluten Gewichte — das was man im gemeinen Leben unter Gewicht versteht — bei gleichen Raumes-Inhalt — Volumen — mit einander vergleicht.

Es wiegt z. B. ein Cubikfuß altes Pariser Maaß Wasser ungefähr 69 Pfunde desselben Gewichtes; der Cubikfuß Quecksilber aber etwas über 943 Pfunde. Demnach verhält sich das eigenthümliche Gewicht des Quecksilbers zu dem des Wassers wie 943 zu 69, oder nahe wie $13\frac{1}{2}$ zu 1; und um so viel eigenthümlich schwerer wäre also auch das Quecksilber als das Wasser. Ein Gefäß, was genau 1000 Pfunde des reinsten Wassers faßt, nimmt nur 791 Pf. höchst entwässerten Weingeist von derselben Temperatur in sich auf; demnach verhält sich das eigenthümliche Gewicht des höchst entwässerten Weingeistes zu dem des reinsten Wassers wie 791 zu 1000.

Aus letzterem Beispiele folgt, daß ein Branntwein um so reichhaltiger an Weingeist, also auch um so besser, je weniger er eigenthümlich schwer gefunden wird.

Zu dieser Bestimmung des eigenthümlichen Gewichts bedient sich Herr

Professor Klaproth in Berlin eines äußerst einfachen Mittels, was bei genauer Manipulation ganz dem Zwecke entspricht und eben so richtige Resultate liefert, als die hydrostatische Wage und das so geschätzte Cyarteische Aräometer. Die dazu erforderlichen Geräthschaften sind eine genaue Wage, eine Schachtel Arzeneigewicht, ein oder mehrere Gläser von 1 bis 2 Loth Inhalt mit eingeriebenen Glasstöpseln, und ein Reaumürsches Quecksilber-Thermometer.

Man sucht zuerst genau das Gewicht des mit dem Stöpsel versehenen leeren Glases zu bestimmen, oder besser, man verschafft sich ein genau dem Gewichte des leeren Glases gleichkommendes metallenes Gegengewicht. Dann bestimmt man eben so genau, wie viel reines — destillirtes — Wasser das Glas, wenn es so gefüllt ist, daß nach Aufsteckung des Stöpsels durchaus kein leerer Raum mehr Statt hat, bei 16° Reaumür Temperatur in sich faßt, und notirt sich dieses, als beständige Vergleichungszahl, am besten am Glase selbst. Hätte man ein Glas, was gerade 1000 oder 500 Gran Wasser faßte, so wäre das am besten, weil dadurch, wie aus dem Folgenden erhellt, die Berechnung erleichtert und abgekürzt würde. Weiß man nun den Wasserinhalt des Glases, so bestimmt man auf dieselbe Manier das Gewicht desselben Raumesinhalts des zu prüfenden Branntweins mit der nämlichen Temperatur.

Eine gleiche Temperatur bei der Vergleichung der eigenthümlichen Gewichte muß durchaus beobachtet werden, wenn man nicht in Irrthum gerathen will. Hier ist die Temperatur von 16° R. angenommen, weil die weiter unten angeführte Tabelle dabei angefertigt, und daneben eine Temperatur ist, die man den Flüssigkeiten zu jeder Jahrszeit leicht geben kann.

Um nun aus den Verhältnißzahlen des eigenthümlichen Gewichts des Branntweins gegen das des Wassers den reinen Weingeist-Gehalt des Branntweins zu bestimmen, ist ein nothwendiges Erforderniß, daß man zuvor den höchst entwässerten Weingeist unter verschiedenen Verhältnissen mit reinem Wasser mische, das eigenthümliche Gewicht jeder dieser Mischungen bei gleicher Temperatur erforscht, und so ein für allemal eine Tabelle verfertigt, welche für jedes gefundene eigenthümliche Gewicht des Branntweins die Quantität an Weingeist und Wasser anzeigt.

Die Anfertigung einer solchen Tabelle ist eine schwer zu lösende Aufgabe, und erfordert die höchste Accuratesse.

Wir haben deren mehrere; einige, denen bloß reine Erfahrung zum Grunde liegt; andere, welche sich theils

theils auf Erfahrung, theils auf Berechnung gründen.

Erstere sind natürlich die sichersten, und unter diesen entspricht die von Lowiz, die ich zum Gebrauch anhängen werde, ganz dem Zwecke. Ein Beispiel mag den Gebrauch dieser Tabelle erläutern, und das Ganze deutlicher machen.

Angenommen, das zur Erforschung der eigenthümlichen Gewichte bestimmte Glas faßte genau 240 Gran reines Wasser von 16° R. Temperatur, von dem zu untersuchenden Branntwein aber nur 200 Gran von derselben Temperatur; so wäre das eigenthümliche Gewicht des Branntweins zu dem des reinsten Wassers durch die Zahlen 200 zu 240 ausgedrückt; das heißt, ein Volumen des zu untersuchenden Branntweins wiegt 200 Gran, wenn ein gleiches Volumen Wasser 240 Gran wiegt.

Da aber in der Tabelle das Wasser gleich 1000 gesetzt ist, so müssen auch obige Verhältnißzahlen darnach umgeändert werden, wozu man durch einen simplen Regiladetri-Ansatz sehr leicht gelangen kann.

Man multiplicirt das gefundene Gewicht des Branntweins mit 1000, und dividirt das Product durch das Gewicht des Wassers. Der Quotient giebt nun als vierte Proportionalzahl diejenige an, die man zum Gebrauch der Tabelle wissen muß. Hiernach verhält sich 240 zu 200, wie 1000 zu 833⅓. Beim Gebrauch kann man den Bruch füglich überschlagen, oder kommt er der ganzen Zahl sehr nahe, als ganze Zahl annehmen. Man hätte also nun in der Tabelle nur nachzusehen, wieviel Weingeist und Wasser die Zahl 833 als das eigenthümliche Gewicht des Branntweins anzeigt, um den Weingeistgehalt des Branntweins zu wissen. Diese findet sich aber nicht darin; wohl aber 831 und 834. Erstere würde indessen den Weingeistgehalt des Branntweins zu hoch, letztere zu geringe angeben. Da nun 833 zwischen jenen beiden Zahlen liegt, würde man keinen großen Fehler begehen, wenn man das arithmetische Mittel der Weingeist-Mengen, die durch die Zahlen 831 und 834, als diejenigen der Tabelle, die der Zahl 833 am nächsten kommen, als den Weingeistgehalt des Branntweins annähme. Addirte man nun diesem zufolge 85 und 84, als die Weingeist-Mengen, die den eigenthümlichen Gewichten von 831 und 834 correspondiren, und dividirte die Summe durch 2, so ergäbe sich hieraus 84½ in hundert, als der Weingeistgehalt des untersuchten Branntweins. Man irrte hiebei, wie die Folge ergeben wird, nur um ½ Procent.

Wer aber das Rechnen nicht scheut, kommt der Wahrheit so nahe als möglich, wenn er die Zahl des eigenthümlichen Gewichtes des Branntweins, in so fern sie nicht in der Tabelle enthalten ist, mit ein Paar andern der Tabelle vergleicht, die ihr am nächsten kommen, und aus den

Differenzen der eigenthümlichen Gewichte und denen der dazu gehörenden Weingeist-Mengen den eigentlichen Weingeistgehalt des Branntweins bestimmt.

Es liegt z. B. die Zahl 833. zwischen 831 und 834. der Tabelle. Die dadurch angezeigten Weingeist-Mengen sind $\frac{85}{100}$ und $\frac{84}{100}$. Zwischen diesen muß also auch die durch 833 angedeutete Weingeistmenge des in Frage stehenden Branntweins fallen.

Man subtrahire nun sowohl $\frac{84}{100}$ von $\frac{85}{100}$, als 831 von 834, so erhält man 1 als die Differenz der Weingeistmassen, und 3 als die der eigenthümlichen Gewichte. Es zeigt demnach eine Verringerung des eigenthümlichen Gewichts eines Branntweins gleich 3, oder vielmehr -- da das zum Vergleich der eigenthümlichen Gewichte dienende Wasser gleich 1000 gesetzt ist, die gefundenen Zahlen der eigenthümlichen Gewichte des Branntweins, demnach Zähler eines Bruchs sind, deren beständiger Nenner 1000 ist - $\frac{3}{1000}$ einen um $\frac{1}{100}$ größeren Weingeistinhalt an.

Nun sucht man ferner die Differenz zwischen 833, als das eigenthümliche Gewicht des Branntweins, und 834, als das eigenthümliche Gewicht einer Mischung aus höchst entwässertem Weingeist, und Wasser von $\frac{84}{100}$ Weistgeist-Gehalt. Diese ist $\frac{1}{1000}$. Wenn demnach eine Verringerung des eigenthümlichen Gewichts von $\frac{3}{1000}$, einen um $\frac{1}{100}$ größeren Weingeist-Gehalt anzeigt, so folgt daraus, daß ein um $\frac{1}{1000}$ verringertes eigenthümliches Gewicht einen um $\frac{1}{300}$ größeren Weingeist-Gehalt andeutet. — Der untersuchte Branntwein von 833 eigenthümlichen Gewichte enthält demnach $\frac{1}{3}$ Procent Weingeist mehr, als wenn er 834 gewogen hätte, also $84\frac{1}{3}$ Procent. Weiß man aber den reinen Weingeist-Gehalt eines Branntweins, so läßt sich leicht berechnen, wieviel Wasser man einem zu starken Branntwein zusetzen muß, um ihn zu einem bestimmten schwächern Grade herunter zu bringen, oder auch umgekehrt, wie viel stärkern Branntwein oder Weingeist man mit dem schwächern mischen muß, um ihm einen bestimmten höhern Werth zu geben. Am kürzesten gelangt man dazu, wenn man nach der Alligations-Rechnung, wie folgt, verfährt.

Man schreibt den Weingeist-Gehalt des besseren und schlechteren Branntweins, oder des bessern Branntweins und des Wassers, wenn man sich zur Mischung eines Branntweins von geringerer Güte bloßen Wassers bedienen will, oder auch umgekehrt des Weingeists und des Branntweins von zu geringem Weingeist-Gehalt, wenn man letzteren in besserer Qualität durch Mischung darstellen will, untereinander, und den verlangten Gehalt zur Linken; zur Rechten setze man bei den bessern Gehalt den Gehalts Unterschied des schlechteren von dem verlangten, und beim

schlech-

schlechteren, den Gehalts-Unterschied des bessern von dem verlangten, so zeigen diese Unterschiede das Verhältniß der Theile an, welches man zur Mischung sucht.

Wollte man demnach einen Branntwein von 85 Procent Weingeist-Gehalt mit einem andern von 30 Procent Gehalt in dem Verhältnisse mischen, daß der Gehalt des verlangten Branntweins 40 Procent betrüge, so würde die Berechnung so stehen:

| | | |
|---|---|---|
| Verlangter Branntwein von 40 Procent Weingeistgehalt | Weingeistgehalt<br>des schwächeren 30 Procent<br>Weingeistgehalt<br>des stärkeren 85 Procent | 45 Verhältniß<br>der<br>10 Theile, |

und man hätte demnach 45 Theile des schwächern Branntweins mit 10 Theilen des stärkeen zu mischen, um den verlangten von 40 Procent Weingeist-Gehalt zu bekommen.

Wollte man den bessern Branntwein von 85 Procent Weingeist-Gehat mit bloßem Wasser bis zu 40 Procent herunterbringen, so wären:

| | | |
|---|---|---|
| Verlangter Baanntwein von 40 Procent Gehalt | Weingeistgehalt d. Wassers 0 Proc.<br>Weingeistgeh. d. Branntw. 85 Pr. | 45 Verh.<br>der<br>40 Theile |

40 Theilen des stärkereu Branntweins 45 Theile Wasser zuzusetzen, um einen Branntwein von der verlangten Güte zu bekommen.

Hätte man dagegen einen schwachen Branntwein von 30 Procent Weingeist-Gehalt, and wollte ihn durch Zusatz des reinsten Weingeists bis zu 40 Procent verbessern, so wären;

| | | |
|---|---|---|
| Verlangter Branntwein von 40 Procent Weingeistgehalt | Weingeistgehalt<br>des schwachen Branntw. 30 Pr.<br>Weingeistgehalt<br>des reinsten Weingeists 100 Pr. | 60 Verh.<br>der<br>10 Theile |

60 Theile des schwachen Branntweins mit 10 Theilen des wasserfreiesten Weingeists zu vermischen, um den Zweck zu erreichen.

Kennt man ausserdem den Weingeist-Gehalt von ein Paar Branntwein-Sorten, so kennt man auch ihre relativen Werthe an baarem Gelde, kann also Einkauf und Verkauf genau darnach calculiren.

Celle, im August 1811. L. Schaake.

# Tabelle

der eigenthümlichen Gewichte von Mischungen aus hundert Theilen dem Gewichte nach höchstentwässertem Weingeist und reinem Wasser bei 16° Reaumur Temperatur.

| Hundert Theile | | Eigenthümliches Gewicht | Hundert Theile | | Eigenthümliches Gewicht | Hundert Theile | | Eigenthümliches Gewicht |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Weingeist | Wasser | | Weingeist | Wasser | | Weingeist | Wasser | |
| 100 | — | 791 | 66 | 34 | 877 | 32 | 68 | 952 |
| 99 | 1 | 794 | 65 | 35 | 880 | 31 | 69 | 954 |
| 98 | 2 | 797 | 64 | 36 | 882 | 30 | 70 | 956 |
| 97 | 3 | 800 | 63 | 37 | 885 | 29 | 71 | 957 |
| 96 | 4 | 803 | 62 | 38 | 887 | 28 | 72 | 959 |
| 95 | 5 | 805 | 61 | 39 | 889 | 27 | 73 | 961 |
| 94 | 6 | 808 | 60 | 40 | 892 | 26 | 74 | 963 |
| 93 | 7 | 811 | 59 | 41 | 894 | 25 | 75 | 965 |
| 92 | 8 | 813 | 58 | 42 | 896 | 24 | 76 | 966 |
| 91 | 9 | 816 | 57 | 43 | 899 | 23 | 77 | 968 |
| 90 | 10 | 818 | 56 | 44 | 901 | 22 | 78 | 970 |
| 89 | 11 | 821 | 55 | 45 | 903 | 21 | 79 | 971 |
| 88 | 12 | 823 | 54 | 46 | 905 | 20 | 80 | 973 |
| 87 | 13 | 826 | 53 | 47 | 907 | 19 | 81 | 974 |
| 86 | 14 | 828 | 52 | 48 | 909 | 18 | 82 | 976 |
| 85 | 15 | 831 | 51 | 49 | 912 | 17 | 83 | 977 |
| 84 | 16 | 834 | 50 | 50 | 914 | 16 | 84 | 978 |
| 83 | 17 | 836 | 49 | 51 | 917 | 15 | 85 | 980 |
| 82 | 18 | 839 | 48 | 52 | 919 | 14 | 86 | 981 |
| 81 | 19 | 842 | 47 | 53 | 921 | 13 | 87 | 983 |
| 80 | 20 | 844 | 46 | 54 | 923 | 12 | 88 | 985 |
| 79 | 21 | 847 | 45 | 55 | 925 | 11 | 89 | 986 |
| 78 | 22 | 849 | 44 | 56 | 927 | 10 | 90 | 987 |
| 77 | 23 | 851 | 43 | 57 | 930 | 9 | 91 | 988 |
| 76 | 24 | 853 | 42 | 58 | 932 | 8 | 92 | 989 |
| 75 | 25 | 856 | 41 | 59 | 934 | 7 | 93 | 991 |
| 74 | 26 | 859 | 40 | 60 | 936 | 6 | 94 | 992 |
| 73 | 27 | 861 | 39 | 61 | 938 | 5 | 95 | 994 |
| 72 | 28 | 863 | 38 | 62 | 940 | 4 | 96 | 995 |
| 71 | 29 | 866 | 37 | 63 | 942 | 3 | 97 | 997 |
| 70 | 30 | 868 | 36 | 64 | 944 | 2 | 98 | 998 |
| 69 | 31 | 870 | 35 | 65 | 946 | 1 | 99 | 999 |
| 68 | 32 | 872 | 34 | 66 | 948 | 0 | 100 | 1000 |
| 67 | 33 | 875 | 33 | 67 | 950 | | | |




# Eine gute Art wohlthätig zu seyn.

In einem kleinen Dorfe von sieben Häusern, in Bonstorf, Kirchspiels Hermannsburg, Cantons Bergen im Aller-Departement, lebt ein Schuster mit seiner Frau ohne Kinder. Ihr höchster Wunsch war, Erben zu haben, da beide ohne eigenes Vermögen, lediglich durch eigenen Fleiß, sich Haus, Hof und Güter erworben haben, und im Alter jetzt im Wohlstande leben. So wie diese guten Leute in jedem Falle das Beste mit einander überlegten, so setzten sie auch fest, da sie in fortgesetztem Ehestande sich kinderlos sahen, daß sie Kinder auferziehen wollten. Sie verfahren nun in dieser Hinsicht so: Sie wählen sich ein Kind zu erziehen; nehmen es an von 6 bis 8 Jahren, oder etwas älter. Am liebsten nehmen sie Kinder guter Eltern, die eine zahlreiche Familie haben, und fleißig, aber doch arm sind. Ein solches Kind kleiden sie, schicken es sehr ordentlich zur Schule, helfen im Hause weiter nach, und suchen nach der Confirmation es bei eine gute Herrschaft zu bringen. Jetzt erziehen sie so seit ihrer geführten Ehe das dreizehnte Kind. Knaben haben bei ihm die Schusterprofession erlernt, und einige Mädchen von seiner Erziehung sind schon verheirathet. Eine von diesen hat er jetzt einheirathen lassen, die als Tochter das Wesen erbt; und ob er gleich innige Freude an den schon erzogenen Kindern hat, so setzt er seinen wohlthätigen Plan doch noch jetzt fort, und er wird ihn bis zu seinem Tode fortsetzen. So können Eheleute sich die elterliche Freude ersetzen, wenn sie sich wohlthätig erweisen, und das Glück Anderer gründen. Gewiß fühlt das erwähnte Ehepaar sich selbst glücklicher als manche kinderlose Eltern, welche ihre Ersparnisse zum Großthun, zu Ausschweifungen oder zu manchen Thorheiten anwenden. **W.**

---

# Langeweile.

(Im Auszug aus Hufeland.)

Nicht bloß der körperliche, sondern auch der Seelenmüßiggang schadet; auch die lange Weile, ob sie gleich dem Scheine nach die Zeit so grausam lang macht, ist ein Lebensverkürzungsmittel. Was bemerken wir bei einem Menschen, der Langeweile hat? Er fängt an zu gähnen: dies

dies verräth schon einen gehinderten Durchgang des Bluts durch die Lungen. Folglich leidet die Kraft des Herzens und der Gefäße, und ist zu träge. Dauert das Uebel länger, so entstehen zuletzt wohl Congestionen und Stockungen des Bluts. Die Verdauungswerkzeuge werden ebenfalls zur Schwäche und Trägheit umgestimmt, es entsteht Mattigkeit, Schwermuth, Blähungen, hypochondrische Stimmung. Genug, ein Zustand, der die wichtigsten Geschäfte des Körpers stört, die edelsten Kräfte schwächt, ist lebenverkürzend. — Sowohl in physischer als moralischer Rücksicht ist Langeweile ein sehr gefährlicher Zustand. Weikard erzählt das Beispiel eines Kindes, welches von sehr armen Eltern erzeugt war, die ihr Brod mit Tagelohn verdienen mußten. Das Schicksal des Kindes war von seiner Geburt an, Langeweile. Anfangs ließen es die Eltern allein in der Wiege liegen, wo es seine Zeit damit zubrachte, seine Hände und Füße anzusehen. Da es größer wurde, sperrte man es in einen Hühnerstall, wo es nur durch ein Loch ein wenig heraussehen konnte. Was war die Folge? Das Kind blieb bis in sein erwachsenes Alter dumm und blöde, hatte keinen Verstand, und konnte kaum sprechen. — Bei einem melancholischen Temperamente kann Langeweile allein endlich zum Selbstmord führen. Ein englischer Schriftsteller hatte ein sehr weitläuftiges Werk vom Selbstmord geschrieben. Er begegnete einst einem andern Engländer, der alle Zeichen des größten Tiefsinns an sich trug. „Wo wollen Sie hin, mein Freund?" fragte der Autor. — Nach der Themse, um mich zu ersäufen. — „O, so bitte ich Sie, gehen Sie nur noch diesmal nach Hause, und lesen Sie erst mein Werk über den Selbstmord." — Gott soll mich bewahren, antwortete jener, eben das Durchlesen dieses verwünschten langweiligen Buchs hat mir einen so entsetzlichen Verdruß gemacht, daß ich nun fest entschlossen bin, mich zu ersäufen. — Aber, was in aller Welt ist das Mittel gegen die Langeweile? höre ich fragen; sie begleitet uns auf den Ball, ins Schauspielhaus, an den Theetisch, auf die Promenade, genug, nirgends kann man sich vor ihr retten. — Sehr wahr, alles dieses hilft nichts. Es giebt nur ein einziges, aber freilich nicht beliebtes Mittel dagegen, und das ist: Bestimmte Berufsarbeit.

---

Hannoversches Magazin.

37tes Stück.

Montag, den 16ten September 1811.

# Oda.

Unter die merkwürdigen Fürstinnen des Mittelalters gehört Oda, die Gemahlin Ludolphs, jenes erlauchten Sachsen, in dessen Person die durch Carl den Großen, wenn auch vielleicht nicht völlig vernichtete, doch sehr verdunkelte sächsische Herzogswürde glanzvoll wieder ausstrahlte. Merkwürdig ist sie, theils wegen ihres Einflusses auf die Unternehmungen ihres Mannes, und die Bildung ihrer Kinder, theils wegen ihres unter fürstlichen Personen so seltenen hohen Lebensalters, das sie Augenzeuge wichtiger Begebenheiten eines ganzen Jahrhunderts werden ließ.

Oda wurde 806, also zwei Jahre nach dem berühmten Frieden, den Carl der Große mit den bezwungenen Sachsen schloß, und acht Jahre vor dem Tode dieses mit Recht bewunderten Monarchen gebohren. Nach dem glaubwürdigen Zeugniß der Roswitha a) erfreuete sie sich hoher fränkischer Abkunft. b) Ihr Vater hieß Billung, c) ihre Mutter Aeda. Letztere nahm vielen Antheil an der Erzie-

a) Diese gelehrte Gandersheimische Nonne schrieb in der letzten Hälfte des 10ten Jahrhunderts. S. Harenberg Hist. Eccles. Gandersh. p. 1072 f. wo von dem Leben und Schriften derselben mehr zu finden ist.

b) — — — praenobilis Oda
Edita Francorum clara de stirpe potentum.
*Roswitha de construct. coenobii Gandersh. v. 21. sq. Leibnitii Script. T. II.*

c) Leibnitz, Gundling und Köhler vermuthen in diesem Billung einen Zweig der Carolingischen Kaiserfamilie. Eccard hingegen behauptet: nur Aeda sey eine Fränkin gewesen, Billung aber ein Sachse, und dessen Bruder Bennith ein Ahnherr der bekannten Billunger, die durch Kaiser Otto den Gros-

ziehung und Bildung ihrer Tochter. Besonders scheint sie ihr den christlich religiösen, wiewohl mit der Schwärmerei des Zeitalters behafteten Frommsinn eingeflößt zu haben, wodurch sich Oda ihr ganzes Leben hindurch auszeichnete, und den sie mit feiner Weltklugheit sehr gut zu verbinden wußte.

Wie und wann sie mit dem sächsischen Grafen Ludolph, der wegen seiner militairischen Talente von Ludwig dem Frommen geschätzt, und nachher von Ludwig dem Deutschen zum Herzog erhoben wurde, in Bekanntschaft kam, ob dieser von ihrer Schönheit oder Tugend bezaubert sich um sie bewarb, oder ob Politik ihn zu ihr führte, über dies alles, so wie auch über das Jahr ihrer Vermählung, schweigen die Nachrichten.

Angesehene und begüterte Personen glaubten damals für ihre Gewissensruhe und das ewige Heil ihrer Seelen nicht besser sorgen zu können, als wenn sie Klöster stifteten, oder geistliche Stiftungen beschenkten. Auch mochte nicht selten die Klugheit und Hinsicht auf zeitliche Vortheile dazu rathen. Man kennt den feurigen Eifer der Carolinger für Ausbreitung und Befestigung des Christianismus in dem bezwungenen Sachsenlande. Ein sächsischer Großer konnte, besonders während der Regierung Ludwigs des Frommen, wo der Clerus so wichtigen Einfluß in die Politik des fränkischen Hofes gewonnen hatte, sich dem Kaiser und Pabst nicht besser empfehlen, als wenn er einen Theil seiner Güter zu frommen Stiftungen verwandte. Weil das Bisthum Hildesheim kaum erst errichtet war d), so mochte es in den Gauen oder Marken, unweit der Gande e), die über den Mainzischen Kirchsprengel hinaus lagen, mit dem christ-

Großen zur Sächsischen Herzogswürde gelangten. Umständlicher findet man diese Meinungen erörtert in Orig. Guelph. T. IV., wo Scheid die Gründe für und wider dieselben kritisch sichtet. Ich halte mich an das Zeugniß der Roswitha, die den Billung almus princeps nennt; eine Benennung, die auf einen ausgezeichneten Rang deutet, und vermuthen läßt, daß Billung einen vorzüglich hohen Posten, vielleicht als Sendgraf (Missus), unter Karls Regierung bekleidete.

d) Die Errichtung des Bisthums Hildesheim kam erst unter Ludwig dem Frommen zu Stande. Daß Carl der Große früher schon ein Bisthum zu Elze gestiftet habe, läßt sich nicht historisch erweisen. Vermuthlich legte er hier nur eine Kirche und ein Collegium für Chorherren an. S. Blum Geschichte des Bisth. Hildesheim B. 1. S. 25.

e) Ein kleiner Fluß, wovon Gandersheim den Namen hat. In einer Urkunde vom Jahre 1021, worin Kaiser Heinrich II. der Aebtissin Sophie einen

christlichen Cultus noch schlecht bestellt, mochten altsächsische Denkart und altsächsische Religionsgebräuche noch darin sehr herrschend seyn. Was Wunder also, wenn die fromme und kluge Oda, folgend dem Rath ihrer Mutter, sich alle ersinnliche Mühe gab, ihren tapfern Gemahl zur Anlegung eines Jungfraunklosters im Bezirk seiner Erbgüter zu bewegen. f) Ludolph gab ihren Bitten nach. Das Kloster Brunshausen, das bald nachher Veranlassung zur Stiftung der Abtei Gandersheim gab, wurde erbaut. Hathumoda, die älteste Tochter Ludolphs, die im Kloster Herford zum geistlichen Stande erzogen war, wurde zur ersten Aebtissin erkohren. g)

Ehe noch der gedachte Klosterbau ganz vollendet war, unternahm Ludolph mit seiner Oda und einem großen Gefolge eine Reise nach Rom, um dem Pabst seine Ehrfurcht zu bezeugen, und ihm seine Stiftung zu empfehlen. Diese Reise, die besonders Oda mochte veranlaßt und eifrig betrieben haben, trug vermuthlich sehr viel zu dem Glanz und der nachherigen Erhöhung der Ludolphischen Familie bei. Der damalige Pabst Sergius nahm das fürstliche Paar sehr ehrenvoll auf, und verlieh ihm zur Verherrlichung der neuen geistlichen Stiftung die Körper der Päbste Anastasius und Innocentius, die denn auch in der Folge als Schutzheilige der Kirche zu Gandersheim betrachtet und verehrt wurden. h)

Nicht lange nach der Rückkehr von Rom fanden Ludolph und Oda das Klostergebäude zu Brunshausen zu klein und eng, und ließen daher auf Anrathen des Hildesheimischen Bischofs Alfried ein größeres Gebäude nahe an der Gande errichten, wodurch denn die Abtei Gandersheim gegründet wurde. Ehe aber dieser Bau, der ungefähr um das Jahr 856 angefangen wurde, völlig zu Stande kam, verlohr Oda ihren Gemahl, den Herzog Ludolph, durch den Tod. Nach dem Zeugniß der Roswitha hatte sie ihm zwei Söhne und vier Töchter gebohren. Den spä-



einen ganzen Comitat schenkt, wird auch der Gau an der Gande Gandesemigau genannt. In noch ältern Urkunden führt dieser, so wie andere benachbarte Gauen, den Namen Mark. Vermuthlich waren diese kleinen Gaue Theile eines größern, vielleicht des Flenithgau.

f) Roswitha v. 92. f.

g) Ibid. v. 109. f.

h) Ibid. v. 162. f.

spätern Angaben einer größern Anzahl von Kindern fehlt es an zureichender historischer Begründung.

Drei ihrer Töchter, Hathumoda, Gerberga und Christina, wurden nach einander Aebtissinnen zu Gandersheim; mit der einen, Namens Luitgard, vermählte sich Ludwig der Jüngere, ein Sohn Ludwigs des Deutschen. i) Wiewohl diese Ehe nicht von langer Dauer war, indem Ludwig der Jüngere schon 882 aus der Welt gieng, und nur eine Tochter hinterließ, so mochte doch die Verwandtschaft mit der Carolingischen Kaiserfamilie der Oda nicht wenig erfreulich seyn, und sie wußte sie trefflich zur Erhebung und Bereicherung ihres lieben Gandersheim zu benutzen. Hier in ihrer geistlichen Stiftung scheint sie die meiste Zeit ihres langen Witwenstandes zugebracht zu haben, hier war sie ihren Töchtern und den übrigen Nonnen weise Rathgeberin, Muster und Vorbild christlicher Frömmigkeit und guter Sitte, k) und vermuthlich trug auch sie viel zu der Gründung der hu-

i) Ibid. v. 306. Den Irrthum des Corveyischen Mönchs Witikind, der diese Luitgard Ludwig dem Kinde vermählt, hat schon Harenberg aufgedeckt. S. dessen Historia ecclesiae Gand. S. 10.

k) Ibid. v. 420. f.

venerabilis Oda
Intra claustra monasterii, cura vigilanti,
Scrutatur conjunctarum persaepe Sororum
Actus et studium, mores, vitae quoque cursum etc.

Auch der Presbyter Eberhard, der ums Jahr 1216 eine für uns verlohren gegangene lateinische Chronik von Gandersheim in plattdeutsche Verse übertrug, stellt die Oda als einen Tugendspiegel dar. S. Leibnitii Scriptores Br. T. III. p. 150.

Se was küsch, milde unde von Otmoyde,
An ör lüchtede mengherhande Goyde,
An reynen Seden was ör Eddelcheit gelegen,
Der mit Rechte alle de gene scholten pflegen,
De dar römet, wü rechte eddel dat se syn,
Unde en hebben es doch an den Seden neinen Schin rc.

und Cap. 3.

Den Nackeden kledede se vor dem Kolden,
Den Hungeren ghaf se gheren ör Brod,
Den Dorstigen löste se von siener Nod,
Neinen verschmäde se to den Secken tö Gande (Gandersheim);
We ock lach an Kerkenern edder an Bande,
Den tröstet se, wormede se mochte rc.

humanen und gelehrten Bildung bei, wodurch diese Stiftung in den frühen Zeiten sich auszeichnete, und die aus den Werken der Roswitha so lieblich hervorschimmert.

Oda hatte die Freude, ihre beiden Söhne, Bruno und Otto, dem berühmten Vater, der bei dem Sohn und Enkeln Carls des Großen so viel gegolten hatte, in dem sächsischen Herzogsamte nach einander folgen zu sehen. Der letztere, welcher den ehrenden Beinamen illustris in der Geschichte führt, gelangte bekanntlich in Sachsen zu solcher Macht, und in ganz Deutschland zu solchem Ansehn, daß ihm nach dem Tode Ludwig des Kindes († 911.) sogar die Kaiserkrone angetragen wurde, die er aber Alters halber nicht annehmen wollte, und dazu rieth, sie Conrad, dem Sohn eines Grafen im Lahngau, zu geben. Es schmückte aber, wie bekannt ist, nach Conrads Tode, Heinrich der Finkler, ein Sohn Otto's und Enkel der Oda, den deutschen Kaiserthron, den der Vater verbeten hatte, durch hohe Tugenden.

Oda starb 913, also in einem Alter von 107 Jahren. l) Sie erlebte also noch, daß dieser, ihr Enkel, dem Vater, der im Jahr 912 gestorben war, als Herzog von Sachsen folgte, ja daß ihr Urenkel, der nachmalige Kaiser Otto I. (geb. 912.) das Licht der Welt erblickte.

Welch einen langen und merkwürdigen Zeitraum hat diese Fürstin durchlebt! Von Carl dem Großen bis auf Otto den Großen! Alle ihre Kinder waren vor ihr hingestorben, nur die einzige Aebtissin Christina überlebte sie einige Jahre. m) Sie wurde in Gandersheim, wo auch die Gebeine mehrerer Fürsten und Kaisertöchter ruhen, begraben.

l) Ib. v. 575.

Oda nimis felix, nostra spes et dominatrix,
Quum decies denos septem quoque vixerat annos,
Vitam sine bono consumens transit ad astra.

m) Ibid. 581.

Hannover. G. F. Koch.

# Ueber die Mooskrankheit der Bäume.

Diese Krankheit führt auch andere Namen, die von der Aehnlichkeit hergenommen sind, die man zwischen ihr und den Hautausschlägen bei Menschen und Vieh wahrzunehmen glaubte. Viele Forstleute und Gärtner sagen, wenn die Rinde eines Wald- oder Gartenbaums mehr oder weniger mit Moos und Flechten umgeben ist, der Baum habe den Aussatz, die Krätze oder Raude. *) Nach dieser Vorstellungsart halten sie denn auch diesen moosigten Ueberzug für einen Auswurf aus dem Baume selbst, und meinen, daß dies Uebel bei den Bäumen auf dieselbe Art ansteckend sey, wie die Krätze und Raude in der Thierwelt. Allein in den neuern Zeiten hat man die Sache genauer untersucht, und es ist von mehreren Naturforschern erwiesen, daß die verschiedenen Moos- und Flechtengewächse nicht aus den Bäumen, auf welchen sie sich zeigen, hervorwachsen, sondern eben so, wie andere Pflanzen, durch die Befruchtung und aus Samen entstehen. Dieser Samen der Moose ist sehr fein und leicht, und kann daher auch wie Blüthenstaub von der Luft leicht von einem Ort zum andern fortgeführt werden. Findet er nun Unebenheiten oder Risse an den Bäumen oder andern Körpern, und in denselben seine Erdtheilchen oder Staub, die ebenfalls der Wind dahin geweht hat, so setzt er sich darin fest, schlägt Wurzeln, und verbreitet sich durch dieselben, und durch neuen Samen, den er um sich her verstreut, weiter. Man wird hieraus nun auch leicht einsehen, was es mit der Ansteckung der Mooskrankheit eigentlich für eine Bewandniß habe. Inzwischen läßt sich nicht läugnen, daß es mancherlei Mitursachen giebt, die den Wachsthum und die Verbreitung der Moose und Flechten an den Bäumen befördern, und ohne welche sie nicht fortkommen würden. Die Beschaffenheit der Gegend oder des Orts, wo der Baum steht, und die dadurch bewirkte Beschaffenheit des Baums selbst, so wie der Witterung, tragen sehr viel dazu bei. Bäume, die von der freien Luft nicht gehörig können bestrichen werden, die zwischen hohen Mauern stehen, oder in niedrigen Thälern, welche dumpfige, faule Luft, und ein feuchtes sumpfiges Erdreich haben, sind diesem Uebel vorzüglich ausgesetzt. Die feuchte dumpfe Luft verursacht eine sehr ungleiche und mit vie-

*) Manche bezeichnen mit diesem Namen zwar auch den Krankheitszustand des Baums, wenn die Rinde daran ungewöhnlich rissig und schiefrig erscheint, und es mit seinem Wachsthum nicht recht fort will; aber alsdann pflegt sich auch gewöhnlich das Moos bei ihm einzustellen.

vielen Runzeln versehene Baumrinde, sie macht dadurch den Baum kränklich, und für die Aufnahme des Moossamens empfänglich. An Bäumen hingegen, die sehr der Sonne ausgesetzt sind, und immer von freier frischer Luft bewehet werden, kann das Moos sich nicht so leicht einnisteln und gedeihen. An einzelnen im Freien stehenden Bäumen wird man es selten, und nur in geringer Menge wahrnehmen. Eine anhaltend feuchte Witterung ist in so fern der schnellen Verbreitung des Mooses förderlich, als sie das Aufkommen seines Samens in dem Staube oder Erdtheilchen, welche in den Ritzen der Baumrinde sich befinden, begünstigt, und es, wenn es aufgekeimt ist, nährt. Starke Platzregen sind hingegen dem Moose nachtheilig, besonders in der Zeit, wo es seinen reifen Samen aus den kleinen Kapseln zu verstreuen pflegt, weil er diesen herunter spült; auch wird das zarte Moos selbst von ihm abgewaschen. Man giebt dem Moose gewöhnlich schuld, daß es an den Bäumen sich wie eine Schmarotzerpflanze nähre, ihm dadurch Säfte entziehe, ihn schwäche, krank mache, und sein Absterben verursache. Es scheint aber nicht, daß es diesen Vorwurf verdiene; man müßte denn annehmen, daß es in der Rinde der Bäume wirklich eingewurzelt sey, welches aber nach genaueren Untersuchungen, wie schon gesagt ist, nicht wahr befunden ist. Bedürfte das Moos zu seiner Erhaltung und Nahrung eines schon in einer andern Pflanze zubereiteten Safts, so begreift man nicht, wie es an an alten abgestorbenen Bäumen, und noch weniger wie es an Steinen und alten Mauern entstehen, wachsen und fortdauern kann. Auch wird man bemerken, daß gerade in der Jahrszeit, wo die Bäume am saftvollesten sich zeigen, oder ihr Saft in der größten Bewegung ist, nehmlich im Sommer, Moos und Flechten an denselben fast hinwelken und zurückkommen, da sie hingegen im Herbst und Winter gleichsam in ihrem Flor sind. Es ist also wohl nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß, daß sie ihre Nahrung nicht aus dem Saft der Baumrinde, sondern aus den befeuchteten Erdtheilchen zwischen derselben, worin sie aufwachsen, und aus der Luft erhalten.

Man beschuldigt die Flechten und Moose ferner, daß sie den Zugang der Luft von den Bäumen abhalten. Dies kann wohl der Fall seyn, wenn der Baum zu sehr damit überzogen ist. Sonst aber ist ja ihr Gewebe so fein und durchlöchert, daß die Luft wohl hindurchdringen kann. Es scheint auch noch nicht völlig erwiesen zu seyn, daß sie den Bäumen dadurch schaden, daß sie ihnen Thau und Regen rauben, oder wenn sie davon erfüllt sind, die Feuchtigkeit zu lange an der Rinde erhalten. Thau und Regen können nicht nur leicht durch die Moose zu der Baumrinde

rinde gelangen, sondern auch fast eben so leicht wieder abdunsten. Bei warmer Witterung wird man das Moos bald wieder trocken finden, wenn der Baum nur nicht an einem zu sumpfigen Orte steht.

Daß sich gern mancherlei Insekten zwischen demselben einnisteln, läßt sich freilich nicht läugnen. Vielleicht dürfte aber noch zu untersuchen seyn, ob alle diese Insekten dem Gedeihn des Baums wirklich so nachtheilig sind, als man gewöhnlich glaubt.

Man könnte sogar Manches zum Vortheil des Mooses und der Flechten an den Bäumen sagen, z. B. daß sie Schutz gegen den Frost gewähren, und darum vorzüglich die nördliche Seite des Baums einnehmen; daß sie an beschädigten und entblößten Stellen die Rinde derselben vertreten ꝛc.

Indessen, wenn auch die Moose und Flechten nicht als eine, oder als die einzige Ursache der Kränklichkeit eines Baums zu betrachten sind, und sie vielmehr derselben folgen, so wird man doch immer wohl thun, sie an den Obstbäumen zu vertilgen, und ihre weitere Verbreitung in einer Baumschule zu verhüten. Sie können die Krankheit des Baums vermehren, indem sie zu viele seine Ausdünstung hindernde Erdtheilchen an seiner Rinde festhalten, und wenn ihr Gewebe zu dicht ist, den Zugang der freien Luft hemmen. Sie sind immer als eine Unreinlichkeit an den Bäumen anzusehen, wodurch sie entstellt werden.

Man verwahrt die Bäume am leichtesten vor Moos und Flechten, wenn man sie im Frühjahr und vor dem Winter mit kaltem Wasser abwäscht, und dadurch die Erdtheilchen aus den Ritzen der Rinde entfernt, die jenen zum Boden dienen. Aber auch die schon bemoosten Bäume werden am besten durch Waschen gereinigt, indem man nehmlich das Moos, und selbst die äußere schiefrige Rinde abscheuert. Einige überstreichen nach vorhergegangenem Abwaschen und starken Scheuren der Rinde den Stamm dünne mit Baumkitt oder Kuhmist. Auch kann man sich des Kalkwassers dazu bedienen, indem man dazu Wasser von abgesiedeter Asche mischt.

Hannoversches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 23ten September 1811.

## Etwas über die Verbesserung der Strohdächer auf dem Lande, durch Anwendung der Lehmschindel. *)

Wem das Wohl seines Vaterlandes und dessen Bewohner nur einigermaßen am Herzen liegt, den muß es im höchsten Grade traurig machen, wenn er erlebt, daß bei den unglücklichen Vorfällen, die seit acht Jahren dessen sonstigen Wohlstand so sehr zerrüttet, es noch, besonders im vorigen so wie in diesem Jahre, durch häufige und zum Theil große Feuersbrünste in kleinen Städten und auf dem Lande heimgesucht wird, wodurch so viele Menschen ganz verarmen und unglücklich werden. Aber es muß auch zu seinem Trost gereichen, wenn er es sieht, daß die obere Landesbehörde, der die Fürsorge

*) Es wird den Lesern dieses Magazins gewiß sehr angenehm seyn, wenn ihnen darin Aufsätze, wie der obige, mitgetheilt werden, die zur Förderung des so wichtigen Zwecks, durch bessere Hausbedachungen auf dem Lande das Unglück verheerender Feuersbrünste abzuwehren oder zu verringern, etwas beitragen können. Der Zweck ist ausführbar, und die Ausführung daher von der höchsten Departemental-Behörde verordnet; aber einige Verschiedenheit findet sich in den Ansichten der Mittel und Methoden, wodurch er am sichersten und wohlfeilsten erreicht werden kann. Sachverständige werden sich daher um das Wohl ihrer Mitbürger sehr verdient machen, wenn sie ihre Erfahrungen und die Resultate ihres Nachdenkens darüber in diesen Blättern bekannt machen. Dies wird zugleich dazu dienen, die Vorurtheile zu vernichten, die dieser, so wie jeder neuen wohlthätigen Einrichtung entgegen zu stehen pflegen. Auch die Städte, auch unser Hannover hatte in den ältern Zeiten Strohdächer. Sie sind verschwunden; sie werden auch auf den Dörfern verschwinden, oder doch weniger feuergefährlich gemacht werden. Red.

sorge eines so großen Departements übergeben ist, mit aller Wärme und Menschenliebe Theil an diesem Unglück nimmt, und durch ihre kräftige Mitwirkung, Ermahnungen und Vorschriften, diesem Uebel so viel thunlich vorzubauen sucht. Wem sollte dieses nicht zur Ermunterung dienen, zu dieser großen Absicht sein Scherflein beyzutragen, und über diesen so äußerst wichtigen Gegenstand seine Gedanken frei abzulegen.

Es ist bekannt, daß schon in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, besonders aber in neuern Zeiten, viele geschickte und in der Baukunst sehr erfahrne Männer, sich bemühet, sowohl feuerfeste Wohngebäude als auch besonders feuerfeste Dächer zu erfinden. In Ansehung der ersten sind nun freilich hin und wieder abentheuerliche und unausführbare Ideen zum Vorschein gekommen, dennoch ist in einigen Gegenden diese Bemühung von Nutzen gewesen, obwohl die Aufgabe bei weitem noch nicht erlediget ist. Nicht selten stehen die damit verknüpften großen Kosten, auch wohl Vorurtheil, ungegründeter Zweifel, Liebe zum Widerspruch, schwacher Nachdruck von oben u. s. w. der Ausführung reiflich überdachter und wohlgemeinter Vorschläge entgegen.

Unter allen mir bekannten Schriften über feuersichere Dachbedeckung finde ich, daß Herr Gilly in seinem bekannten Handbuch der Landbaukunst, und zwar im 3ten Abschnitt des 2ten Theils, und in der 2ten Abtheilung des dritten Theils diese Sache am ausführlichsten vorgetragen, und durch Zeichnungen erläutert hat. Ich werde mich deswegen hier bloß auf dasjenige beschränken, was derselbe von den Lehmschindeldächern sagt, und solches zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und ohne Beihülfe der Figuren verständlich zu machen versuchen.

Ueberhaupt sind wohl alle Bauverständige, und alle, welche den Landhaushalt praktisch betreiben, darin völlig einig, daß unter allen Bedachungen das Strohdach ihrem Zweck am besten entspricht, weil es

1) das Gebäude gegen die rauhe Witterung am besten decket, Menschen und besonders dem Vieh einen warmen Aufenthalt verschafft, der zu ihrem Gedeihen so nöthig ist;

2) weil die Verfertigung eines solchen Daches keine große Kunst erfordert, und es leicht auszubessern ist;

3) daß der Landmann alle dazu erforderlichen Materialien fast immer selbst hat, oder solche doch in der Nähe und zu geringem oder mäßigem Preise erhalten kann; daß also

4) die baare Auslage nur eigentlich in dem zu bezahlenden Tagelohn besteht.

Aber

Aber alle diese dem Strohdach nicht abzusprechenden guten Eigenschaften und Vorzüge vor allen bekannten Bedachungen mit Dachziegeln, Holzschindeln, Steinplatten und andern neuerfundenen, verschwinden, wenn man bedenkt, daß das Stroh als das einzige und Hauptmaterial, so leicht entzündet wird, daß das Feuer, es sey von innen oder von aussen angegangen, sich so plötzlich mittheilt, die Nachbarhäuser, ja selbst entfernte Gebäude durch das Flugfeuer in Brand setzt, und ganze Dörfer in einigen Stunden in einen Aschenhaufen verwandelt, und ihre Bewohner in die größte Angst, Noth und Armuth stürzt, ja daß Menschen und Vieh elendiglich ihr Leben und ihre Gesundheit dabei einbüßen.

Unter diesen Umständen würde diejenige Bedachung der Landwohnungen unstreitig die seyn, wobei die vorangeführten guten Eigenschaften der Strohdecke am wenigsten vermisset, und zugleich der große Nachtheil der nur zu leichten und plötzlichen Entzündung von innen nach aussen, so wie von aussen nach innen, so viel als thunlich gehemmt, und dadurch der Gefahr eines allgemeinen Brandes in etwas Schranken gesetzt würde.

Meiner geringen Einsicht nach halte ich dafür, daß die Bedachung mit Lehmschindeln diese Aufgabe am besten lösen würde, besonders wenn, wir sehen werden, diese im Ganzen genommen ein eigentliches Strohdach mit einer Unterlage von Lehm oder Thon ist, wodurch der Verbreitung des Feuers gewehrt wird, indem dieses Material, wie Jedermann weiß, dem Feuer nicht allein undurchdringlich ist, sondern auch selbst durch dasselbe an Festigkeit gewinnt, sich mit andern Materialien, besonders mit dem Stroh und Rohr, sehr gut verbindet, auf dem Lande fast aller Orten, oder doch in nicht großer Entfernung zu haben ist, und von dem Landmann selbst bearbeitet werden kann.

Hingegen wird der Thon und Lehm vom Wasser erweicht und aufgelöset. Es darf deswegen eine solche Lehmdecke dem Regen und Schnee nicht bloßgestellt werden, weil nach und nach, und vermuthlich in kurzer Zeit, der Lehm aufgelöset, und dessen feine Theile mit dem Wasser so fortgehn würden, daß nichts als das mit ihm verbunden gewesene Stroh zurückbleibt. Es ist deswegen nothwendig, die Lehmschindeldecke, womit die Dachfläche belegt ist, durch eine hinreichende Bedeckung von Stroh zu beschützen, die mit den Lehmschindeln in genauer und fester Verbindung steht. Herr Gilly sagt im 3ten Abschnitt des 2ten Th. §. 77.

> Lehmschindeldächer sind diejenigen, wo das Stroh dergestalt zubereitet und mit Lehm überstrichen wird, daß eine Art von

Tafeln daraus entstehen, die auf dem Dache neben und übereinander gelegt werden. Daß diese Art von Dächern außer der mehrern Dauer als die gewöhnlichen Strohdächer, die vorzügliche Eigenschaft haben, daß sie feuerabhaltend sind; daß sie daher als die wichtigste und wohlthätigste Sache bei dem Landbau betrachtet und eingeführt werden sollten, ist schon so oft und von so vielen, denen allgemeines Wohl am Herzen liegt, gesagt und geschrieben worden, daß es überflüssig seyn würde, solches hier zu wiederholen.

Herr Gilly giebt eigentlich vier Arten von Lehmschindeln-Bedeckung an, als:

1) wo das Stroh, welches die Lehmschindel bilden soll, auf einer Seite mit Lehm bestrichen, und diese Seite innerhalb oder auf die Latten gelegt wird.

2) Nach der von dem Herrn Baudirector Peterson im 3ten Stück der Sammlungen nützlicher Aufsätze, die Baukunst betreffend, enthaltenen Beschreibung, wird dünn ausgebreitetes Stroh auf beiden Seiten mit Lehm bestrichen. Diese Tafeln werden sodann auf das Dach gelegt, und auf die äußere ebenfalls schon mit Lehm bestrichene Seite wird nochmals etwa 1 Zoll hoch weicher Lehm aufgetragen, und in diesem sodann ein Bündel zugeschnittenes Stroh gelegt und eingestoßen, welches die Dachfläche oben bedeckt. Herr Gilly bemerkt noch, daß man auch Rohrdächer bestreichen könne, und daß diese in einigen Gegenden, besonders im Oderbruche, unter dem Namen der Speckdächer bekannt sind.

3) Wo auf beiden Seiten mit Lehm bestrichene Schindel auf die Latten gelegt, und mit einem gewöhnlichen Strohdach überdeckt werden.

4) Wo verschiedene Lagen von Lehmschindeln, ohne weitere Strohbedeckung zu haben, übereinander gelegt werden.

Zur Verfertigung der Lehmschindel erster Art machen sich die Arbeiter einen Tisch, der auf vier eingegrabenen Füßen ruhet. Das Tischblatt wird von etlichen Brettern zusammengeschlagen, und nachdem das Stroh lang ist, etwa 6 oder etliche Zoll mehr von der hintersten Kante eine 6 Zoll hohe Queerleiste befestiget, und von derselben ab zu beiden Seiten schräge Bretter als Seitenstücke angebracht, die auf $\frac{3}{4}$ der Länge des Tisches von der hintersten Queerleiste abgerechnet, schräg ablaufen, damit sie den Arbeitern nicht hinderlich werden. Dieser also von drei

drei Seiten eingeschlossene Raum ist, 2½ höchstens 3 Fuß breit, weil die Lehmschindeln nicht breiter werden dürfen. Die Länge richtet sich nach der Länge des Strohes, und macht etwa ¾ derselben aus.

Auf diesen Tisch breitet man in etwas zusammengedrücktes Stroh 3 Zoll hoch dergestalt aus, daß die Wurzelenden an die hinterste Leiste stoßen, die Aehrenenden aber um ¼ der Länge des Strohs über den vordern Rand des Tisches übertragen. Auf dieses gut geebnete Stroh legt man mit einer Schaufel oder Schippe, etwas vom vordern Tischrande ab, guten fetten Lehm, den man zuvor von kleinen Steinen, Holzspänen u. dgl. gereinigt hat, und streicht solchen mit einem Streichholz auf etwa ⅔ der Länge bis zur hintersten Leiste so auseinander, daß das Stroh einen Zoll hoch damit übertragen bleibt.

Wäre die Breite auf 2½ Fuß festgesetzt, so muß man 3 Fuß lange und etwa 1 Zoll dicke runde Stöcke von gespaltenem Kienenholze oder von geraden Haseln vorräthig haben. Der Arbeiter legt einen von diesen Stöcken an dem Ende der Schrägleisten queer über das Stroh, bewindet solchen zunächst den Enden mit etwas von dem über den Tisch herabhängenden Stroh ohngefähr einen halben Zoll dick, bestreicht die überbleibenden Strohhalme dieses Umschlags mit Lehm, und gleicht ihn mit dem Streichholz aus.

Mit einem andern Stock fassen die Arbeiter unter die vom Tisch herabhängenden Aehrenenden des Strohes, schlagen es über den angebundenen Stock fest über, und streichen noch 1 Zoll dick Lehm auf das übergeschlagene Stroh, um das Zurückspringen desselben zu verhindern, und die Lehmbedeckung mit dem vorher aufgetragenen in gute Verbindung zu setzen.

Wenn nun ein Arbeiter den zum Umschlagen des Strohes gebrauchten Stock bis mitten unter die Schindel schiebt, und mit jeder Hand an die Enden beider Stöcke faßt, ein anderer Arbeiter zugleich auf der andern Seite eben dasselbe thut, so können sie die Lehmschindel an den für sie zum Trocknen bestimmten Ort tragen, und sie auf den vorher mit etwas Stroh bedeckten Erdboden legen. Auf diese Schindel können noch 14 andere gelegt, und die oberste mit etwas Stroh bedeckt werden, weil sie sonst zu schnell trocknen, aufreißen, oder durch die Sonnenhitze abblättern würden. Um dieses Abblättern überhaupt zu verhüten, muß der Lehm nicht zu mager oder mit zu vielem Sande vermischt, und von kleinen Steinen gereinigt seyn.

In einigen Tagen können 2 Arbeiter 60 bis 70 dergleichen Lehmschindel verfertigen.

Es werden auch einige Lehmschindel ganz bis an das Wurzelende mit Lehm bestrichen.

Auf-

Außer diesen werden von beiden Sorten noch einige andere verfertigt, welche von den vorigen nur darin verschieden sind, daß das Stroh am Wurzelende vorher nicht abgehauen oder gestutzt werden darf, sondern ganz irregulair bleiben kann, weshalb dann diese Schindeln auch etwas länger als die vorigen ausfallen.

Nachdem die von Mitte zu Mitte 4 Fuß auseinander stehende Sparren nach gewöhnlicher Art auf einen Fuß Weite mit geschnittenen oder gespaltenen Latten benagelt, auch eine Diele mit zweizölliger Ausladung vor die Balkenköpfe, und eine andere über die untern Enden der Aufschößlinge, von welcher ½ über die Balkenköpfe hervorstehn muß, schräg aufgenagelt worden, so wird zuerst die Verkleidung der Borte gemacht.

Die Stroh- und Rohrdächer werden gewöhnlich an den Giebelseiten mit einem Brett verkleidet, bei den Lehmschindeldächern geschieht dieses aber mit kleinen Strohpuppen, die etwa 3 Fuß lang, am untersten Ende 4 Zoll dick, und mit einem Strohbande zusammengebunden sind.

Vorausgesetzt, daß die Ketten über die Giebelsparren 10 bis 12 Zoll hervorragen, so werden selbige mit drei Hasel- oder Weidenstöcken wechselsweise beflochten: alsdann nimmt man eine große Strohpuppe, die vollkommen 3 Fuß lang, und unten am Sturz oder dicken Ende 6 bis 7 Zoll hält, legt diese mit der äußern Kante des auf dem untern Ende der Aufschößlinge genagelten Brettes gleich, und bindet selbige, um das Herausschurren zu verhindern, gleich unter dem Strohbande mit einer Weidenruthe an die Latten oder das Flechtwerk fest.

Ueber diese werden nun die vorgedachten kleinen Strohpuppen nach und nach aufeinander gelegt, und ebenfalls unter dem Strohbande mit einer Weidenruthe angebunden, so daß immer zwischen zwei Latten drei kleine Strohpuppen zu liegen kommen.

Wenn dieses bis an den Forst besagtermaßen fortgesetzt worden, so wird die äußere Seite vorlängst der Strohpuppen gut mit Lehm verstrichen, und nachdem die Lehmschindel ziemlich trocken, so wird zur Aufdeckung derselben auf das Dach geschritten. Dieses geschieht auf folgende Weise:

Die Lehmschindeln auf das Dach zu bringen, steckt der Handlanger einen Stock queer durch einige derselben, und trägt sie auf dem Rücken die Dachleiter hinauf. Größere als die hier beschriebenen Lehmschindeln oder eigentliche Lehmtafeln, die überhaupt nicht anzurathen sind, müssen mit Seilen hinaufgezogen werden, welches viel umständlicher ist.

Eine ganz mit Lehm bestrichene Schindel wird auf die zweite Latte von unten gelegt, so daß die mit Lehm bestrichene Seite, welche auf dem Tische die obere war, jetzt die untere wird, gut

gut an die Giebelverkleidung angeschoben und an jedem Ende die Schindel unter dem dadurch gegen den Stock mit Weidenruthen an die Latte festgebunden; alsdann wird die äußere Seite vollkommen einen Zoll dick mit Lehm bestrichen.

Damit nun aber auch das von dem obern Theile des Dachs herunterfließende Regenwasser sich nicht durch die untersten Reihen der Lehmschindeln durchziehe, und die auf den Balken befestigten Bodenbretter beschädigen könne, so werden über jede Schindel der untersten Reihe noch besondere Strohpuppen gelegt. Von diesen Strohpuppen, welche völlig 3 Fuß lang, und am Sturzende 6 bis 7 Zoll halten, werden immer zwei und zwei mit einem Strohbande, und zwar daß das Band mehr nach dem dicken Ende kömmt, so fest aneinander gebunden, als es nur immer thunlich ist. In beide Strohpuppen werden noch mit dem Beile zwei Absätze eingehauen, welches dazu dient, damit sowohl das darauf zu legende Stroh, wie beim Aufdecken gezeigt werden wird, sich nicht so leicht hervorziehen kann, als auch damit die weiter hinauf zu legenden Strohpuppen eine flachere Auflage erhalten, und nicht brauchen verhauen zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Beantwortungen
### der in dem 34sten Stück des diesjährigen Magazins enthaltenen Anfrage: Welches ist das sicherste Mittel zur Vertreibung des weißen Kornwurms?

1.

Was für erstaunlichen Schaden diese Thierchen auf den Kornböden anrichten können, ist jedem Landwirthe bekannt. Man thut natürlich weit besser, wenn man ihre Einquartierung ganz zu verhüten sucht, als daß man sich nachher, wenn sie sich schon eingenistet haben, auf Mittel zur Vertreibung derselben denkt. Das Erstere geschieht am sichersten durch eine zweckmäßige Einrichtung des Kornbodens. Man macht nämlich auf beiden Seiten des Dachs in der Länge, etwa anderthalb Fuß vom Boden, fünf Zoll weite Oeffnungen, so daß der Luftzug gerade über den Kornhaufen hinstreicht. Wenn diese Luftzüge in hinlänglicher Anzahl angebracht sind, so wird sich kein

kein Kornschmetterling sehen lassen, auch muß damit das fleißige Umstechen der Frucht verbunden werden. Zum Ueberflusse kann man den Boden und die Wände bis unter das Dach mit Vitriol, in kochendem Wasser aufgelöset, bestreichen. Ist die Brut wirklich schon da, so breitet man angefeuchtete linnene Tücher über das Getreide, da denn in etlichen Stunden eine Menge Kornmotten hinaufkriecht. Diese schüttet man den Hühnern vor, und wiederholt jenes Verfahren, so oft es nöthig ist.

H. F. C. D.

---

2.

**Um dieses für die Kornböden so äusserst gefährliche Insekt zu vertreiben oder zu vertilgen, räuchert man oft mit übelriechenden Sachen, als Hornspäne, Hufspäne, oder man legt todte Krebse oder Zwiebeln in die Kornbette, wo sie zu Tausenden hineinkriechen, und auch alsdann getödtet werden, oder man bringt das Korn** auf einige Zeit auf andere Böden, damit sie sich aus Mangel an Nahrung weggewöhnen. Allein diese Mittel helfen meistentheils wenig oder nur auf kurze Zeit, und die Kornwürmer finden den Weg zu den andern Böden, wohin man das Korn etwa gebracht hat, sehr bald.

Jedoch kann man mit Gewißheit ein Mittel empfehlen, welches gegen den weißen Kornwurm mit dem glücklichsten Erfolge angewandt worden ist. Zu Ende Augusts und Anfangs Septembers verpuppen sich die Raupen, und kriechen daher so hoch, als ihnen nur möglich, an dem Holzwerke hinauf, um sich so hoch, als sie nur können, anzuhängen. Man läßt also um diese Jahrszeit um jeden Sparren und Ständer einen Kreis oder Ring von frischem Theer machen, und solchen stets feucht oder frisch erhalten. Man wird immer eine Menge Raupen in dem Theere festgeklebt finden, welche man alsbald tödtet, und den Theer immer wieder erfrischen läßt, und so wird man bald diese ungebetenen Gäste glücklich vertilgt haben.

J. D.

Hannoversches Magazin.

39tes Stück.

Montag, den 30ten September 1811.

## Etwas über die Verbesserung der Strohdächer auf dem Lande, durch Anwendung der Lehmschindeln.

(Fortsetzung.)

Ist die Breite der Lehmschindel zu 2½ Fuß festgesetzt, so nimmt man am besten fünf dergleichen Strohpuppen auf eine Schindel, wovon die einzelne in die Mitte gelegt wird. Diese Strohpuppen werden gleichfalls einen Zoll hoch mit Lehm bestrichen.

Hiernächst nimmt man gerades langes Stroh, so viel als man mit einer Hand fassen kann, drehet selbiges ein paarmal um, biegt an den Halmenden ohngefähr ¼ der ganzen Länge zusammen, und legt mehrere dergleichen Bündel der Länge nach auf vorgedachte Strohpuppen neben einander. Dieses Stroh wird ebenfalls und zwar etwas über die Hälfte mit Lehm bestrichen, und die herunterhängenden Halme, mittelst eines untergehaltenen Beils, mit einem abgerundeten Knüppel abgeschlagen.

Nunmehro wird auf die dritte Latte von unten die zweite Lehmschindel, deren eine Seite nur etwas über die Hälfte mit Lehm bestrichen ist, gerade über die unterste hinaufgelegt, und mit Weidenruthen an den Enden, an die Latte angebunden. Diese Schindel nebst deren Strohenden wird an ihrer äußern Seite, einen guten Zoll dick mit Lehm bestrichen.

Die weitere Aufdeckung der Lehmschindel bis zum Forst ist ganz einfach; denn es wird nemlich eine der letztgedachten Lehmschindel auf die vierte Latte gelegt, mit Weiden daran gebunden, mit Lehm überzogen, und auf diese Weise bis zum Forst fortgefahren. Eine solche Reihe Lehmschindeln von unten bis zum Forst nennen die Decker einen Gang.

So wie die Lehmschindeln nach und nach übereinander gelegt werden,

so wird auch mit der bei der untersten Lehmschindel angeführten Bedekkung mit den Strohpuppen und Strohbündeln fortgefahren, und solche auf eine jedem Dachdecker bekannte Art auf die Lehmschindeln und unter sich selbst befestiget.

Wenn nun der zweite Gang aufgelegt wird, so müssen die Schindel an der Seite so scharf an die des ersten angelegt werden, daß sie sich in etwas überdecken, welches dadurch leicht erhalten wird, wenn jede Schindel an der Seite, mittelst eines kleinen Pflöckchens, so lange etwas in die Höhe gehoben wird, bis die ihr an der Seite zunächst liegende Schindel hinreichend untergeschoben ist.

Sobald nun das Dach auf der einen Seite völlig eingedeckt, und auf der andern Seite ein Gang fertig ist, so wird wegen mehrerer Bequemlichkeit die Deckung des Forstes sogleich theilweise vorgenommen, und folgendermaßen bewerkstelligt:

Es werden zuerst Strohpuppen, deren spitze Enden, um sie von gleicher Dicke zu erhalten, umgeschlagen und mit zwei Bändern befestiget; auf der einen Seite mit Lehm bestrichen, und mit solcher der Länge nach in die Oeffnung, welche die letzten Reihen der Lehmschindeln von beiden Seiten des Dachs offen gelassen haben, gelegt; alsdann wird diese eingelegte Strohpuppe auf ihrer obern Seite, und die ihr auf beiden Seiten zunächst liegende Lehmschindel beinahe bis zur Hälfte mit Lehm bestrichen. Auf diese werden sodann so viele von den letzt beschriebenen Strohpuppen mit kleinen hölzernen 9 bis 10 Zoll langen Pflöcken neben einander in der Breite der Schindel befestiget, jedoch nur so, daß die Hälfte derselben auf die andere Seite des Dachs herüber geschlagen, und mit Lehm verstrichen werden kann.

Auf der entgegengesetzten Seite verfährt man eben so, und legt zuletzt noch eine Schicht Lehm von etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll darauf.

In der Gegend des Schornsteins werden die Schindeln, wenn an denselben keine Latte vorbeigeht, worauf sie angebunden werden können, mit kleinen Pflöcken an die unten liegenden Schindeln angestochen, und gut mit Lehm verstrichen. Die Länge dieser Schindeln muß sich aber nach dem Zwischenraume vom Schornstein bis zur Latte richten.

## Beschreibung der zweiten Art von Lehmschindel-Dächern.

Es ist vorhin schon gesagt, daß hier die Lehmschindeln auf beiden Seiten mit Lehm bestrichen, und auf der äußern mit Stroh bestochen und bedeckt werden. Anfänglich wurden diese Schindeln 10 bis 12 Fuß lang gemacht, sie fanden aber keinen Beifall, weil sowohl ihre Verfertigung als das Aufdecken sehr mühsam ist, und man glaubte es deswegen gerathener,

ner, solche kleiner zu machen. Der Herr Baudirector Peterson hat mit gutem Erfolg bei Graudenz und am Bromberger Kanal verschiedene herrschaftliche Gebäude damit decken lassen.

Zur Anfertigung der Lehmschindeln, die 2 Fuß breit und 3½ Fuß lang sind, ist so wie bei der ersten Art ein Tisch mit drei aufgenagelten Leisten erforderlich, jedoch daß die beiden Seitenleisten 1½ Zoll von den hintersten abstehn müssen, damit der Stock dazwischen auf den Tisch gelegt werden kann, wenn die Schindel umgekehrt wird.

Auf dem Tische wird nun einen guten Zoll hoch Stroh dergestalt ausgebreitet, daß die Wurzelenden an der hintersten Leiste liegen, die Aehrenenden aber vorne vom Tisch, wo keine Leiste ist, herabhängen.

Dieses Stroh muß sodann überall mit gut zubereitetem oder gereinigten nicht zu fetten auch nicht zu dicken Lehm bestrichen, und mit allen fünf Fingern durch die Strohhalme gleichsam durchgekämmt werden, damit die Halme allesammt bestrichen und mit dem Lehm zusammenkleben. Demnach wird mit einem naßgemachten Streichbrett, woran ein Handgriff befindlich ist, die obere Seite plattgestrichen, und die über den Tisch hangenden Aehrenenden des Strohes über einen 2½ Fuß langen runden Stock von Haseln- oder Kiehnenholz herumgeschlagen, und auf dem obern Theil der Schindel mit Lehm festgeschmiert. Der Stock ist zugleich die Handhabe, womit die Arbeiter die Schindel vom Tisch ziehn, sie umwenden, weiter tragen, und aufs Dach bringen.

Ist nun die eine Seite, wie gesagt, bestrichen, so wird solche mit Sand, Kies, Haferkaf oder Spreu bestreuet, die Schindel herabgezogen und gleich umgelegt, so daß der Stock an die hinterste Seite des Tisches zu liegen kommt.

Nun wird die andere Seite des Strohes eben so wie die erste tüchtig mit Lehm bestrichen, mit dem Streichbrett abgeglichen, wie vorher Sand u. s. w. darauf gestreuet, die Schindel vom Tisch genommen, und an einen schon geebneten im Schatten liegenden Platz gelegt, wo solche neben einander Raum finden.

Die ganze Lehmschindel ist, wenn sie trocken geworden, 2 bis 2¼ Zoll dick. Sind die Schindeln beinahe trocken, so können bis 12 Stück hoch in einem bedeckten und verschlossenen Raum aufgestapelt werden. Das Austrocknen ist in keinem hohen Grade erforderlich, sondern sie können noch immer etwas feucht seyn, wenn die Bedeckung des Dachs damit vorgenommen wird.

Nachdem das Dach auf 12 Zoll Weite mit gewöhnlichen Latten belattet, auch da, wo die Schindeln genagelt werden, zwei Latten gegen einander oder besser eine stärkere Latte als die gewöhnlichen, nur mit hölzernen Nägeln, weil die eisernen

zwar besser aber zu theuer sind, befestiget worden, werden alsdann die Schindeln vermittelst einer an dem Stock befestigten starken Schnur, längst einer an das Gesimsbrett gestellten Diele durch einen Menschen, der auf dem Dache sitzt, heraufgezogen, und so aufgelegt, daß die Seite, wo der Stock, nach oben, die gegenüberstehende schmale Seite mit dem vor den Balkenköpfen herausgehenden Deckbrett zustimmt, oder sich vielmehr dagegen stützt. Unterhalb dem Stock wird nun die Lehmschindel mit zwei hölzernen Nägeln auf die damit zustimmende starke Latte aufgenagelt. Gleich über die erste Schindel wird die zweite dergestalt gelegt, daß sie mit dem untern Ende nur etwas weniges über den Stock der ersten reicht, und eben so an die zutreffende Latte genagelt. Auf eben diese Weise wird mit der dritten und den folgenden Lehmschindeln bis zum Forst hinauf verfahren. Es ist aber dabei zu bemerken, daß, bevor eine jede Schindel genagelt wird, die vorstehenden Enden des Schindelstocks, der Schindel gerade, abgeschnitten werden müssen.

Ist nun eine Reihe Schindeln, oder besser ein ganzer Baumgang breit, bis oben hinauf gedeckt, so wird der Baum eben so angelegt, als es bei den gewöhnlichen Strohdächern gebräuchlich ist. Hierauf wird etwas dünn zubereiteter Lehm, etwa anderthalb Fuß hoch von unten herauf, und 1 Zoll dick auf die Lehmschindel gestrichen, und sogenannte Strohpuppen, die 16 bis 18 Zoll lang, und 6 bis 8 Zoll dick, mit einer Weide oder Strohband gebunden, und an beiden Enden gerade gehauen sind, neben einander gelegt. Die zuerst oder an die Borte des Dachs anzulegende Strohpuppen werden gegen das oberste Ende schräg abgehauen, damit ihre obere Seite desto flächer gegen den Abhang des Dachs zu liegen komme: denn die Lage der folgenden Strohbündel richtet sich nach dieser ersteren, und werden nicht schräg behauen. Man legt diese Strohbündel unaufgebunden neben einander, legt über ihren Band eine geschnittene Latte, und befestiget solche gegen das Heruntergleiten durch einige vorgestochene hölzerne Nägel. Dieses geschieht, um durch diese Latte sowohl die Bündel von oben zusammen und in den feuchten Lehm zu drücken, als auch um für die weitere Anlage zur Seite eine Richtung zu haben. Auf die obersten Spitzen oder Enden der Bündel über der Latte wird sodann Lehm gestrichen, und nachdem sie aufgelöset worden, und die Latte weggenommen, werden sie mit dem gewöhnlichen Deckbrett zurückgestoßen, damit die Spitzen nach der Dachlinie in den noch feuchten Lehm kommen. Die Lehmschindeln werden an allen Seiten so nahe als es thunlich an einander gerückt.

Nun

Nun folgt die zweite Lage der Strohbündel, welche wie gesagt nicht abgeschrägt, sondern an beiden Enden gerade bleiben. Man legt sie, wie die untere Schicht, dicht neben einander, drückt sie mit der Latte nieder, bestreicht die nach der Lehmschindel gekehrte Spitzen mit Lehm, löset sie auf, nimmt die Latte ab, und stößt sie mit dem Deckbrett in den feuchten Lehm, der auf die Lehmschindel getragen ist, und womit nach oben hinauf fortgefahren wird, so wie die Strohbündel an Höhe gewinnen.

Auf diese Weise wird nun die Strohbedachung bis oben an den Forst fortgesetzt: wobei jedoch zu bemerken, daß die an der Leiter liegenden Strohpuppen, worauf der Baum mit einem Ende liegt, das Band vorerst behalten.

Das Stroh verbindet sich bei trockner Jahrezeit sehr bald mit dem Lehm, und wird, sobald alles recht trocken ist, so fest, daß man keinen Halm herauszuziehn vermag, und da alles fast eine Masse ist, so wird der größte Sturmwind ein solches Schindeldach schwerlich zerstöhren können.

Wenn nun die eine Seite des Dachs fertig ist, so wird mit der andern Seite desselben eben so, wie gesagt, verfahren; nur muß bei jeder Reihe oder Baumgang von Schindeln auch die Forst auf der entgegenstehenden Seite gleich mit gemacht werden.

Dieses geschicht, wenn eine Schindel oben um die Spitze nach beiden Seiten herum gebogen, und darüber nach der Länge des Forsts, ein von Stroh zusammengebundener mit Lehm belegter Wulst gelegt wird, um die Spitze des Dachs abzurunden oder sattelförmig zu machen. Dieser Wulst wird demnächst auch oben mit Lehm bestrichen, solches gehörig ausgeglichen, und darüber langes Stroh verbreitet, welches in den weichen Lehm eingedrückt, und oben herüber ebenmäßig mit Lehm zu verstreichen ist.

Hierin besteht das ganze Verfahren. Und wenn ein solches Dach fertig ist, so sieht es nicht allein gut aus, sondern Jedermann kann auch leicht beurtheilen, wie nützlich dasselbe bei Feuersbrünsten, sie mögen von innen oder von aussen entstehn, seyn muß.

Die im Mannsfeldischen übliche Art Lehmschindel-Dächer ist der eben beschriebenen gleich.

Herr Gilly hat im 3ten Theile in der ersten Abtheilung §. 29. diese Art von Lehmschindeln, wegen ihres durch die Erfahrung bestätigten vorzüglichen Nutzens, noch weitläuftiger ausgeführt. Da aber die Behandlung und das Eindecken im Wesentlichen keine Veränderung erleidet, so will ich nur dasjenige hersetzen, was der Herr Gilly als Verbesserung angegeben hat.

Die Schindeln sollen 5 Fuß lang und 3 Fuß breit seyn. Der Tisch, auf

auf welchen sie gefertiget werden, 7 Fuß lang, 3 Fuß breit, 2½ Fuß hoch, ohne Leisten. An eine der schmalen Seiten werden Bretter schräg angesetzt, um die Schindel darauf herunter zu schleifen.

Das Stroh soll nicht gerade, sondern als ein Pfauenschwanz ausgebreitet auf den Tisch, und zwar drei Lagen, jede ¾ Zoll dick, so übereinander gelegt werden, daß die Aehrenenden der obern etwa um ⅓ der Strohlänge vor den untern hervorstehn, die 1 Fuß lang vorn an der schmalen Seite des Tisches herunterhängen. Hierauf wird die Strohlage ¾ Zoll hoch mit Lehm überdeckt, und mit der Kelle wohl eingestoßen, damit das Stroh davon durchdrungen werde. Die Schindel wird mit Haferkaf überstreuet, und in dieselbe etwas eingedrückt. Auch sollen selbige rings herum, nachdem die herunter hangenden Strohenden auf eben die Weise, wie bei der ersten Art beschrieben, um einen Schindelstock gebogen und mit Lehm verstrichen, mit einer einen halben Zoll dicken Strohwurst eingefaßt werden.

Es sollen nur jedesmal drei bis 4 Schindeln über einander, und vier bis fünf neben einander, oder eigentlich nicht mehr auf das Dach gelegt werden, als an einem Tage mit Stroh bedeckt werden kann.

In der Breite werden 5 Schindeln, 3 Fuß hoch, ¾ Zoll dick mit weichem Lehm bestrichen, die Bordschöfe und Deckbunde, wie vorbeschrieben, aufgelegt, und die Spitzen mit dem Deckbrett in den nassen Lehm geschlagen.

Jede Lehmschindel wird zu fünf Fuß lang 2½ Fuß breit und ¾ Zoll dick gerechnet.

Die hier nur in wenig Worten beschriebene Verfertigung dieser Lehmschindeln scheint mir zu künstlich zu seyn, und den beschriebenen um desto weniger vorzuziehen, da sie zu groß sind, um bequem gehandhabt werden zu können, worauf doch vorzüglich Rücksicht zu nehmen, wie der Herr Gilly solches wiederholend selbst empfiehlt.

Ueberhaupt muß der Lehm zu den Schindeln nicht zu mager seyn, und keine Mergeltheile enthalten. Die Zubereitung besteht darin, daß er einen Fuß hoch in einen gewöhnlichen Sumpf geworfen, und mit Wasser nur so viel begossen wird, daß er völlig durchweicht. Hierin bleibt er wenigstens einen halben Tag liegen, dann wird er in einen Kasten geworfen, der 6 Fuß lang, 4 Fuß breit, und 10 bis 12 Zoll hoch ist, von allen kleinen Steinen und Wurzeln befreiet, so lange mit den Füßen getreten, bis er zu einem ziemlich dünnen Brei wird, und alsdann in einen andern eben so großen Kasten zum Verbrauch gethan.

Die in der Altenmark gebräuchlichen Lehmschindeldächer gehören zu dieser

dieser 2ten Art, und weichen wenig davon ab. Die Schindeln sind aber 10 Fuß lang, $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Fuß breit, und decken sich in der Höhe um $1\frac{1}{2}$ Fuß, bleiben mithin $8\frac{1}{2}$ Fuß lang. Die Strohdecke ist 9 bis 12 Zoll dick.

Die dritte Art der Lehmschindel-Dächer, wo die auf beiden Seiten mit Lehm bestrichenen Schindeln mit einem völligen Strohdache bedeckt sind, ist in einigen Gegenden von Westpreussen und im Netze-Distrikt, vorzüglich in der Stadt Camin, gebräuchlich.

Die Schindeln sind 8 Fuß lang und 3 Fuß breit. Sie werden verfertiget, indem man auf einen Tisch der Länge nach und in der Breite gutes langes Stroh 1 Zoll dick in Schichten so auflegt, daß die Stamm-enden von den Aehrenenden um 12 Zoll überdeckt werden, und letztere um 12 Zoll über den Tisch reichen. Diese Strohlage wird mit gutem weichen Lehm $\frac{1}{2}$ Zoll dick überdeckt, und mit dem Streichbrett glatt und gerade gestrichen. Ueber diese wird eine andere Lage Stroh queer herüber gelegt, deren Aehrenenden an beiden Seiten über den Tisch reichen, und abermals mit Lehm bestrichen. Die Aehrenenden werden an allen Seiten herüber geschlagen, und in den vier Ecken Schürzknoten gemacht, in den Lehm fest eingedrückt, und die ganze Schindel nochmals schwach mit Lehm überstrichen und mit Haferkaf bestreuet.

Die Schindel wird nun mit Hülfe der Schürzknoten und der an denselben schräg angesetzten Bretter von dem Tische herunter gezogen, nach dem zum Trocknen bestimmten Ort getragen, umgekehrt auf eine Bretlage gelegt, oben mit Lehm überstrichen und mit Kiessand bestreuet.

12 Schindeln werden zum Halbtrocknen eine über die andere gelegt.

In Camin sind die Lehmschindeln nur 5 Fuß lang, 3 Fuß breit, und decken sich nach allen Seiten um einige Zoll.

Sobald ein Baumgang 12 bis 14 Fuß breit nach der Länge gerechnet, gelegt ist, wird ein gewöhnliches Strohdach mit Strohschöfen und Bandstöcken 10 bis 12 Zoll dick darauf gelegt.

Ueber die Dauer und Festigkeit der Schindeldächer spricht die Erfahrung. Denn schon vor Jahrhunderten sind vorzüglich in Camin und dem Netze-Distrikt Dächer dieser Art gemacht worden, und die ältesten Greise daselbst wissen sich nicht zu erinnern, daß bei dem heftigsten und anhaltenden Regen die Lehmschindeln erweicht, oder bei entstandenem Brande in einem benachbarten Hause die zunächst gelegenen Gebäude angezündet worden, ja selbst viele derselben, (was am meisten zu bewundern) bis jetzt ohne einer höchstnöthigen Ausbesserung zu bedürfen, sich erhalten haben.

Aus

Aus dieser Ueberzeugung haben schon Colonieen in Preussen vor einigen Jahren um die Erlaubniß nachgesucht, keine Gebäude in ihre Feuersocietät aufnehmen zu dürfen, die nicht mit einem Lehmschindel- oder Ziegeldach versehen sind.

Der Schluß folgt.

---

## Mäßigkeit der Perser.

Die Perser sind sehr mäßig und nüchtern im Essen und Trinken. Schon Sokrates pries, nach dem Zeugniß Xenophons, diese Tugend an ihnen, und fast alle Reisebeschreiber erwähnen derselben. Selbst wenn der Perser ohne Kosten seinen Appetit befriedigen kann, ißt er äusserst wenig. Ueberhaupt genießen sie sehr wenig Fleisch, und von diesem auch nur Schöpsen-, Lamm-, Ziegen- und Hühnerfleisch, selten Rind- oder Kameelfleisch oder Tauben, niemals aber Schweinefleisch, Wildprett oder Fische; lieber nähren sie sich von Reis, Milchspeisen, Kräutern und Früchten. Sehr lieben sie die Zukkerwaaren, Confitüren, Bonbons und dergleichen. Auch bereiten sie eine große Menge Sorbets mit dem Safte von Früchten, den sie mit Muskus, Ambra, Rosenwasser, Weidenwasser, der Essenz von Würznäglein, Zimmet u. s. w. würzen. Sie halten gewöhnlich nur zwei Mahlzeiten, eine gegen 11 Uhr des Morgens, die nicht viel frugaler als ein Frühstück ist, und meistens nur aus kalter Küche, Früchten, hartgekochten Eiern, Käse, Confitüren rc. besteht. Die andere gegen Untergang der Sonne ist reichlicher und ausgesuchter. Man ißt dann gekochtes Fleisch, Hülsenfrüchte und vorzüglich Pilau, d. i. ein aus Reis bestehendes Gericht, das sie besser und mit mehreren Veränderungen zubereiten, als die Türken. Ausserdem sind sie große Liebhaber von Eis, das man in allen Städten, wo es viel Eisverkäufer giebt, im Sommer sehr wohlfeil haben kann. Sie essen oder nehmen es von Zeit zu Zeit in den Mund, und wenn sie Sorbet (d. i. ein kühlendes Getränk aus Wasser, Zucker, Zitronensaft, Rosen- oder anderm wohlriechenden Wasser und etwas Ambra) oder nur reines Wasser genießen, werfen sie ein Stück Eis in die Flüssigkeit, um sie zu erfrischen.

---

Druckfehler. Im vorigen Stück S. 603. Zeile 9. von unten lese man Latten statt Ketten.

# Hannoversches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 7ten October 1811.


## Etwas über die Verbesserung der Strohdächer auf dem Lande, durch Anwendung der Lehmschindeln.

(Schluß.)

Die vierte Art von Bedachung, wo die Lehmschindeln in mehrern Lagen ohne Strohbedeckung übereinander gelegt werden, ist die sogenannte Habaner-Dachdeckung.

Die Schindeln werden auf einem Tische verfertiget, sind 2 Fuß breit und 3 Fuß lang. Das Stroh wird auf 1 Zoll hoch fest zusammen gedrückt, darauf einen halben Zoll dick Lehm eingestoßen, und mit der Kelle glatt gestrichen. Hierauf wird eine zweite Strohlage mit umgekehrten Enden gelegt, und abermals mit einer schwachen Lehmlage übersetzt.

Diese Schindeln werden mit der mit Lehm bestrichenen Seite auf die Sparren, und zwar so gelegt, daß die oberste die unterste auf 2 Fuß überdeckt, mithin wird das Dach drei Schindeln dick, und hat weiter keine Bedeckung von Stroh, als die obere Seite der Schindel, und kann auf diese Weise nur im Ganzen 6 bis 7 Zoll dick werden.

Die in der Gegend von Querfurth gebräuchlichen Schindeldächer sind den vorbeschriebenen sehr ähnlich, nur daß die Schindeln 6 Fuß lang und 3 Fuß breit sind, sich dabei bis auf 2 Fuß überdecken, so daß wiederum das Dach die Dicke von 3 Schindeln bekommt.

Noch gehört zu dieser Art Dachdeckung, die in Nassau-Siegen bei den Schmelzhütten im Gebrauch ist. Sie besteht darin, daß auf einen drei Fuß langen und zwei Fuß breiten Tisch ein guter Finger dick Stroh verbreitet, mit erweichtem Lehm bestrichen und hineingearbeitet wird. Auf diesem Tischblatt wird die Schindel dem Decker sofort zugetragen, aufgelegt, und mit Bandweiden an den Latten festgebunden. Während

der Zeit wird auf einen zweiten Tisch eine andere Schindel oder vielmehr Strohblatt gestrichen, und sofort über dies erste so gelegt, daß es nur um ein Paar Zoll höher hinaufgerückt wird. Da nun die Lehmseite der Schindel nicht gegen die Sparren, sondern nach aussen kommt, auch die Stoppelenden des Strohes mit Lehm bestrichen werden, und also hervorragen, so sieht es als ein gewöhnliches Strohdach aus. Es deckt aber, da die Schindel drei Fuß lang ist, noch die zwölfte Schindel die erste, mithin dürfte, wenn das Dach 6 Zoll dick seyn sollte, jede Schindel nur einen halben Zoll stark seyn.

Diese vierte Art der Dachbedekkung, wo mehrere Schindeln übereinander gelegt werden, scheint mir nicht allein sehr schwer zu seyn, sondern auch vornemlich ist zu befürchten, daß da solche nur eine fast nicht zu rechnende Strohbedeckung haben (wie im Anfange dieses Aufsatzes schon erwähnt) der Regen und Schnee den Lehm in kurzer Zeit auflösen, herabschwemmen, und nichts als das lockere Stroh zurücklassen wird.

Eine aus gutem Stroh oder Rohr gemachte Bedeckung der Lehmschindel, vornemlich wenn solche, wie nach der zweiten Art, mit den Lehmschindeln gut verbunden ist, währt in der Regel 50 und mehrere Jahre, und kann alsdann dem Dache eine neue Bedeckung gegeben werden, indem man die alte Strohdecke abnimmt, und nebst einem Theil der Lehmlage herunterschabet, eine 3 Viertel Zoll dicke neue Lehmlage aufträgt, und solche wieder mit frischen Stroh oder Rohr bespickt.

Kleine Ausbesserungen werden aber dadurch bewirkt, daß man die über den schadhaften Stellen befindliche Strohdecke mit dem Streichbrett aufhebt, etwas Lehmbrei auf die Schindel bringt, kleine etwa 9 Zoll lange Strohbündel hineinsteckt, und sie nach der Richtung der Dachfläche in den Lehm einklopft.

Die Erfahrung lehrt, daß ein gutes Schindeldach wasserfester als ein doppelt gedecktes Ziegeldach ist, wenn die Steine nicht von besonderer Güte und fleißig verstrichen sind. Auch haben sie den wichtigen Vorzug, daß der Bodenraum bei jenem im Sommer kühler, und im Winter wärmer als bei diesem ist, wo gewöhnlich der umgekehrte Fall eintritt.

Ja bei der Feuersnoth selbst, wo zuweilen Ziegel von der Hitze zerspringen, dem Feuer Zugang zum Dach verschaffen, und durch das Herunterfallen den löschenden Personen gefährlich werden können, sind diese Nachtheile beim Schindeldach keinesweges zu fürchten.

Es ist überhaupt noch zu bemerken, daß Stroh, Lehmschindel- und Rohrbedeckungen eigentlich gerade aufgehende Giebel haben sollten, weil durch die Anbaue und Wiederkehren Winkel und Hohlkehlen entstehn, die nicht

nicht leicht wasserdicht zu machen sind, und dem Gebäude zum großen Nachtheil gereichen.

Am öftersten ist wohl Unvorsichtigkeit die Ursache eines Brandes, und das Gebäude wird von innen entzündet. Alsdann schützen die Lehmschindeln das Strohdach, daß es nicht sogleich als ein gewöhnliches vom Feuer ergriffen werden kann, und verschafft den Löschanstalten Zeit, mit Ueberlegung sowohl zur Dämpfung als gegen die Ausbreitung des Feuers die gehörigen Vorkehrungen zu treffen, als auch nachbarliche Hülfe anzurufen. Wird das Gebäude von aussen entzündet, so kann im ärgsten Fall nur die äußere Strohdecke verbrennen, Latten und Sparren sind durch die Lehmschindeln gedeckt.

Da aber bei einem heftigen Brande, der im Innern des Gebäudes entsteht, besonders, wenn, wie es nicht selten der Fall, der Boden mit Heu und Stroh angefüllt ist, die Latten und Sparren vom Feuer ergriffen und verbrannt werden, der Einsturz des Dachs mit seiner Strohdecke erfolgen kann, so gebe ich anheim, ob es deswegen nicht rathsam sey, die Latten und Sparren an allen Seiten mit Lehm, wenn auch nur einen halben Zoll dick, zu überziehn? Die Kosten würden nicht groß seyn, weil zu einer Quadratruthe von 256 Fuß Dachfläche $\frac{1}{3}$ Fuder Lehm ausreichen würde. Sollte auch der Fußboden des Dachs mit einer Lehmdecke überzogen werden, so würde die Quadratruthe ein bis anderthalb Fuder Lehm erfordern.

Bis jetzt sind die meisten vorgeschlagenen künstlichen Mittel, das Holz mit einem Anstrich zu überziehn, um es dadurch gegen das Verbrennen zu sichern, im Ganzen und Allgemeinen noch nicht sehr anwendbar befunden. Lehm oder Thon ist noch immer das fast einzige, und dabei nicht kostbare Material, welches dem Feuer undurchdringlich, und der hier in Rede seyenden Absicht entspricht.

Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß man fast bei jedem Dorfbrande bemerkt, wie nachtheilig die aus trocknem Reisig und Tannenstaken bestehenden sogenannten Zäune sind, wie sie gleich vom Feuer ergriffen werden, in Flammen auflodern, und gleich einem Lauffeuer nicht allein die ihnen zunächst gelegenen Gebäude in Brand setzen, sondern auch die Löschanstalten sehr behindern.

Wie sehr wäre es demnach zu wünschen, wenn durchgehends diese trocknen Zäune zu machen verboten, und dagegen befohlen würde, an deren Stelle nach und nach die Gehöfte mit lebendigen Hecken zu befriedigen, die nicht allein ein besseres Ansehn haben, sondern auch vieles Holz ersparen, was mit Nutzen zum Brennen gebraucht werden kann.

Die zweite Art von Lehmschindeldächern hat unstreitig vor allen übrigen viele Vorzüge. Es fallen nemlich

lich die in mancherlei Rücksicht unangenehme Absätze, welche bei den andern Arten von Lehmschindeln entstehn, dabei weg; nächstdem sind sie dauerhafter und dichter. So gegründet nach meiner Einsicht dieses Urtheil des Herrn Gilly ist, so scheint es mir jedoch nicht, daß solche weit kostbarer als erstere seyn sollten, und geschicktere und geübtere Arbeiter erfordern würden. Aus der Beschreibung wird abzunehmen seyn, daß eigentlich alle Handgriffe einfacher und leichter von denen zu erlernen sind, die mit der Verfertigung der Strohdächer umzugehn wissen. Und aus diesen Ursachen finde ich kein Bedenken, letztere Art vor der erstern vorzüglich zu empfehlen.

Eine Quadratruthe von 256 Quadratfuß dieser Dachbedeckung würde in Cassenmünze kosten:

| | Rthlr. | mgr. |
|---|---|---|
| 16 Stück Latten bei 12zölliger Lattung à 4 mgr. | 1 | 28 |
| Arbeitslohn, solche anzuschlagen, à 2 pf. - - - - | — | 4 — |
| 1½ Schock Lattnagel, à 6 mgr. - - - - - - | — | 9 — |
| 6 Lehmschindeln in der Höhe und 8 in der Breite, à 3½ Fuß hoch, 2 Fuß breit, macht 48 Stück, solche zu verfertigen und aufzudecken, à 1 mgr. | 1 — | 12 — |
| 48 Schindelstöcke, 2½ Fuß lang, à 1½ pf. - - - - | — | 9 — |
| 2 Schock Bindeweiden, à 2 mgr. - - - - - - | — | 4 — |
| Zu den Schindeln und Puppen in allen incl. Abgang 60 Bund Stroh, à 2 mgr. - - - - - | 3 — | 12 — |
| Solche einzudecken, Arbeitslohn - - - - - - | 1 — | — — |
| 4 Fuder Lehm, à 12 Cubicfuß, zu graben und anzufahren, à 9 mgr. - - - - - - - | 1 — | — — |
| Summa | 9 Rthlr. | 6 mgr. |

Zum Beschluß will ich noch anführen, daß in den Gegenden, wo gutes Rohr zu haben ist, und wo man es sonst zum Decken der Gebäude anwendet, man, nachdem die Strohschindeln nach der zweiten Art gelegt sind, anstatt solche mit Strohpuppen zu überziehn, in den naß aufgetragenen Lehm drittehalb bis drei Fuß lang gehauenes Rohr handvollsweise einstecken und eindrücken kann, doch so, daß die untern Enden nicht hohl, sondern fest aufliegen. Uebrigens verfährt der Decker, wie er solches bei jedem reinen Strohdache zu thun pflegt und thun muß.

Lgr.

---

Ueber

# Ueber Verfertigung des Birnen- und Wurzeln-Syrups.

Die bisher in öffentlichen Blättern gegebenen Anweisungen zur Verfertigung des Syrups aus Birnen und gelben Wurzeln scheinen nicht dem Publikum den gewünschten Nutzen zu verschaffen. Theils sind die vorgeschlagenen Arten der Zubereitung mit zu viel Arbeit, die doch berechnet werden muß, verbunden, theils ist der Ertrag im Verhältniß zu den Kosten zu geringe. Es sey mir deswegen erlaubt, die in meiner kleinen Oekonomie seit 12 Jahren und länger in dieser Rücksicht angewandte Methode bekannt zu machen.

1) Birnen-Syrup.

Die Birnen werden wiederholt gewaschen, zumal da wir dazu die kleinigten und schlechten Birnen, besonders von Bergamotten, St. Germain und Sucre verd nehmen, (aber ja nicht geschält, denn die Schale enthält sehr viel Zuckertheile) dann in einem großen eingemauerten Kessel ganz mürbe gekocht, darauf mit einem Durchschlage ausgefüllt, und der Saft in dem Kessel gelassen, wohinein die zweite Portion Birnen geschüttet und so viel Wasser zugegossen wird, daß die Birnen damit bedeckt sind, und alle recht mürbe kochen können. Man läßt den Saft im Kessel, um nachher beim Syrupkochen desto weniger Wasser verdampfen lassen, und die Arbeit desto eher vollenden zu können.

Sobald die erste Portion Birnen gar gekocht und ausgefüllt ist, fangen wir an zu pressen. Wir bedienen uns dazu einer gewöhnlichen Wachspresse, geben in einen linnenen, nicht zu dichten Beutel, von der Breite der Oeffnung in der Wachspresse, aber länger als selbige, (da der offene Theil des Beutels einigemale umgeschlagen wird, damit nichts Dickes durchgehe) von diesen gekochten Birnen, und pressen sie in der Presse, bis der Saft heraus ist, der in den unter der Presse stehenden Tubben läuft. Daß der Saft heraus ist, sieht man, wenn die in dem Beutel befindlichen Birnen so gepreßt sind, daß der daraus gewordene Kuchen ganz trocken ist, und kein Saft mehr kommen will. Damit der Beutel nicht so sehr leide, und der Saft desto besser herauskomme, legen wir über die in der Oeffnung der Wachspresse liegenden runden Hölzer schieres Stroh, jedoch nicht zu viel, welches, im Fall der Beutel reißt, zugleich verhütet, daß von den festen Theilen der Birnen nichts durchläuft.

Sind die ersten Birnen auf die Art ausgepreßt, so machen wir es eben so mit dem 2ten und 3ten Kessel voll. Sind nun alle Birnen gahr und weich gekocht, so wird das Feuer unter dem Kessel weggenommen, und aller darin befindliche Saft ausgefüllt, und nachher mit den Birnen durch den Beutel gegeben

ben und ausgepreßt. Sogleich wird, da der Raum es nur verstattet, einen Kessel einmauern zu lassen, derselbe gereiniget, dann der ausgepreßte Saft hineingegeben, und bei starkem Feuer gekocht, da durch das Nachgießen des Saftes, der indeß ausgepreßt worden, dem Ueberbrausen gewehrt wird. Sobald das Pressen geendiget, und aller Saft im Kessel ist, der bei dem starken Feuer durch das Verdampfen der wässerigten Theile immer weniger, daher auch dicker und zäher wird, muß man das Feuer schwächer werden lassen, da der Saft sehr leicht steigt und überbrauset. Während des Kochens wird der Schaum, worin sich alle Unreinigkeiten absondern, sorgfältig mit einer Schaumkelle abgenommen. Sobald der Saft anfängt, dicker zu werden, wird er, damit er nicht verbrenne, gerührt, jedoch nicht stark. Erhält er die dunkelrothe Syrupsfarbe, und wird bedeutend dicker, so muß man ihn öfterer probiren, indem man davon etwas in ein Tassenschälchen giebt, und ihn kalt werden läßt. Findet man bei dieser Probe, daß er die gewünschte Dicke habe, dann ist es Zeit, alles Feuer unter dem Kessel auszunehmen, und den nun fertigen Syrup in die bereit stehenden Gefäße möglichst schnell auszufüllen, damit er nicht zu steif werde, und nicht zu viel sich im Kessel ansetze.

Daß man gleich mit in den Kessel gegossenem kalten Wasser das Angesetzte lösen und den Kessel reinigen müsse, weiß jede Hausfrau.

2) Syrup von gelben Wurzeln oder Mohrrüben.

Diesen bereiten wir eben so wie den Birnen-Syrup, nur werden die Wurzeln, nachdem sie mit einem Besen zuvor im Wasser tüchtig gefegt, und hernach ein Paarmal gewaschen sind, mit einem sogenannten Stutz- oder Stoßeisen klein gestoßen, da sie denn nicht nur durchgehends beim Kochen gleich mürbe werden, sondern auch die Beutel weniger leiden.

Der Ertrag des aus Birnen und gelben Wurzeln gewonnenen Syrups ist verschieden. Von Birnen erhielten wir im Durchschnitt 7 bis 8 Pf. Syrup vom Himten; von Carotten und gelben Wurzeln 3 bis 4 Pfund Syrup vom Himten. Ich muß hiebei noch bemerken, daß wir mehrentheils nur den Ausschuß von den genannten Sorten Birnen genommen, und die besten zum Essen ausgesucht haben.

Da wir uns desselben zum Kaffee bisher nicht bedienet, sondern denselben mehr zum Essenkochen und zur Ersparung der Butter gebraucht haben, so ist von uns der bekannte chemische Proceß, dem Syrup mit Kreide die Säure zu nehmen, nicht versucht worden.

Aus dieser umständlichen für den Landmann besonders bestimmten Darstellung unsers Verfahrens bei Verfertigung des Birnen- und Wurzeln-Syrups wird jeder leicht einsehen,

hen, daß sowohl die Mühe als Unkosten reichlich vergütet werden, zumal da der Abfall, besonders von Birnen, ein treffliches Futter fürs Vieh giebt. Auch bedarf es dazu nicht vieler Geräthschaften; ein eingemauerter Kessel (denn in einem andern brennt der Saft leichter an, kocht auch leichter über), eine Wachs- oder Honigpresse, welche die Imker haben, 2 Beutel, mehrere Tubben, ein Stock zum Rühren mit einem schmalen ovalen Brette, und andere in jeder Haushaltung sich findende Geräthschaften sind alles, was dazu erfordert wird.

Blauel
Prediger zu Großenhehlen bei Celle.

## Reinigung des Honigs, aus eigner Erfahrung bewährt gefunden.

Bei dem hohen Preise des Zuckers muß doch wohl jeder, der Süßigkeit liebt, darauf bedacht seyn, unsere einheimischen Surrogate dahin zu vervollkommnen, daß er einigermaßen jenem Mangel des Zuckers abhilft, und dieses ist die Reinigung des Honigs. Es ist längst erwiesen, daß die Kohle auch dem Honig seinen sehr vielen Menschen so unangenehmen Geruch und Geschmack benimmt; es scheint aber dies nicht bekannt genug zu seyn, da im Allgemeinen bis jetzt so wenig Gebrauch davon gemacht worden; und vielleicht sind auch viele durch das Unangenehme des Staubens der Kohlen beim Stoßen derselben, und wegen der Unbekanntschaft mit einigen dabei nöthigen Vorsichtigkeitsregeln davon abgehalten worden. Ich theile dem Publikum daher die Anfertigung des Honigsyrups hierdurch mit, wie es mir immer am besten gelungen ist. Man nehme z. B. 4 Pfund guten, reinen, gelben, körnigen Honig, löse ihn in einem Kessel bei gelindem Feuer in zwei Berliner Quart Wasser auf. Nun stoße man in einem Mörser nach und nach ein halbes Pfund aufs neue gut ausgeglühete und wieder erkaltete Kohlen von Fichtenholz, mit so vielem Wasser angefeuchtet, daß sie nicht stauben, und reibe sie mit der Mörserkeule ziemlich fein. Diese spühlt man mit zwei Quart Wasser zu dem aufgelösten Honig, und läßt diese Mischung auf dem Feuer so lange gelinde kochen, bis der Honiggeruch verschwunden ist, welches in einer Viertel- oder halben Stunde zu geschehen pflegt. Daß man im Ganzen zu einem Pfunde Honig ein Quart Wasser gebraucht, ist durchaus nöthig, weil sonst mehr Kohle, auch viel mehr Zeit dazu erfordert wird, ehe der Geruch verschwindet. Der aufgelöste und seines Geruchs beraubte Honig wird nun auf ein ausgespanntes dickes wollenes Tuch gegossen; das zuerst Durchgelaufene, welches noch vielen Kohlenstaub enthält, gießt man so lange wieder auf das Tuch, bis es ziemlich klar wieder durchläuft, und gießt

gießt nachher so oft frisches Wasser auf das Kohlenpulver, immer wenig auf einmal, bis das Durchlaufende beinahe geschmacklos ist. Alles Durchgelaufene mischt man kalt mit dem Weißen von einem Ei, welches man mit etwas Wasser eben geschlagen hat, rührt es gut durch einander, läßt es ein Paarmal aufkochen, bis es ganz klar ist, und giebt es dann durch ein gleiches wollenes Tuch, durch welches noch kein Kohlenstaub gegossen worden. Diese klare, etwas gelblich aussehende Flüssigkeit kocht man bei sehr gelindem Feuer ein, und wenn die mehrste Feuchtigkeit verkocht ist, dunstet man sie nun beim steten Umrühren so lange ab, bis ein herausgenommener kalter Tropfen die Dicke eines guten Syrups hat. Man erhält dadurch einen bräunlichen, etwas nach gebrannten Zucker schmekkenden Syrup, welchen man zu allen Speisen, zu denen man sonst Moscovade nimmt, gebrauchen kann. Will man ihn aber von dem brenzlichen Geschmack befreiet haben, muß man den mit Eiweiß geklärten Honig in einem Kessel abrauchen, welchen man in einen andern Kessel setzt, worin so viel Wasser befindlich ist, daß es über den Boden des innern Kessels steht, und dieses Wasser nicht über dem Feuer kochen lassen, sondern nur immer scharf heiß erhalten. Hierzu ist ein Kessel mit flachem Boden am besten zu gebrauchen, in welchen man nur immer wenig auf einmal von dem Honig gießt, und es beständig umrühren läßt. Man erhält dann einen Syrup, welcher gelblich von Farbe, völlig frei von allem unangenehmen Geruch und Geschmack ist, und zu denen Speisen, zu welchen man sonst feinen Zucker nimmt, gebraucht werden kann.

Der Verlust, welchen man an Honig leidet, beträgt nicht volle drei Loth auf das Pfund. Aber wie verhält sich diese Süßigkeit zu dem wirklichen Zukker? Dem Geschmacke nach mußte ich das doppelte Gewicht des Syrups gegen Zucker nehmen; um eine Menge Wasser gleich süß zu machen; doch behauptete eine sehr gute Wirthin, welche viel von diesem Syrup verbraucht hatte, daß sie weit weniger desselben zum Süßen der Speisen nöthig gehabt, als wenn sie Zucker angewandt hätte. Ob dieses wirklich so, oder ob es Täuschung war, kann ich nicht entscheiden. Sey es aber auch, daß man doppelt so viel gebrauchen muß, so ist es doch ein Landes-Produkt, welches jetzt zwar wegen der hohen Zuckerpreise als Süßigkeit auch einen viel höhern Preis hat; durch vermehrte Bienenzucht aber vielleicht wieder zu seinem alten Preise herabsinken könnte. Es lohnte sich daher wohl, den Landmann zur Bienenzucht aufzumuntern, und durch angesetzte Bienenväter ihnen Anweisung dazu geben zu lassen, da dieser Nahrungszweig so wenig Zeit erfordert, und viel zur Aufhelfung seines so sehr gesunkenen Wohlstandes beitragen könnte. Aber nicht bloß zum Süßen unserer Speisen wäre der gereinigte Honig anzuwenden, er könnte auch zur Veredlung unseres Landweins, zur Anfertigung feinen Meths nützlich gebraucht werden, und wir könnten uns Lebensgenüsse verschaffen, ohne dem Auslande so sehr zinsbar zu werden, und einen guten Theil unsers Geldes, welches nicht so bald wieder ersetzt wird, im Lande behalten. Ob der Honig, wenigstens ein Theil desselben, in härtere Gestalt gebracht werden kann, und wie weit dieses ausführbar ist, werden mehrere Versuche, welche ich anstellen werde, zeigen.

Meyer.

Hannoversches Magazin.

41tes Stück.

Montag, den 14ten October 1811.

## Ueber die Modesucht und ihre nachtheiligen Folgen.

Von F. Wolff,
Prediger zu Duttenstedt.

Nicht leicht wird unserm Zeitalter ein gerechterer Vorwurf gemacht, als der einer schrankenlosen Modesucht. Sie hat sich in allen Ständen verbreitet, sie herrscht gegenwärtig, vielleicht mehr, als jemals, in jeder Periode des Lebens, und zwingt die Menschen von der Wiege bis zum Grabe, ihre ehernen Fesseln zu tragen, so lästig und drükkend diese auch immerhin für Lebensgenuß, Finanzen und häusliche Glückseligkeit seyn mögen.

Wenn wir indeß die tyrannische Allgewalt näher beleuchten, welche die Mode, diese Göttin unsers Zeitalters, über einen großen Theil der Bewohner unsers Erdenrundes ausübt; so finden wir ihre Herrschaft oftmals auch da, wo wir sie am wenigsten suchen zu müssen glauben. Nicht nur über Kleidung, Hausgeräthe, Putz, Haltung des Körpers, über unser häusliches Leben und mechanische Künste gebietet sie mit unwiderstehlicher Gewalt, nein, sie schwingt auch ihren ehernen Scepter über die Werke des menschlichen Geistes, der Laune und des Witzes.

Eben diese Allgemeinheit, welche Convenienz und Mode ausüben, macht, daß wir es nicht auffallend finden, wenn sich jeder ihrem Joche gern unterwirft, und wir pflegen im Gegentheil uns da den Ausbrüchen der Satyre und des Witzes zu überlassen, wo wir, bei Personen und Gegenständen, einen merklichen Contrast in Ansehung derselben entdecken. Es wundert uns nicht, wenn der Jüngling und das Mädchen ihre Körper in eine gewisse, allgemein übliche Kleidertracht zwingen, und sich in der Haltung des Körpers, im

Gange und in tausend andern Dingen der Mode willig fügen. Niemanden befremdet es, wenn der herangewachsene junge Mann mit der Tabackspfeife erscheint, seine Natur zum Kampfe gegen die Gewalt eines narkotischen Krautes auffordert, und endlich siegen lehrt. Niemanden ist es auffallend, wenn wir im Umgange, in der Lektüre, ja in unserm Urtheile über Begebenheiten, Sitten und Gebräuchen der Mode willig Folge leisten *). Man denkt, daß dieses nun einmal so seyn müsse. Allein befremdend ist es, wenn sich die Modesucht über wichtigere Gegenstände verbreitet. Und daß dieses sehr häufig der Fall sey, hat gewiß schon längst jeder Nachdenkende beobachtet. Es ist z. B. noch nicht sehr lange, daß jeder, der irgend ein gelehrtes Erzeugniß seines Geistes in die Welt fördern wollte, dasselbe mit dem bescheidenen Namen eines Versuchs ausrüstete, wenn er auch gleich sein Machwerk für ein vollendetes System der Wissenschaft hielt. Aus dieser Periode giebt es Versuche in Gedichten und Romanen, in historischen Darstellungen, Charakterschilderungen, in allen Disciplinen, und, der Himmel weiß, warin noch sonst. Und wem könnte wohl überhaupt die Modesucht in Erfindung gewisser Kunstwörter entgangen seyn, wodurch sich oft der unwissende Tropf ein Gewicht zu geben sucht, und hinter denen sich mehrentheils wahre Armseligkeit des Geistes sehr geschickt zu verschanzen weiß. Indeß schmiegt sich doch auch oft der eherne Scepter der Mode unter das kleinliche Laster der Habsucht, wie denn überhaupt manche Gewohnheit, die wir Mode nennen, nicht immer durch edele und rühmliche Ursachen veranlaßt, sondern mehrentheils durch physische und moralische Gebrechen der Menschheit mag erzeugt seyn. So hat gewiß Gewinnsucht manchem Buche einen Titel gegeben, weil irgend ein literärisches Werk ein ähnliches Aushängeschild führte, und eben Modelektüre war. Der Verfasser eines Rinaldo Rinaldini und die Urheber ähnlicher Tagvögel, deren Ruhm noch nicht lange verhallet ist, haben es wahrlich nicht ihren Verdiensten, sondern dem Spiele der Mode zuzuschreiben, wenn ihre Abentheuerlichkeiten so häufig gelesen wurden, und ihre Liederchen unsere Damen auf eine Zeitlang zu Guitarrespielerinnen gemacht haben. Jeder, der auch nur den unpartheiischen Correspondenten lieset, muß es bemerkt haben, daß eine bedeutende Reihe von Romanen und Sittengemählden sich auf dem Titel durch einen angehängten frommen Wunsch dem Leser

lus

*) Einen auffallenden Beitrag dazu liefert ein vor mehreren Jahren übliches Spielzeug, Joujou genannt, welches man nicht nur in den Händen der Kinder, sondern auch der Erwachsenen, auf allen Gassen erblicken konnte.

lustigen Publikum zu empfehlen suchten, und daß man dieses bis zum Lächerlichen und Eckelhaften fortsetzte. Da gab es einen Mann, wie er seyn sollte, ein Weib und Mädchen, wie es seyn sollte, Fürsten, Minister, Soldaten und Kaufleute, alle wie sie seyn oder nicht seyn sollten, und wenige Bücher dieser Art leisteten dieser Forderung Genüge, indem sie selbst nicht waren, wie sie seyn sollten.

Sieht man nur aufmerksam umher, so ist es wohl nicht zu leugnen, daß sich die Mode über alle Stände und Verhältnisse des menschlichen Lebens erstreckt, und daß sie ihre Herrschaft sowohl über die Gegenstände der physischen als moralischen Welt ausdehne. Der Gelehrte, wie der Handwerker, der Mann, welcher die ersten Stellen im Staate bekleidet, wie derjenige, der im Mittelstande lebt, der Begüterte und Arme, der Jüngling, der Mann und selbst noch der Greis, jeder opfert, auf seine Art, am Altare dieser Göttin. Der Niedere sucht es in der Mode immer dem Höhern nachzuthun und sich ihm anzuschließen. Sie giebt den Ton an, den man als ein Erforderniß der feinen Welt betrachtet, sie gießt alles in eine gewisse conventionelle Form, Kleidungsstücke, Möbeln, und was sonst noch zu den Bedürfnissen des menschlichen Lebens gehört, ja selbst Gedanken, politische Meinungen, die Werke des Witzes und der Laune. Eine Sammlung von Modejournalen würde in dieser Hinsicht nicht ohne Interesse und Verdienst seyn, in so fern man daraus abnehmen könnte, wie oft Menschen, von Convenienz und Mode hingerissen, sich von der Natur entfernten, und auch wiederum zu ihr zurückkehrten. Aber eine noch angenehmere Unterhaltung müßte uns eine getreue Darstellung der Moden in intellectueller und moralischer Hinsicht gewähren, da sie selbst einen unverkennbaren Einfluß auf die sittliche Bildung einzelner Menschen und ganzer Generationen äußern. Durch die Allgewalt und Mitwirksamkeit der Mode hat sich das menschliche Geschlecht vielleicht nicht minder verändert, als durch politische Umwandlungen. Man denke sich einmal lebhaft eine solche Scene, daß ein vor hundert und mehrern Jahren Entschlafener plötzlich wieder unter uns aufträte, ich glaube, er würde in seiner altfränkischen Kleidung für unsere Zeitgenossen eine eben so auffallende Erscheinung seyn, wie diese für ihn. Kaum würde er es sich denken können, daß dieses dieselbe Welt sey, in welcher auch er einst dachte, empfand und handelte. Zu welchen Mißgriffen und Irrthümern würde es ihn nicht verleiten, wenn er die Stände nach dem äußern Scheine, und nach einer gewissen unverkennbaren Politur beurtheilen wollte, welche die Mode fast allen mitgetheilt hat; denn unmöglich kann man diese Veränderungen alle einer fortschreitenden Cultur zuschreiben, indem es oftmals

denen, welchen die Mode und Convenienz einen äußern Anstrich von feiner Bildung mitgetheilt hat, an allen Erfordernissen einer wahren Cultur fehlt. Die sittsame Bürgerstochter in der Unschuld und Einfalt der Sitten, mit altmütterlicher Tracht, wie sie uns Erzählungen und Gemälde aus jenem Zeitalter darstellen, würde er gänzlich zu vermissen glauben; den Rathsherrn und Beamten, ehemals kenntlich durch seine Kleidung, würde er vergeblich in einen Allongenperücke suchen. Ja ich bin überzeugt, in manchen unserer modernen Kleidungsstücke würde er, ohne die Person ihres Besitzers zu sehen, die sonderbarste Vereinigung der Tracht eines Riesen und Zwerges entdecken.

Die Frage: Welches sind die Folgen und Wirkungen dieser so allgemein verbreiteten Modesucht? ist gewiß in mehr als einer Hinsicht interessant. Einmal ist es wohl nicht zu leugnen, daß sie uns zum Theil wieder in die Vorwelt zurückführt; denn man müßte wahrlich den Urhebern neuer Moden ein sehr schöpferisches, ja ein unerschöpfliches Genie zuschreiben, wenn man alle Moden für eigenthümliche Erfindungen halten wollte. Die bloße Ansicht und Vergleichung des Neuesten mit dem Alten zeigt oftmals schon hinlänglich, daß eine neue und allgemein verbreitete Tracht, ein üblicher Kopfputz u. dgl. nichts weiter, als eine Modification des längst einmal Vorhandenen sey. So war es z. B. im Mittelalter Sitte, daß man sehr lange Schnabelschuhe trug, deren Länge oder Kürze nach dem Verhältnisse des Ranges abgemessen war; diese Form der Schuhe hat man selbst in in unserm Decennio wiederholt. Die nächste Wirkung der Modesucht ist daher nichts anders, als ein beständiger Kreislauf, in dem das Alte mit dem Neuen abwechselt, und das eine immer das andere verdrängt. Allein dieser oft sehr schnelle Wechsel hat denn auch bedeutende Folgen, wenn man dabei auf häusliches Glück und Familienwohl sieht; denn dafür ist die schrankenlose Modesucht nicht selten eine drückende Bürde. Man denke sich einen Mann im Mittelstande, bei einer beschränkten Einnahme, und bei dem unter den gegenwärtigen Zeitumständen so hoch gestiegenen Preise mancher Lebensbedürfnisse, und man wird einsehn, welch eine harte Geissel die Mode für ihn sey. Ausschließen, gänzlich absondern kann und will er mit den Seinen sich nun einmal nicht, oder er muß sich den Spötteleien Anderer Preis geben. Unter diesen Umständen sieht er sich also genöthiget, zu anderweitigen Entbehrungen seine Zuflucht zu nehmen, und sich und seinen Angehörigen den Tribut der Mode abzuarbeiten, anderer Nachtheile nicht einmal zu gedenken, wohin eheliche Zwietracht, übele Nachrede und Verleumdung würde zu rechnen seyn. Doch wir wol-

wollen nur einmal bei den mancherlei Einschränkungen und Versagungen stehn bleiben, die sich der Freund der Mode auferlegen muß, und ihr Einfluß auf häusliches Wohlergehn ist bedeutend genug, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Sind nicht mehrentheils Mißlaune und Lebensüberdruß, diese Feinde des häuslichen Glücks, davon natürliche Folgen? Aber oft verleitet die über Vermögen befriedigte Modesucht zum Borgen und Schuldenmachen, zum Mangel der Treue und des Glaubens bei bürgerlichen Geschäften, stürzt in häusliche Zerrüttungen, und hat Noth und Armuth, als traurige Gefährtinnen, in ihrem Gefolge. Sie ist unstreitig mit ein Grund der häufigen Klagen über Untreue des Gesindes; denn die Mode macht sich so gut dieses, wie die Herrschaften, unterwürfig. Reicht daher der gewöhnliche Lohn nicht hin, den ihr gebührenden Tribut zu entrichten, so erlaubt man sich Betrügereien aller Art gegen die Herrschaft. Und diesen Nachtheilen ist nicht etwa nur derjenige unterworfen, dessen Glücksumstände beschränkt sind, selbst der Wohlhabende und Begüterte, wenn er auch gleich vor manchen nachtheiligen Wirkungen der Modesucht durch bessere Vermögensumstände gesichert ist, empfindet doch mehrentheils das Drückende derselben. Verhältnißmäßig muß er ihr in dem Kreise, worin er lebt, noch größere Opfer bringen. Will er sich nie ausschließen, sondern in seinem Stande an Allem, was Convenienz gebietet, Antheil nehmen, so müssen ihm in der That sehr ergiebige Hülfsquellen zu Gebote stehn.

Nächst diesem Nachtheile, welchen Modesucht in Ansehung der häuslichen Glückseligkeit äußert, raubt sie auch den Menschen alle Originalität und Selbstständigkeit, und macht ihn zum blinden Nachahmer Anderer, um so viel mehr, da sie ihre Herrschaft selbst über einen bedeutenden Theil der moralischen Welt ausdehnt. Wirklich müßte es in einer großen Stadt ein ganz eigenes Schauspiel und Vergnügen gewähren, lauter Menschen zu sehn, von denen man die Originale in unsern Modejournalen vergeblich aufsuchte, von denen sich vielmehr jeder als Repräsentant seiner eignen Mode darstellte. Aber noch interessanter müßte dieses Schauspiel in der moralischen Welt seyn. Ein Leibnitz, ein Kant und andere unsterbliche Männer würden freilich nicht so viel blinde Nachbeter haben, manches Buch würde ungeschrieben bleiben, und unsere reichhaltigen Buchläden mit ihrem Vorrathe vielleicht nicht einmal auf die Hälfte reducirt werden. Aber auch das ist schon reeller Gewinn, denn in Gedichten, Romanen und wissenschaftlichen Schriften trägt man uns gewöhnlich dieselbe Speise auf, nur ist die Zubereitung, und oft auch diese nicht einmal, verschieden.

Selbst

Selbst auf den Volkscharakter hat die Mode und Modesucht einen nicht unbedeutenden Einfluß, und es scheint sich auch in dieser Hinsicht das bekannte Sprüchwort zu bestätigen: Kleider machen Leute. Diejenigen Völkerschaften, welche für neue Moden am meisten unzugänglich gewesen sind, wie z. B. die Schweizer, haben noch immer, selbst unter ungünstigen äußeren Umständen, die alte Simplicität ihres Volkscharakters und die ihm entsprechende edle Einfalt der Sitten zu erhalten gewußt. Manche unserer neuesten Moden ist auch von der Art, daß sie für Anregung der Sinnlichkeit, und um das Spiel der Phantasie zu unterhalten, ganz berechnet zu seyn scheint. Und was kann anders die Folge davon seyn, als eine gänzliche Umbildung, oder vielmehr Verbildung des originellen Volkscharakters. Man vergesse es übrigens auch nicht, daß die Modesucht so manche wünschenswürdige Tugend aus unserer Mitte verbannet. Man sieht unsere modernen Damen mehr mit Toilettenarbeiten, mit Stickereien und dergleichen beschäftiget, als mit andern häuslichen und anständigen Arbeiten. Ein Heirathslustiger findet immer leichter ein lebendiges Modejournal als eine Hausfrau, welche sich durch Eingezogenheit, Fleiß und Sparsamkeit, wie durch eine unverdrossene Erfüllung der Pflichten ihres Berufes auszeichnet. Nächst dem hohen Preise aller Dinge, welche zu den Bedürfnissen des menschlichen Lebens gehören, ist die herrschende Modesucht vielleicht mit ein Hauptgrund, daß der ehelichen Verbindungen immer weniger werden, und daß der ehelose Stand immer mehr erklärte Freunde und Anhänger bekommt. Es gehört in unserm Zeitalter, in dem durch vergrößerte Volksmenge und andere Umstände die Preise der Lebensbedürfnisse so hoch gestiegen sind, in jedem Stande ein mehr als mittelmäßiges Einkommen dazu, eine Famile mit Anstande ernähren zu können. Der Kaufmann und Handwerker empfindet dieses noch immer weniger, als die große Anzahl von Staatsbürgern, die in Bedienungen stehn, mit denen eine bestimmte Besoldung verbunden ist. Diese pflegt mehrentheils nur nach solchen Zeiten berechnet zu seyn, in denen der Werth der Dinge vielleicht um die Hälfte geringer war, als dieses gegenwärtig der Fall ist. Man kann es unter diesen Umständen Manchem nicht verargen, daß er dem ehelosen Stande, der seinen Finanzen entspricht, den Vorzug giebt.

Aus dem bisher Gesagten möchte ich denn auch die Folgerung ziehn, daß eine schrankenlose Modesucht nachtheilig für das Wohl ganzer Staaten und zerstörend in ihren Wirkungen sey. Gern gebe ich es zu, daß der Statistiker Recht hat, wenn er einen gewissen Grad des Luxus, den doch die Modesucht so sehr

sehr unterstützet, für nothwendig und wünschenswürdig hält; ich lasse es gelten, daß dadurch viele Hände beschäftiget werden, und daß dadurch manche Familie ihren Unterhalt findet, allein ich halte demungeachtet die Nachtheile einer übertriebenen Modesucht, in Vergleichung mit den Vortheilen, die sie gewährt, für überwiegend. Es ist ja überdem nur zu wahr, — wie jeder leicht einsehen kann — daß sich die Grenzen hier schwer bestimmen, und daß Ausschweifungen der Art sich nicht leicht in die bestimmten Schranken zurückweisen lassen. Zwangsmittel sind dabei nicht anwendbar, wenn man nicht, wie Peter der Große, despotisch verfahren will, der im gutgemeinten Eifer einmal den Einwohnern in Petersburg, die, gegen seinen ernsten Befehl, auf dem Markte mit langen Kleidern erschienen, die Rockschöße gewaltsamer Weise abnehmen ließ.

Zu dem Angeführten setze ich endlich noch eine Bemerkung hinzu, deren Richtigkeit ich Sachkundigen und Aerzten zur Prüfung und Entscheidung überlasse. Die Mode und Modesucht hat, wie ich glaube, in mehr als einer Hinsicht einen nachtheiligen Einfluß auf das Leben und die Gesundheit ihrer Verehrer. Es ist nicht zu leugnen, daß manche Tracht und manches Kleidungsstück unserer Zeit dem menschlichen Körper angemessener ist, und nicht so nachtheilig auf künftige Geschlechter wirket, als ehemals, allein dafür ist uns auch manches andere Uebel an ihre Stelle gesetzt. Sollte wohl auch unsere neueste Kochkunst, der es vorzüglich darum zu thun ist, heterogene und pikante Sachen mit einander zu verbinden, so ganz ersprießlich fur Gesundheit und Leben seyn? Manches hitzige Getränk, das von der Mode hauptsächlich begünstiget wird, muß es nicht zerstöhrend auf die Organe des menschlichen Körpers wirken? Man nehme dazu die Einrichtung mancher Kleidungsstücke, vornemlich des anderen Geschlechts, die doch mehrentheils aus einem milderen Himmelsstriche, als der unsrige ist, zu uns herüber gebracht wird, und die Sache scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Die leichte Kleidung, in welcher ein großer Theil unserer Schönen ihre Reize zur Schau trägt, die Schamhaftigkeit und Sittsamkeit ehemals zu verhüllen suchte, muß in unserm nördlichen Klima, welches so oft einem schnellen Wechsel der Witterung unterworfen ist, nothwendig mancherlei Uebel erzeugen. Noch nie hat man so häufig von Nervenübeln, Krämpfen und ähnlichen Krankheiten gehört, als gegenwärtig. Vielleicht hat uns die Modesucht mit diesen und ähnlichen Mißgeburten beschenkt, wenigstens scheint dieses unleugbar zu seyn, daß sie eine nicht ungünstige Nährerin und Pflegemutter derselben sey.

lege daher die Vortheile und Nachtheile der Modesucht auf die Waagschale, wer da will, jene werden sicherlich von diesen überwogen werden; es müßte denn seyn, daß man Familienwohl, bürgerliche Glückseligkeit, Sittlichkeit, Gesundheit und dergleichen Gegenstände für unbedeutende Kleinigkeiten, und unserer Aufmerksamkeit unwürdig hielte. So lange indeß diese Gegenstände ein dauerndes Interesse haben — und sie müssen es, ihrer Natur nach, immer haben — wird man uns nicht überreden können, einer schrankenlosen Modesucht das Wort zu führen. Man thue ihr, so viel als möglich, Einhalt, und beherzige auch hier die Lehre, daß die Mittelstraße immer die beste sey.

---

## Ueber das frühe Gerinnen der Milch.

Man nimmt oft mit Mißvergnügen wahr, daß die Milch, welche zum Kaffee oder Thee gegeben wird, nicht mehr die natürliche Süßigkeit hat, und indem sie zu dem Kaffee gegossen wird, geronnen und flockenartig erscheint. Gewöhnlich wird alsdann der Witterung oder dem Alter der Milch die Schuld davon beigemessen. Es leidet auch gar keinen Zweifel, daß diese sehr häufig die Ursachen davon sind; aber nicht selten ist auch bloß das Seihetuch schuld daran. Hierauf wird nicht immer genug geachtet, obgleich schon in der Erfahrung ein Beweis dafür liegt, daß zuweilen unter der Aufsicht und den Händen verschiedener Milchwärterinnen die Milch auch verschieden, früher oder später, gerinnt. Es kommt nehmlich, wenn die Milch nicht zu bald ihren natürlichen Geschmack verlieren soll, sehr viel darauf an, daß das Seihetuch jedesmal nach dem Gebrauche recht sauber ausgewaschen und getrocknet werde. Geschieht dieses nicht, so erzeugt sich leicht Säure darin, die alsdann das frühe Gerinnen verursacht. Diejenigen Hausfrauen oder Haushälterinnen, welchen der Verkauf der süßen Milch ein Erwerbszweig ist, können also nicht genug Aufmerksamkeit auf diesen Umstand wenden.

---

Neues
Hannoversches Magazin.
42tes Stück.
Montag, den 21ten October 1811.

## Ueber die Benutzung der Süßäpfel.

Dieser herrliche Apfel verdient es, daß er in den gegenwärtigen Zeiten vorzüglich empfohlen wird. Bislang hat sich die Benutzung desselben blos darauf beschränkt, daß man ihn trocknete und wegen seiner Süßigkeit zwischen Zwetschen und sauren Aepfeln kochte. Dies ist allerdings auch ein guter Gebrauch davon, allein bei weitem nicht der nützlichste, der von ihm gemacht werden kann. Denn erstlich gewinnt man aus ihm unter allen Obstarten den meisten, den süßesten und auch den weißesten Syrup, ohne große Umstände. Zweitens kann man seinen Saft, vorzugsweise vor andern von feinern Aepfeln, in Wein verwandeln, der, wenn er zwei Jahr alt ist, dem gewöhnlichen Franzwein nicht nur nichts nachgiebt, sondern auch an geistigem Gehalte Vorzüge besitzt. Drittens giebt er auch einen angenehmen und scharfen Essig.

Die sich zu den beiden ersten Fabrikaten am besten qualificirende Sorte ist zwar die, die an äusserer Form und Farbe dem Borstorfer Apfel am ähnlichsten ist; doch sind auch die andern Arten recht gut zu gebrauchen.

Da ein jeder in unsern zuckerarmen Zeiten nach selbst fabricirten Süßigkeiten hascht, so will ich auch nur bei der Verfertigung des Syrups stehen bleiben. Das Verfahren dabei ist folgendes: Man nimmt die Aepfel, wenn sie völlig reif, aber noch ganz frisch sind, reibt sie, ohne sie vorher geschält oder ausgekernt zu haben, und preßt den Saft aus. Ein Himten Aepfel liefert davon funfzehn bis sechszehn Quartier. Diesen Saft läßt man, nachdem er durch einen wollenen Beutel filtrirt ist, in einem Kessel aufkochen und schäumt ihn sorgfältig ab. Das Abgeschäumte hebt man auf, läßt es auch durch den Filtrirbeutel laufen und nimmt das Klare wieder mit zum Safte. Will man den Syrup nicht ganz vorzüglich klar haben, und

 hat

hat man die erwähnte beste Sorte Süßäpfel genommen, so bedarf es weiter keiner Mühe, als ihn gehörig einzukochen.

Im anderm Falle, und wenn der Apfelsaft einen Nebengeschmack von Bitterkeit oder einer geringen Säure haben sollte, so verfährt man auf die jetzt hinlänglich bekannte Weise damit: man giebt in kleinen Portionen gestoßene oder gemahlne Kreide dazu, bis der Geschmack sich verbessert hat. Dann muß aber, nach einem viertelstündigen Kochen, der Saft vom Feuer genommen und bis zum folgenden Tage an einen kühlen Ort hingestellt werden, und wo möglich in hohen Gefäßen, damit sich die Kreide und alles was sie mit sich nimmt, zu Boden setzen kann. Dann klärt man den Saft ab und kocht ihn ein. Es ist aber hiebei die Vorsicht nothwendig, daß, wenn der Saft etwas sämig wird, man ihn nicht mehr kochen, sondern nur in einer solchen Hitze erhalten muß, daß er verdampfen kann; denn der feine Zuckerstoff wird leicht durch zu starke Hitze zerstört. Auch muß der Saft vom Anfange des Kochens an, bis zur Vollendung, beständig gerührt werden.

Noch eine Methode ist beim Einkochen sehr zu empfehlen, nämlich: den Syrup nicht gleich völlige Haltbarkeit zu geben, sondern ihn, wenn er beginnt etwas rund zu werden, vom Feuer zu nehmen und in Steintöpfe zu gießen, die man 14 Tage lang an einen kühlen Ort stelle. Dann kann man beim völligen Einkochen zwei Sorten daraus für den häuslichen Gebrauch machen, weil das Obere in den Töpfen feiner und klarer ist.

Möchte der schöne Süßapfelbaum doch recht häufig angepflanzt werden!

II.

---

## Etwas über den Taback.

Von dem Taback, der jetzt für so viele Menschen ein unentbehrliches Bedürfniß geworden ist, wußte man, ehe Columbus Amerika entdeckt hatte, nichts. Wir haben das Rauchen und Schnupfen ursprünglich den wilden Indianern zu danken. Zwar ist der Gebrauch des Tabacks in den östlichen Asien, bei Chinesen und Mongolen so allgemein, daß man nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen kann, daß er auch da früher, als in Europa gewesen sey.

So

So viel man von der Einführung und Verbreitung desselben in Europa weiß, lernte zuerst ein spanischer Mönch, oder Eremit, Namens Roman Pane, welchen Columbus auf seiner zweiten Reise nach Amerika auf St. Domingo zurück ließ, daselbst die Pflanze kennen. 1520 wurde sie von den Spaniern in Yukatan, am Mexikanischen Meerbusen gefunden. Wirklich nach Spanien brachte sie aber zuerst Franciscus Hermandes von Toledo, wahrscheinlich bald nach 1556. Im J. 1559 kam Samen nach Portugal; von da Jean Nicot, französischer Gesandter in Portugal, ihn auch nach Frankreich schickte. Nach Deutschland, sagt man, kam er unter Karl V. mit spanischen Kriegsheeren. Konrad Gesner zu Zürich lernte die Pflanze 1565 kennen und 1585 die Engländer. Bald nach 1600 wurde der Bau desselben in Ostindien eingeführt; in der Türkei 1605. Die Holländer fingen ihn 1615 an. Von 1676 bis 1681 wurden die ersten Versuche in der Mark Brandenburg gemacht.

Anfangs sah man die Pflanze blos als ein Arzneikraut an, und einige Kuren, die man durch Auflegung ihrer Blätter und Anwendung ihres Safts bewirkt haben wollte, machten, daß man den Taback als ein wahres Wunderkraut betrachtete. Unter mehreren Namen, womit man sie belegte, wurden einige auch von dieser Heilkraft, die man ihr zuschrieb, hergenommen. So nannte man sie indianisch Wundkraut, Heilkraut, Heil aller Welt ꝛc.

Das Rauchen wurde eher bekannt, als das Schnupfen. Jenes nannten die Eingebohrnen von Domingo „Tabaco machen“, daher ist der Name der Pflanze entstanden, den wir auch im Deutschen jetzt brauchen. Die französischen Botaniker nannten sie dem oben genannten Nicol zu Ehren Nicotiana, welchen Namen auch Linné angenommen hat. In den neuesten Ausgaben des Systems sind diesem Geschlecht 8 Gattungen untergeordnet: Nicotiana Tabacum, fruticosa, rustica, paniculata, urens, glutinosa, pusilla und minima.

Das Rauchen brachte, so viel man weiß, Raleigh 1585 aus Virginien nach England; durch englische und schwedische Soldaten kam es nach Deutschland, z. B. 1620 durch jene nach Zittau, 1631 durch diese nach Meißen. Durch englische Studenten wurde man in Holland damit bekannt. 1653 fing man im Lande Appenzell zu rauchen an ꝛc. Das Schnupfen soll zuerst in Spanien aufgekommen, von da nach Italien übergegangen seyn.

Pfeifen und Dosen von mancherlei Form und Art kamen mit dem Rauchen und Schnupfen in Gebrauch. Ueber diese beiden sonder-

baren Arten von Vergnügungen theilten sich anfangs bald die Meinungen der Aerzte und Sittenlehrer. Einige der Ersteren hielten sie der Gesundheit für nachtheilig, und letztere zum Theil für Sünde. Der Cardinal Prosper Saintecroix, der den Taback zuerst in Italien einführte, wurde hingegen von Castor Dürant so gelobt, daß er dieses Kraut um ein Wortspiel anzubringen, mit dem Holze vom heiligen Kreutze verglich; und der holländische Arzt Bontekoe posaunte das Lob mit den Worten aus: „Es ist nichts so gut, nichts so sehr zu achten, nichts dem Leben und der Gesundheit so zuträglich und nöthig, als der Rauch des Tabacks, den auch Könige zu rauchen würdigen.“ Aber letztere, ehe sie rauchen und schnupfen lernten, waren doch dem Taback nicht durchgängig günstig. Jacob I. in England belegte dies schädliche Unkraut, wie er es nannte, nicht nur, um es abzuschaffen, mit starken Auflagen, sondern ließ sich auch herab, ein eigenes Buch, Misokapnos (der Rauchfeind) dagegen zu schreiben, worin er ein Zimmer voll Raucher mit der Hölle verglich, und seine Unterthanen um ihrer Seligkeit willen von diesem Unwesen abzustehen warnte. Aber dies half nicht. Diese Nation raucht, schnupft und kauet Taback bis auf den heutigen Tag.

In Appenzell liefen die Kinder den Rauchern nach, und der Rath ließ sie vorladen und bestrafen. — In Bern hatte man eine Polizeiordnung nach den zehn Geboten, und weil alles unter ein Gebot gebracht werden mußte, setzte man 1661 das Rauchen mit unter das 6te Gebot; auch errichtete man 1675 ein eigenes Tabacksgericht deswegen. In Glarus bestrafte man den Raucher mit einer Krone Geld. In Rußland wurde 1634 das Rauchen bei Verlust der Nase verboten; und, was fast eben so auffallend ist, die Päbste Urban VIII. 1623 u. Innocenz XII. 1690 thaten alle in den Bann, die, sonderlich in der Kirche, schnupfen würden, und dieser Bann wurde auch nicht eher aufgehoben, als 1724 von Benedikt XIII., der selbst gerne ein Prischen nahm.

Also ungeachtet der Verfolgungen konnte der Gebrauch des Tabacks nicht wieder verdrängt werden. Da der Rauch von diesem Kraut den meisten Menschen, wenn er zum erstenmal ihre Geschmacks- und Geruchswerkzeuge afficirt, zuwider zu seyn pflegt, so wie er den meisten Thieren zuwider ist, und nur durch allmählige Angewöhnung zum Bedürfniß wird, so liefert das Tabacksrauchen den stärksten Beweis für die ausserordentliche Macht der Gewohnheit über den Menschen. Jetzt kann man ihn unter die unentbehrlichen Bedürfnisse rechnen, und es wäre zu wünschen, daß wir unsern einheimischen Taback durch eine sorgfäl

fältige Cultur der Güte des amerikanischen, in Absicht des Geschmacks und Geruchs, näher bringen könnten *).

*) Anm. Eine gute Anleitung dazu findet man in einem Aufsatze, der im 20ten, 21ten, 22ten und 23ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1789 unter dem Titel: Verbesserter Unterricht wegen des inländischen Tabacksbaues, zu lesen ist.

Red.

---

## Von einer Art, die Obstbäume zu behandeln, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern.

In einem französischen Werke über die Methode des Schnittes der Obstbäume lehrt Herr Cadet de Vaux ein sinnreiches Verfahren, diese Bäume zu ziehen, und dadurch ihren Ertrag zu vermehren. Das allmählige Hinschwinden vieler Bäume, welche man unter der Scheere hält, und ihr dadurch bewirktes frühes Absterben, so wie andrerseits der Umstand, daß unsere sich ganz selbst überlassenen Nuß-, Eichenbäume u. s. f. demungeachtet mit Früchten reich bedeckt sind, sieht er als eine deutliche Sprache der Natur an, daß sie diese Verstümmelung nicht liebe. Einige Schriftsteller, namentlich Rozier, tadelten schon den Baumschnitt. Weil aber die weit schädlichern Folgen, wenn man einen Baum sich ganz selbst überläßt, ihnen noch mehr auffielen, so gaben sie doch am Ende dessen Nothwendigkeit zu. Mehrere Bäume verdanken auch dem Beschneiden ihre Güte und Fruchtbarkeit; es giebt aber auch Bäume, welche der Schnitt nicht fruchtbar macht, z. B. die auf zahme Bäume gepfropften Birnen- und Aepfelbäume, und vorzüglich der Paradiesapfelbaum. Diese Holzzweige, die man gewöhnlich alle Jahr abschneidet, läßt Herr Cadet de Vaux frei aufwachsen, und biegt sie dann excentrisch um, so, daß seine Pommiers Paradis, statt die Gestalt eines niedrigen, abgestumpften Kegels zu haben, schöne Vasen mit großer Oeffnung bilden, welche mit Handhaben versehen sind, die sich auf die gefälligste Art in vertikal stehende Blumenbüschel endigen. Diese Handhaben bilden eben so viel Bogen, welche im zweiten Jahre mit Früchten bedeckt sind. Er wendet dieses Verfahren auf Bäume en eventail und en espalier an, biegt die zwei oder vier Wasserreiser, welche sich vertikal erheben, bogenför-

förmig um, köpft sie und bildet nachher daraus drei oder vier Gewölbe, welche die Höhlung des Baums ausfüllen, und mit Früchten beladen sind. Seiner Meinung nach mußte schon die bloße Beobachtung der Natur auf dies Verfahren leiten. Denn wenn man sich mit dem Rücken an den Stamm eines Apfel= Pflaumen= und jedes sich selbst überlassenen Baums lehnt, so erblickt man ein zirkelförmiges Gewölbe von Zweigen, welche vom Stamm aus sich etwas erheben, und dann sich bogenförmig zur Erde hinabneigen. Und auf diesen Zweigen allein bildet sich die Frucht, während der Gipfel des Baums nur aus einer reichen Vegetation von Holzzweigen besteht. Das oben erwähnte Verfahren leidet auch bei alten Bäumen Anwendung. Uebrigens steht die Menge der Blüthen so behandelter Bäume mit ihrem Ertrage an Früchten in richtigem Verhältniß; und dieser wichtige Ertrag schwächt auch die Ernte des folgenden Jahrs nicht.

---

## Mozarts Requiem.

Mozarts Gesundheit war durch anhaltende Arbeit und durch Genuß des Vergnügens schon sehr geschwächt, und tiefe Melancholie hatte seine Seele ergriffen, als ein sonderbares Ereigniß die Folgen seiner traurigen Stimmung beschleunigte. Er saß einst in schwermüthigen Gedanken. Ein Wagen fuhr vor, man meldete: ein Unbekannter wünsche ihn zu sprechen. Es war ein etwas bejahrter Mann, der ein vornehmes Ansehen hatte. Ich habe von einer sehr hohen Person den Auftrag erhalten, sagte er, Sie zu besuchen — Und wer ist die? unterbrach ihn Mozart. — Sie will nicht genannt seyn. — Gut, und was ist ihr Verlangen? — Derjenige, der mich sendet, hat so eben Jemand verloren, der ihm sehr theuer war, und dessen Andenken ihm unvergeßlich seyn wird. Er will den Tod desselben alljährlich durch eine Todtenmesse feiern, und bittet Sie, ihm dazu ein Requiem zu componiren. Mozart wurde lebhaft bewegt durch diese Worte, durch den ernsten Ton, womit sie gesprochen wurden, durch das geheimnißvolle Wesen, das in dem ganzen Abentheuer lag, und seine traurige Stimmung erhöhete den Eindruck. Er versprach, das Requiem zu componiren. Wenden Sie Ihr ganzes Genie auf diese Arbeit, fuhr der Fremde fort, Sie arbeiten für einen Kenner. — Desto besser. — Wie viel Zeit verlangen Sie? — Vier

Wochen. — Gut, in vier Wochen werde ich wieder kommen. Und der Preis? — 100 Dukaten. — Der Fremde zählte das Geld auf und verschwand.

Mozart blieb einige Zeit in tiefen Gedanken versunken; aber plötzlich nahm er Feder, Tinte und Papier, und setzte sich, ungeachtet der Gegenvorstellungen seiner Frau, an die Arbeit. Er arbeitete einige Zeit Tag und Nacht, mit einem Feuer, das immer zu wachsen schien. Seine Gesundheit litt unter dieser Anstrengung. Er fiel eines Tages besinnungslos nieder, und mußte seine Arbeit bei Seite legen. Seine Frau suchte die finstern Gedanken zu zerstreuen, die ihn beschäftigten. Gewiß, unterbrach er sie, mache ich dieses Requiem für mich selbst. Es wird bei meiner Todtenmesse gebraucht werden. — Nichts konnte ihn von diesem Gedanken abbringen. Er fuhr fort, an seinem Requiem zu arbeiten, wie Raphael, auch unter Todesahnungen, an seiner Verklärung arbeitete. Seine Kräfte nahmen von Tage zu Tage ab, und die Arbeit schritt nur langsam fort. Als die verlangten vier Wochen abgelaufen waren, erschien sein Unbekannter wieder. Es ist mir nicht möglich gewesen, Wort zu halten, sagte Mozart. Arbeiten Sie ohne Zwang, antwortete der Fremde. Wie viel Zeit brauchen Sie noch? Vier Wochen. Die Arbeit hat mich lebhafter interessirt, als ich glaubte, und ich habe ihr mehr Umfang gegeben, als in meinem ersten Plane lag. — Dann ist es auch billig, daß ich das Honorar vermehre, sagte der Unbekannte. Hier sind noch funfzig Dukaten. — Mein Herr, sprach Mozart mit wachsendem Erstaunen, wer sind Sie denn? — Das thut nichts zur Sache. Ich werde in vier Wochen wieder kommen. — Mozart schickt dem sonderbaren Manne sogleich einen von seinen Bedienten nach, um zu erfahren, wo er bliebe; aber der Bediente kam zurück, ohne die Spur des Unbekannten gefunden zu haben.

In seiner Verstimmung war Mozart fest überzeugt, daß dieses Ereigniß nichts gewöhnliches sey, daß es mit einer andern Welt in Verbindung stehe, und daß es ihm sein Ende ankündigen sollte. Er arbeitete desto eifriger an seinem Requiem, da er es für das Denkmal seines Talents hielt. Während der Arbeit fiel er oft in bedenkliche Ohnmachten. Das Werk war vor Ablauf der vier Wochen fertig. Der Fremde kam zur bestimmten Zeit. Mozart war nicht mehr.

---

Be-

# Benutzung der Schweinehaare zu Matratzen.

Man benutzt zwar die Borsten der Schweine zu Bürsten, Pinseln und auf mancherlei andere Art, aber die übrigen Haare dieser Thiere werden gewöhnlich weggeworfen, ungeachtet man doch auch sehr nützlichen Gebrauch davon machen kann. Im Intelligenzblatt der hall. allg. Liter. Zeit. 1806. Nr. 4. S. 31 findet sich die Nachricht, daß unter den Verhandlungen und Eingaben der natur-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam zwei Probe-Kissen aus solchen bisher unbenutzten Schweinehaaren vorgezeigt, und daß diesen Versuchen, als für Hospitäler und Lazarethe wichtig, ungetheilter Beifall zugetheilt worden. Auch hat Jemand, wie man im Allgem. Anzeiger der Deutschen vom J. 1809 Nr. 345. liest, eine beträchtliche Menge Schweinehaare sammeln, zubereiten und Matratzen daraus verfertigen lassen. Diese sind über alle Erwartung vortrefflich ausgefallen, und die Erfahrung hat gewiesen, daß die Elasticität der Schweinehaare die der Pferdehaare noch übertrifft. Es wird versichert, daß, nach Abzug der Borsten, man die übrigen Haare eines jeden Schweines wenigstens zu einem Pfunde anschlagen kann. Es sollen auch die bereiteten Haare keinen Geruch haben; ferner die an den Haarwurzeln sitzenden und beim Brühen der Schweine mit abgehenden Häutchen durch die Bearbeitung der Haare, besonders beim Dörren, meist von selbst abgehen, und auch keine Milben sich darin erzeugen.

Es wird genug seyn, durch obige Notizen auf den Werth der Schweinehaare und ihre Benutzungsart aufmerksam gemacht zu haben, indem Viele damit noch unbekannt sind. Wird man sich erst durch mehrere Versuche von der Nützlichkeit dieser Haare überzeugt haben, so werden sie einen Preis erhalten; es werden sich Aufsammler und Käufer dazu finden, und selbst die Zubereitung derselben kann ein Erwerbzweig werden.

---

## Anfrage.

Da man noch oft von Diebstählen hört, die vermittelst des Abschneidens der Koffer vom Wagen geschehen, so wünscht man eine Beantwortung der Frage: Welches die beste Befestigungsart der Reisekoffer auf dem Wagen ist, wodurch man sie gegen dergleichen Räubereien sichert?

Hannoversches Magazin.
43tes Stück.
Montag, den 28ten October 1811.

# Die Wucherblume.

Von Herrn Dassel.

Diese Abhandlung über die Wucherblume ist keine Compilation, oder eine Erzählung dessen, was Andere gesagt haben, sondern das Werk eigener Erfahrung in Verbindung mit fremden Bemerkungen und Wahrnehmungen. Ich habe dieses Unkraut seit länger als 15 Jahren beobachtet, mit ihm bisher sehr viel zu kämpfen gehabt, Versuche mancher Art damit angestellt, um seine Natur, seine schnelle Entwickelung und seine Schädlichkeit genau kennen zu lernen, und darüber alles gelesen, dessen ich nur irgend habhaft werden konnte.

## Name.

Der gewöhnliche Name dieser Pflanze ist Wucherblume, wegen ihrer ausserordentlichen Vermehrung; dann auch Teufelsblume, wegen ihrer Schädlichkeit, und gelbe Feldblume, wegen ihrer Farbe. Im Linnéischen System heißt sie Chrysanthemum segetum und gehört zu der 19ten Classe: Syngenesia polygamia superflua.

## Natürliche Beschaffenheit.

Die Wucherblume ist ein Sommergewächs, welches nach eingetretener Reife des Saamens abstirbt. Ihr Stengel ist grün, sehr saftreich, überaus schlank und biegsam, nach Beschaffenheit des Bodens sehr dick und 1 bis 3 Fuß lang, unten mit einer Pfahlwurzel von 6 Zoll Länge und darüber versehen, die in unzählige Fasern nach allen Seiten ausgeht und nach der Oberfläche der Erde zu einen regelmäßigen kreisförmigen Büschel von mehreren Zollen im Durchmesser bildet. Von unten bis oben laufen aus dem Stamme Seitenzweige, die, klein und groß, sämmtlich in Blumen endigen. Die Blätter, welche den Stamm und

die Zweige von oben bis unten bekleiden, sind länglich schmal, oben zerschlitzt, unten sägeförmig gezähnt, — superne laciniata, inferne dentato-serrata, — und von heller blaugrünlicher Farbe. Die Blume ist goldgelb. Ein Strahlenkranz umgiebt den Boden, auf dessen Grunde die Saamenkörner zu 200 und darüber dichte neben einander, wie der Same in der Sonnenblume lose eingepfahlt sind, die, wenn sie reif sind, sich von selbst, oder doch bei einer sehr geringen Bewegung auslöcheln.

Eine Wucherblumenpflanze, die neben mir liegt, und die ich so eben heute, den 2ten October, aus dem Garten von einem Felde, auf dem Erbsen gestanden haben, mitbrachte, mißt von der Erde bis zur äussersten Blume 3 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll, hat eine Pfahlwurzel von 1 Fuß und 2 Zoll; ferner 14 Seitenzweige, von denen 4 wieder zwischen 6 bis 8 Nebenzweige und von diesen mehrere 2 bis 3 Neben-Nebenzweige haben, und — 77 Blumen und Blumenknospen. Diese gehört zu den seltenen. Man findet sie auch auf magern Boden und, unter ungünstigen Umständen zu vegetiren, wie Zwirnfäden so dünn, nur wenige Zolle hoch und bloß mit einer Blume.

## Entstehung und Fortpflanzung.

Die Wucherblume keimt und wächst blos in der wärmern Jahrszeit vom Ende Mai oder Anfang des Junius bis in den September. In dem Herbste des vorigen Jahrs 1810 blühete und reifte sie noch bis Ende October und trotzte einigen sehr herben Nachtfrösten. In diesem Sommerhalbenjahre war ihr die Witterung in der nördlichen Hälfte von Deutschland, wegen des früh eintretenden Frühlings und der anhaltenden ausserordentlichen Wärme mit häufigen starken Gewittern, unstreitig am günstigsten. Man fand sie in den Gärten schon am Ende April, und im Felde bereits Anfangs Mai, und in der Mitte und am Ende dieses Monats blühete sie schon im Weitzen und im Wintersaate. Den ganzen Junius, Julius und August dauerte ihre Entwickelung ununterbrochen fort; nicht bloß auf der Braache, sondern auch auf dem bestellten Lande, und selbst in der Stoppel sproßten die abgemäheten Stengel eine Menge von Zweigen. Ein im August umgebrochenes Wintersaat-Stück ist noch jetzt, im Anfange October, über und über gelb. Sie entsteht blos und pflanzt sich auch nur fort durch Samen. Die Pfahlwurzel nebst den Fasern vergeht, wenn der Stamm abgestorben oder über der Erde abgebrochen ist; so wie der Stamm selbst schnell welket und vertrocknet, wenn der Same reif ist.

Sie keimt nur oberflächlich von so tief herauf, als Luft und Licht und Wärme die harte Hülse des Samens erreichen und durchdringen kann, von 0 bis

bis $\frac{1}{6}$ auch wohl $\frac{1}{4}$ Zoll Tiefe und bei sehr warmem Sommer noch tiefer. Daher kommt bei zunehmender Wärme und bei eintretendem fruchtbaren Regen das successive Erscheinen dieses Unkrauts, z. B. auf einem Hafer- oder Kartoffelnstücke, nachdem mehrere Mahle schon gemähet worden ist. Aller tiefer liegende Same bleibt für dasmal unentwickelt. Der Same fällt von selbst aus, wenn er reif ist, und zwar in der Regel nahe am Stamme, wenn ihn nicht eine äussere Bewegung, z. B. vom Winde oder von der Sense, etwas entfernt. Daß die Pflanze ihn schütte, wie sich Herr Pastor Leopold ausdrückt, ist nicht ganz richtig, und noch weniger kann man den Samen wolligt-gefiedert nennen und für fliegend halten, wie Brieger in seinem Taschenbuche für Gutsbesitzer von 1792 Seite 52 thut. Er besteht vielmehr aus völlig unbewaffneten, dunkelbraunen, sehr trocknen Körnern. Wie fruchtbar ein einziges Samenkorn ist und wie schnell es reift und wieder Samen liefert, kann man aus Folgendem beurtheilen:

Ein gewöhnlicher Stamm hat gegen 20 Blumen und eine einzige völlig ausgewachsene Blume gegen 200 Körner; dies macht gegen 2000 Samenkörner. Im Sommer 1809 fand ich in einem ungedüngten magern Lande zwei Pflanzen, von denen die eine 34 und die andere 55 Stengel und Blumen führte. Die stärksten Blumen hatten zwischen 200 bis 232 Körner, die eine Pflanze also gegen 10 bis 11000 derselben. Und wie ungeheuer würde die Ergiebigkeit der vorhin erwähnten Pflanze von 77 Blumen gewesen seyn, wenn sie ganz vollendet worden wäre.

Ein Korn, welches ich vorigen Winter im Februar in einen Topf mit guter Gartenerde pflanzte, keimte schon im März, trieb 36 Stengel und Blumen und hatte schon Anfangs Mai reifen Samen; dieser Same, in einen andern Topf verpflanzt, blühete schon mit 23 Blüthen wieder im Junius und hatte in der Mitte des folgenden Monats gleichfalls reifen Samen; von diesem wurden drei Körner in einen neuen Topf sofort verpflanzt, von denen zwei liefen; sie blüheten und reiften im September mit 10 Blumen, und der nachdem wieder gelegte Same ist zwar noch nicht gelaufen, ich zweifle aber nicht, daß er im Zimmer am Fenster, wo die Morgensonne ihn trifft, noch spät, oder wenigstens künftiges Frühjahr zur Entwickelung kommen wird. Diesem Grade von Vegetation kommt meines Wissens kein Gewächs in der ganzen bekannten Schöpfung gleich.

Die Vertheilung des Samens an den Boden kann auf sehr vielfache Weise geschehen. Die im Mai und Junius entstehenden Pflanzen lassen ihren Samen schon lange vor der Erndte von selbst fallen, die später rei-

reisenden verlieren ihn beim Mähen, beim Binden, Nachharken und Aufladen. Die halbreifen Gewächse nehmen den Samen mit in die Scheuren und verschütten ihn da in der Banse oder auf der Dreschdiele, oder geben ihn erst in den Ställen von sich, und liefern ihn sodann durch den Mist oder durch das Saatkorn in die Felder zurück. Daher bekamen manche Hauswirthe, die bis dahin die Wucherblume noch nicht hatten, dieses Unkraut durch aufgekauftes fremdes Stroh, durch angekauften Mist, oder durch gekauftes Korn, Lein, Rübesamen u. s. w. Einige fuhren es mit frischer Erde auf ihr Land, in welcher der Same seit vielen Jahren unentwickelt gelegen hatte, andern wurde es durch Ueberschwemmungen zugeführt und auf herrschaftliche Felder kam es nicht selten durch die Pferde der Herrendienste thuenden Bauern, welche Heckſel oder Hafer mit Wucherblumen Samen gefüttert hatten indem die Körner unverdauet den Pferden im Miste abgehen.

Die Wucherblume wächst am liebsten unter Sommerfrüchten, und zwar besonders unter Gerste, Bohnen nnd Sommersaat. Unter dem Winterkorn, es sey Rocken, Weitzen oder Wintersaat, erscheint sie nur an den Seitenfurchen; aber auch als Ausnahme bisweilen z. B. während des vergangenen Sommers, überall und auf dem ganzen Stücke, wenn die Sonnenwärme stark und tief eindringend genug ist, oder wenn das Korn bei guter Gaile im Winter ausgeartet oder zwischen dem Rocken viele Trespe befindlich ist, die sich spät entwickelt und der Ausbildung des Wuchersamens Anfangs Zeit und Raum genug läßt.

## Bodenarten.

Die Wucherblume kommt bei günstigen Umständen unter allen Fruchtarten, auf jedem Boden fort, er sey naß oder trocken, kalt oder warm, lehmig oder sandig, hart oder locker, doch gedeihet sie am besten auf warmen, lockern und fein pulverisirten Lande; minder auf gebundenem festen Boden. Ueberhaupt bedarf sie Kultur, in dreisch liegenden Aeckern und unter beraseter Fläche ist ihr Wachsthum gestört, und sie schläft ohne alle Veränderung fort. Auf Wiesen habe ich sie nie bemerkt, auch wenn Wucherblumen in Menge zum Rotten darauf hingeworfen wurden, ausgenommen da, wo ein Maulwurf ihr eine lockere Erde zu Tage beförderte.

Auch auf kalkartigen und eisenschüssigen Aeckern findet sie keine günstige Vegetation. Sie keimt zwar und blühet auch in diesem Boden, aber einzeln und kümmerlich, und ihre Ausrottung ist da leicht.

Brieger, dessen Ansichten der Oekonomie besonders von der Provinz Schlesien hergenommen sind, sagt von

von der Wucherblume: sie wächst nicht in allen Gegenden. Das soll wohl heißen: man finde sie nicht in allen Gegenden; — in des Grafen von Mutuschka Schles. Flora kommt sie gar nicht vor, doch, fügt er hinzu, soll sie auch in Schlesien wachsen. Thaer hatte dies Unkraut während seines Aufenthalts in Celle am häufigsten in einem kiesigt-lehmigten Boden.

Hier im Fürstenthum Schaumburg-Lippe herrscht sie in ungeheurer Menge, rings um die Stadt Stadthagen und in den Feldfluren der Dörfer Sülbeck, Meinsen, Behlen, Rusbend u. s. w., ferner in den Aeckern des Westphälischen Fleckens Obernkirchen und in vielen ehemals Hannoverschen Gegenden, z. B. in der Gemeine Luthe an der Leine, um Hannover auf der Seite von Limmer und zwischen den Dörfern Hardenberg und Lenthe.

## Dauer der Pflanze und des Samens.

Wenige Pflanzen haben ein so zähes Leben und so dauernde Vegetationskraft, wie die Wucherblume. Wenn sie einmal ihren Stamm vollendet hat und in der Blüthe ist, so blühet und reifet sie fort, man mag sie über der Erde abbrechen oder ausreißen, sie in den Weg legen und von der Sonne brennen lassen, oder ins Wasser werfen, oder in die Tasche stecken. Ich habe eine unreife, bloß blühende Wucherblumen-Pflanze absichtlich in der Tasche geführt; nach einigen Wochen war der Same ausgefallen, ich streuete ihn in einen sonnigen Winkel, bedeckte ihn dünne mit Erde, und er lief bald auf. Ich warf einst einen Armvoll Wucherblumen in eine Viehtränke, die Stengel senkten sich, die Blumen ragten auf der Oberfläche des Wassers hervor, und vertheilten sich vom Winde getrieben hieher und dorthin; sie blüheten und reiften ununterbrochen fort, und ich befürchte sehr, daß, wenn die Erde, die im Grunde der Tränke liegt, einmal ausgeschlagen wird, sie von diesem Samen inficirt seyn wird. Die Ursache dieser ausserordentlichen Vegetationskraft ist unstreitig die Vollsaftigkeit der Pflanze. Sie ist nemlich so vollsaftig, daß sie glänzt und daß man sie fast durch und durch sehen kann. Aus der Fülle und dem Vorrathe dieser flüssigen Theile des Stammes setzen die Blumen ihre Nahrung und ihren Wachsthum fort, so daß diejenigen, welche nicht zu weit in der Vegetation zurück waren, noch ganz zur Reife gelangen.

Noch zäher und dauerhafter, wie die Pflanze, ist der Same. Er behält seine Triebkraft fast unter allen Umständen und auf viele Jahre, selbst auf Jahrhunderte fort. Er liegt getrennt von seinem Mutterstamme Wochen und Monate lang auf der Oberfläche der Erde, trozzend der brennenden Sonne und der größ-

größten Trockniß, widerstehend der härtesten Kälte und der anhaltendsten Nässe. Er läßt sich tief in die Erde graben, und erstickt nicht; er geht über in den Mist und läßt Alles um sich her gähren und rotten, ohne im geringsten von seiner Lebenskraft zu verlieren. Er läßt sich fressen von Kühen und Pferden, und stirbt nicht. Er schläft unter der Rasenfläche von Wiesen und Weiden, oder unter den Wurzeln der Bäume und unter den Gründen der Häuser Jahrhunderte hindurch, und bleibt über alle Zerstörung und Verwesung erhaben.

Ich ließ vor einigen Jahren hinter meinem Hofe eine gepflasterte schmale Gasse, die einen Fuß hoch und darüber mit Erde, die sich vielleicht seit mehreren Menschenaltern gesammelt hatte, bedeckt war, abschaufeln, und die Erde auf die Braache nach dem Felde fahren und in kleinen Haufen abladen. Einige dieser Haufen wurden zu meinem grossen Erstaunen in wenigen Wochen ganz grün von Wucherblumen. Ich hätte sie sofort wieder aufladen und wegfahren lassen, wenn nicht das Land, auf dem sie lagen, ohnehin schon lebendig davon und mir dieses Düngsurrogat nicht unentbehrlich gewesen wäre, und ich nicht hätte überzeugt seyn können, daß der Wuchersame sich bis zur Bestellungszeit noch sämmtlich entladen würde.

Herr Pastor Leopold erzählt in seinem Aufsatze über die Wucherblume: Eine Dorfschaft — ohne Anführung des Namens und des Orts — hatte eine mit Wucherblumen der Art inficirte Feldflur, daß sie sich genöthigt sah, dieselbe dreisch liegen zu lassen und mit Tannensamen zu besäen. Die Tannen wuchsen und wurden zu Bäumen, die man nach vollendetem Wachsthum abtrieb, und nachdem die ganze Fläche wieder umbrach, und aufs neue in Ackerland verwandelte. Der bis dahin gedauerte Zeitraum mochte wenigstens zwischen 70 und 80 Jahren in sich begreifen. Schon in dem ersten Jahre der Bestellung kam überall eine ungeheure Menge von Wucherblumen wieder zum Vorschein.

Herr Geh. Rath Thaer erzählt in seinen Grundsätzen der rationellen Oekonomie, Th. 2. S. 161 von einem andern Beispiel, welches das Erstaunen über die Dauer der Keimkraft des Wucherblumen-Samens in einem noch weit höhern Grade erregt. Man reißt ein Gebäude ab, welches gegen 200 Jahre gestanden hatte. Die Erde aus dem Grunde desselben wird nebst dem Schutte in einen Garten gefahren, und es kommt auf diesem Platze, wo man bis dahin nie Wucherblumen gesehen hatte, zum ersten Mahle eine Menge dieses Unkrauts zum Vorschein. — Schade, daß Thaer bei seiner sonstigen unnachahmlichen Bestimmtheit und Vollständigkeit nicht bemerkt, wo dies geschah, und ob in jener Gegend

gend Wucherblumen entweder ehemals herrschend gewesen sind, oder doch gerade damals noch herrschend waren, wie fast aus den Worten des Erzählers zu folgen scheint, und ob jenes Gebäude ein Wohnhaus, oder eine Scheure mit einer Dreschdiele war. Es ist doch möglich, daß in den Winkeln des Gebäudes oder in dem Schutte Wuchersamen befindlich gewesen ist, der viel jünger war, als das abgebrochene Gebäude. So wie ich in Ansehung der Erde, die ich hinter meinem Hofe auf einer Gasse der Stadt schaufeln ließ, nicht zweifle, daß beim Einfahren des Getreides in die hiesige Oberpfarrscheune Wucherblumen-Samen in den Rasen gefallen, oder von Nachbarn dahin geschüttet worden ist.

Wie dem aber auch seyn mag, so setzen andere Beispiele von lange dreisch gelegenem Lande, von Wiesen und Weiden, die man umgebrochen und urbar gemacht hat, die Erfahrung und die Wahrheit ausser allem Zweifel, daß der Wuchersamen länger, wie ein Jahrhundert, unzerstört in der Erde sich erhält, und nach wiederkehrenden günstigen Umständen aus seinem harten Schlafe geweckt, wieder keimt und vegetirt. Die Ursache hievon liegt in der Natur dieses Samens, der äusserst trocken ist und eine sehr harte und zähe Hülse hat.

## Schädlichkeit der Wucherblume.

Kein Unkraut in der ganzen bekannten Welt komint an Nutzlosigkeit, an Schädlichkeit und Verderblichkeit der Wucherblume gleich. Andere Unkräuter, als die Trespe, der Schwindel, der Hederich, die Kornblume, und selbst der Rahel, vermehren doch die Streu und geben dem Lande durch den Dünger einigen Ersatz; aber die Wucherblume verdirbt und verpestet den Mist. Die Distel, der wilde Spörgel, die Schirrwicke und Brennnessel nützen doch als Futter und gedeihen dem Vieh; allein die Wucherblume ist ein Gift für Kühe und Pferde, sie eckelt den Thieren an und wird von ihnen den magersten Nahrungsmitteln nachgesetzt. So schön die Wucherblume in ihrem üppigen Wachsthum aussieht, und so einladend ihre Blätter, Stengel und Säfte zu seyn scheinen, so wird sie im Freien doch von keinem Vieh berührt, als höchstens von den Schafen und von den Ziegen, aber bloß dann, wenn die Pflanze noch zart und jung ist. Getrocknet sind die Stengel so zähe, wie dürres Leder, die Kanten derselben sind schneidend scharf, und die Samenbehältnisse hart und rauh. Sie geben dem Viehe in diesem Zustande gar keine Nahrung und werden ihm durch ihre Unverdaulichkeit lästig. Selbst die Schafe fressen sie dann nicht.

Der

Der Samen bleibt, wie Sandkörner, völlig unverdauet, und geht ganz unverdorben im Miste mit weg. Man sagt zwar, daß dies bei den Schweinen eine Ausnahme mache, ich zweifle aber daran, da andere Körner, z. B. Trespe, und selbst Hafer und Gerste, ihnen oft unverdauet wieder abgehen.

Es ist wirklich sonderbar und fast allem Glauben an die Wohlthätigkeit und die Consequenz der Natur widersprechend, daß die Wucherblume bei ihrer ganz ausserordentlichen Fruchtbarkeit, bei ihrem schnellen Wachsthum, bei ihrer übermäßigen Vollsaftigkeit und bei der einem jeden Locale angemessenen und allen Umständen trotzenden Vegetation dennoch keinen bekannten Nutzen hat, nicht als unterzupflügendes grünes Düngsurrogat*), nicht als Apothekerpflanze. Nach den allgemeinen Prinzipien über die Natur sollte man glauben, die nützlichen Seiten der Wucherblume wären bisher noch nicht bemerkt worden, aber ich zweifle in der That, daß man je eine entdecken wird; wenigstens kann sie nicht viel bedeuten, sonst müßte sie längst aufgefallen seyn. Es bleibt daher, wie mir es scheint, nichts anders übrig, als ihr einen bloß moralischen Nutzen zuzuschreiben: dem Menschen zu desto höherer Ordnung, Betriebsamkeit und Weisheit förderlich zu seyn, wozu sie dann als eine bloße Erscheinung auf dem cultivirten Boden allerdings sehr geeignet war.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Anmerk. Sie würde hiezu sich wohl schicken, weil sie saftreich ist und viel kohlensaures Gas enthält, aber es ist zu gefährlich, sie erst heranwachsen und bis zur Blüthe kommen zu lassen, weil sie sehr schnell reift und unter der Erde sich leicht wieder hervor arbeitet. Am allergefährlichsten würde es seyn, sie zum Unterpflügen absichtlich zu säen.

---

## Anfrage.

Auf welche Weise entdeckt man, ob Alaun dem Branntwein zugemischt sey?

Hannoversches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 4ten November 1811.

# Die Wucherblume.

(Fortsetzung.)

In einem Acker, worin die Wucherblume herrscht, ist fast alle Gaile vergebens, oder sie muß in sehr großen Quantitäten und oft wiederholt aufgefahren werden. Vermöge der langen Pfahlwurzel und des nach allen Seiten hin strahlenden Büschels von unzähligen Wurzelsasern kann da, wo die Wucherblume steht, kein anderes Gewächs aufkommen, aber auch kein Dünger auf die Dauer vorhalten. Selbst von oben herab nimmt sie die besten Nahrungsstoffe, besonders Kohlensäure, vorweg, und läßt den Gewächsen, unter welchen sie steht, kaum die bloße Luft und etwas Licht übrig. Und auch dieser Wohlthaten werden manche Früchte, als die Bohnen, Erbsen und auch die Gerste dann beraubt, wenn ihnen die Wucherblume im Wachsthum vorkommt und sie bedeckt und beschattet. Die edeln Pflanzen müssen also in recht eigentlichem Sinne des Worts entweder ersticken oder den langsamen Tod des Hungers sterben. Drei Sommersaatstangen, welche diesen Sommer etwas isolirt von dem übrigen Saate rings umher von Wucherblumen umgeben waren, kränkelten ununterbrochen fort. Ich streuete trocknen Kuhdünger um sie her, der noch denselben Tag durch ein Gewitter aufgelöset und den Wurzeln des Saates nahe gebracht wurde; aber vergebens; diese drei Stangen setzten nichts weiter an, als in den äussersten Spitzen einige sehr schwache Schoten.

Am fühlbarsten zeigte sich diese Nahrungslosigkeit und Abzehrung auf einem meiner Bohnenäcker. Die Bohnen waren nach einem sehr üp-



pi-

pigen Klee, der wegen zu großer Trockniß vorigen Herbst nicht zum Weitzen- oder Rockenbau untergepflügt werden konnte, im Frühjahre zeitig genug bestellt, sie liefen sämmtlich und gaben die angenehmste Hoffnung zu einer recht reichen Erndte; allein plötzlich keimte die Wucherblume hervor, und zwar in so dichten und gedrängten Haufen, daß man neben den Bohnen keine Erde mehr wahrnahm. Die starke Hitze, die häufigen Gewitter, der warme fruchtbare Regen, die Gaile im Boden, die vorhergegangene gute Bearbeitung durch Pflügen, Eggen und Walzen, alles trug dazu bei, der Wucherblume einen schnellen Wachsthum vorzubereiten und zu befördern; sie gieng sichtbar in die Höhe, die Bohnen aber blieben zurück, bekamen unten schwarze Blätter und verweseten zum Theil. Ein kleiner Vorrath Pfannenstein aus der Saline Rodenberg wurde sogleich angewandt, der einen Hälfte der Bohnen zu Hülfe zu kommen; allein dies machte das Uebel nur ärger, die Wucherblumen strotzten jetzt vor Glanz und Herrlichkeit, und die Bohnen wurden mit jedem Tage kleiner, welker und schwächer. Ich sah dies Unwesen noch eine Woche an, da stand die Wucherblume in voller Blüthe; eine dichte goldgelbe Decke überschattete die Bohnen, die hie und da einzelne kümmerliche Blüthen ansetzten. Was war unter diesen Umständen zu machen? Sollte ich Bohnen und Blumen stehen lassen bis zur Erndte? Nöthig that mir diese Frucht im hohen Grade. Allein dann würde das Land noch immer ärger inficirt worden seyn, aus den Bohnen hätte ich kaum die Einsaat zurückerhalten und das Stroh würde haben verbrannt werden müssen. Sollte ich beides niederwalzen und unterpflügen? Dann würden die Köpfe der Wucherblumen entweder schon beim Pflügen großentheils über der Oberfläche des Landes geblieben seyn, oder wenn man sie mit einer Mistgabel wie Dünger in die Furchen hätte untertauchen wollen, so würden sie zu Millionen sich wieder durch ihre Vegetationskraft heraufgedrängt haben. Hievon hatte ich schon mehrere traurige Erfahrungen gemacht. Ich ließ daher Blumen und Bohnen dichte an der Erde abmähen, zusammenharken und in einem Haufen an der Kirchhofsmauer auffahren, sie mit ungelöschtem Kalke durchmischen und mit Erde zudecken, um sie so zu einem guten Dünger für die Wiesen vorzubereiten; und in die junge Bohnenkoppel wurde noch Sommersaat gesäet, aus dem freilich unter einem neuen Wuste von Wucherblumen eben so wenig wie aus den Bohnen geworden ist. Solcher Aecker sind mir dieses Jahr vier, jeder von anderthalb Morgen, und alle durch die Wucherblume fruchtlos geblieben.

Anschaulicher und fühlbarer kann die Schädlichkeit dieses Unkrauts wohl

wohl schwerlich seyn, als bei diesen Beispielen. In der That, es sind diejenigen Felder, auf welchen man einmal dieses Unkraut hat herrschend werden lassen, in der Oekonomie ein wahres Unglück und für die deshalb schuldigen Menschen eine sehr gerechte und schmerzhafte Strafe, die ohne Zuthun der Menschen, des Eigenthümers sowohl, als der Obrigkeit, auf dem Wege der Natur nie wieder aufhört. Es ist daher nicht bloß eines jeden Landmanns eigener Vortheil, sich vor diesem Unkraute zu hüten, oder der weitern Verbreitung desselben aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, sondern es ist jeder Oekonom auch moralisch verpflichtet, die Wucherblume abzuhalten, oder sie zu vertilgen, um seiner Nachkommen, und selbst um seiner Nachbaren willen, die bis dahin von diesem Unglück noch verschont geblieben sind; so wie die Landesherrn gleichfalls aus politischen oder kameralistischen und moralischen Ursachen zum Besten des Staats und der Unterthanen die Ausrottung derselben gesetzlich einleiten und befördern werden. Hiezu soll nun die folgende Anweisung die allgemeinen Principien und besondern Regeln aufstellen.

## Verhütung und Ausrottung der Wucherblume.

Das Erste, worauf jeder Ackersmann seine Aufmerksamkeit in Ansehung dieses gefährlichen allen Segen der Erndte und alle Fruchtbarkeit des Bodens zerstörenden Unkrauts richten muß, ist die Verhütung desselben, so lange seine Felder noch frei sind von demselben. Hier merke man sich folgende Regeln der Klugheit und Weisheit:

1) Kaufe nie Mist, oder Korn oder Streu und Futterstroh aus solchen Gegenden u. von solchen Hausleuten, deren Länderei mit den Wucherblumen behaftet ist. Mache hierin nie, selbst in der größten Noth, keine Ausnahme, am allerwenigsten in Ansehung des Düngers, der in den speckartigsten Zustande die Wucherkörner dennoch unverdorben aufs Land bringt. Oder bist du schlechterdings gezwungen, deine Saat zu wechseln, oder aus Mangel derselben sie neu anzuschaffen von Leuten, die nicht ausser allem Verdacht der Wucherblume sind, so reinige vorher das Getreide vermittelst eines Siebes möglichst, und untersuche es stellenweise mit Augen und Händen, ob du nicht noch irgend eines Korns gewahr werden kannst.

2) Nimm keinen Pferdemist von Wirthsleuten, in deren Ställen Pferde aus allerlei Gegenden gefressen und gemistet haben, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil, wenn der Wirth auch sichere Streu hat, doch unter dem Hecksel und Hafer, mit dem die Fuhrleute futtern, Wuchersame befindlich seyn kann und weil dieser Saame unverdauet dem Viehe abgeht.

3) Bist du zwar selbst, aber sind deine Nachbarn nicht frei von diesem Uebel, so halte diese freundschaftlich zur Ausrottung derselben an, und trenne dich von ihnen sofort durch Grenzsteine, die von beiden Seiten die Pflüge dergestalt abhalten, daß im kurzen eine Grenzwehre entsteht, die wenigstens in so weit dich sichert, daß Pflug und Egge keine inficirte Erde von des Nachbars Lande auf das deinige herüberholen; und vor allen Dingen leide nicht, daß man ausgeraufte Wucherblumen zum Vertrocknen in die Nähe deines Akkers wirft.

4) Jede Erde aus und in Gegenden, wo Wucherblumen herrschen, die du aus Gräben, Sümpfen und Viehtränken schlägst, oder als Rasen irgendwo abstichst und zur Veredelung deines Landes anwenden willst, laß auch deswegen ein oder zwei Jahre liegen und ausbraachen und bisweilen umstechen, damit du Zeit gewinnst, sie zu beobachten, ob sie von Wuchersamen rein ist oder nicht, und um darnach deine Maaßregeln in ihrer weitern Verarbeitung und Anwendung zu nehmen.

5) Mache es dir zu einem festen und unabänderlichen Grundsatze, jeden Sommer mehrere Mahle deine Felder zu durchwandern, in der Absicht, zu erfahren, ob irgendwo Wucherblumen sich zeigen oder nicht, und wenn es der Fall ist, so laß sie sofort wegnehmen und verbrennen oder vergraben. Diese Regel ist mir immer so heilig gewesen, daß ich schon damals, wie ich noch keinen Ackerbau selbst trieb, von Zeit zu Zeit die Länder meiner Dorfgemeine durchgieng um die allgemeinsten Uebel des Ackerbaues zu beachten und den Bauersmann aufmerksam darauf zu machen, welches denn einmal sogar wegen der Wucherblume, die sich in dem Flachs von angekauftem Lein blicken ließ, von der Kanzel geschah. Vielleicht wäre ohne diese Vorsicht von jener Zeit an dies Uebel dort, wo niemand die Gefahr desselben kannte, ausgebrochen und nach mehrern Jahren unheilbar geworden.

6) Ist dein Land nur zum Theil, nicht alles, von der Wucherblume inficirt, so schwebst du freilich in der allergrößten Gefahr, dies Unglück mit der Zeit allgemein werden zu sehen, aber auch hier kannst du noch durch Vorsicht und Fleiß um vieles vorbauen, wenn du das Stroh von den inficirten Aeckern allein legst, und entweder blos verfütterst, nachdem es als Heckfel hinlänglich gesichtet ist, oder wenigstens nur eine Art des Viehes damit nährst und nur einen Stall damit streuest und den daraus gewonnenen Mist durchaus abgesondert erhälst, ihn mit Erde und Kalk durchmischest, oft genug umstichst und durch und durch erst rotten läßt, ehe du ihn zu Felde fährst. Dieser Dünger verliert zwar sehr an der Menge, aber er wird

dadurch um so besser und kräftiger. Auch die Spreu oder der Abfall nach dem Dreschen muß vor der Fütterung durchaus erst gesichtet und blos der einen Art von Vieh gegeben und der übrig bleibende Kehrig in eine besondere Rottegrube geworfen, durch Kalk zerstört und nur als Dünger auf Wiesen gebraucht werden.

Dieser Punkt leitet uns zu der Ausrottung der Wucherblume überhaupt. Gesetzt also, daß auf der Feldflur einer ganzen Gemeine, oder nur auf meiner Länderei, diese Blumen einmal herrschend geworden sind, was soll ich thun? was soll ich rathen, sie wieder zu vertilgen? Daß ich die Wucherblumenstücke einige Zeit dreischliegen lasse, hilft mir nichts, denn der Same dauert darin fort und kommt bei der nächsten Cultur abermals zum Vorschein. Durch eine beständig gute Verarbeitung, öftere Anrührung und starke Düngung des Landes zwinge ich die Sache auch nicht allein, obgleich andere Unkräuter, als Quecke, Sauerampfer, Spörgel u. s. w. damit sehr bald verdrängt werden. Das Princip vielmehr, welches hier nur gilt, ist:

**Verminderung der im Lande einmal befindlichen Körner und Verhinderung neuer Besamung.**

Es kommt alles auf einen sichern und möglichst kurzen Weg an, der mich zur Erreichung dieses doppelten Zwecks hinführt. Auslesen kann ich die Körner nicht; an sich vernichten gleichfalls nicht. Es bleibt mir also nichts anders übrig, als dafür zu sorgen, daß die im Lande befindlichen Körner in der möglichst kürzesten Zeit und mit dem möglichst geringsten ökonomischen Nachtheile zur Entwickelung gebracht und als Pflanzen zerstört werden. Für diesen Zweck lasset uns folgende Grundsätze und Regeln beherzigen:

A. **Wähle unter allen Stellungs- und Bestellungsarten des Landes diejenige, bei welcher jene Verminderung der Körner und jene Verhinderung einer neuen Besamung am leichtesten erreicht wird.**

Mit allem Lande auf einmal läßt sich die Ausrottung nicht vornehmen. Dies thun, oder dies befehlen zu wollen, ist unvernünftig. Man muß theilweise verfahren, und den Anfang entweder mit dem Viertel oder dem Fünftel, oder mit dem Sechstel machen, je nachdem man die Vier-, Fünf- oder Sechs-Felderwirthschaft treibt, oder mit andern Worten, je nachdem man alle vier, fünf oder sechs Jahre braacht, mithin den ganzen Kreislauf — Turnus — beendigt. Es gilt hiebei völlig gleich, ob jemand 30, oder 100, oder 1000 Morgen Land hat, wenn er nur in

der

der Stellung derselben mit Ordnung und in dem Fruchtwechsel mit Vernunft zu Werke geht, und nach einmal gemachtem Anfange bis dahin beharret, daß er ausser dem Pfluge und ausser der Egge der Verminderung und Zerstörung des Unkrauts mit der bloßen Hand zu Hülfe kommen kann. Angenommen also, wir wählen den vierten Theil unserer Länderei, – eine Stellung, die, wie man im Verfolge sehen wird, von allen die schicklichste ist, — dessen Stücke so nahe als möglich bei einander liegen müssen, so ist das Verfahren folgendes:

**1) Braache diesen Theil, und zwar vor der Hand durchaus rein, nicht mit sogenannten Braachfrüchten, als da sind Kartoffeln, alle Rübenarten, Wurzelgewächse, Taback rc., die freilich gleichfalls eine sehr zweckmäßige Bearbeitung, Wendung, Verhackung und Reinigung des Landes möglich machen und zulassen, aber zu unserer Absicht im Großen nicht passen, weil sie der Wucherblume zu viele Schlupfwinkel geben, ihren Samen stellenweise verbergen, die öftere und tiefere Herausarbeitung desselben verhindern, überhauft die Vegetation dieses Unkrauts zurückhalten, die Ausrottung desselben also auf die Länge hinausdehnen und, — was am meisten dagegen spricht, — den ganzen Sommer hindurch doch gejätet werden muß.**

Gleich nach der Erndte, so früh als irgend möglich ist, zieh über den Theil, welchen du vorzunehmen und zu brachen denkst, durch die Stoppel mit einer scharfen Egge hin und ritze den auf der Oberfläche liegenden Wuchersamen ein. Auf dem Wege der Schwaden des Hafers und der Gerste pflegt er so dicke zu liegen, als wenn er in Prisen dahin gestreuet wäre. Hiemit wird innerhalb kurzer Zeit schon ein beträchtlicher Theil von Körnern zum Keimen kommen und von den Schafen abgefressen werden. Erlaubt es die Witterung und ist der Boden nicht zu hart, oder sind deine Geschäfte nicht zu gedrängt, und du kannst statt zu eggen gleich pflügen, desto besser, sonst thue es kurz vor der Winterbestellung, oder wenigstens gleich nachher, und zwar tief genug, etwa 4 oder 5 Zoll, — wir wollen 4 Zoll festsetzen, um einen bestimmten Maaßstab zu haben, — und ziehe mit der Egge fein darüber, damit die guten Herbsttage gleich diese eine Oberfläche durchwärmen, und den Samen derselben entwickeln. Ist die Keimung der Wucherblume bei einem anhaltenden guten Herbste bedeutend, so zieh das Land mit einer etwas bedeutenden Egge noch einmal durch, wo nicht, so laß das Werk den Winter über ruhen.

**Hast du einen ansehnlichen Vorrath von Dünger, so begaile deine Braache während des Winters, und wirf**

wirf entweder auf trockenem Froste, oder bei mäßigem Schnee den Mist egal aus einander; vorausgesetzt, daß du frei bist von dem Vorurtheile, als gienge bei diesem Verfahren von dem Miste etwas verlohren, sonst dünge erst im April oder Anfangs Mai, je nachdem es die Sömmerung erlaubt. — Also du düngst schon jetzt, weil du Mist hast und weil es dir nicht darauf ankommt, daß während des Sommers schon ein Theil desselben im Lande verzehrt wird; du willst der Wucherblume Fruchtbarkeit geben, damit sie desto stärker hervortreibt und desto lustiger und üppiger wächst, und damit auch dieser erste Mist, der gewiß noch Wuchersamen in sich enthält, sich für dasmal seines Giftes früh und sicher genug entlade.

Mit dem Anfange Mai, oder wenn die Witterung ungünstig ist, in der Mitte desselben, wird die Braache zum zweiten Mahle, und wenn man gedüngt hat, der Mist ebenmäßig untergepflügt und fein durchgeegget. Das Eggen ist durchaus nothwendig, damit die Oberfläche des Landes fein genug pulverisirt und möglichst gelockert werde. Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem Keimen der Wucherblume auf gut geeggetem und auf gar nicht geeggetem Lande. Auch muß der Pflug dieses Mahl, wenn schon gedünget worden ist, um einen guten Zoll höher, und also nur 3 Zoll tief, wenn aber noch nicht gedüngt worden ist, eben so tief gehen, als das erste Mal, damit jetzt gleich diejenige Erdschicht herauf komme, die den jüngsten und meisten Samen in sich enthält. Nach etwa 14 Tagen, oder 3 Wochen, je nachdem sich die Wucherblume auf dem Lande mehr oder weniger zeigt, oder die Witterung günstig ist, wird von neuem geegget oder gebottet, und jetzt zwar tiefer und schärfer, als das erste Mahl.

In der letzten Hälfte des Monats Junius oder Anfangs Julius wird zum dritten Mahle gepflügt, und zwar von denen, die jetzt erst gedüngt haben, 3 Zoll, von den andern 4 Zoll, um die Herbstschicht herauf zu bekommen. Das Eggen geschieht, wie vorhin, und wird nach 14 Tagen bis 3 Wochen wiederholt. Anfangs August, entweder kurz vor oder gleich nach dem Rockenmähen, wird zum 4ten Mahle [illegible]flügt, und zwar von beiden nur 2 Zoll tief, damit eine bisher noch nicht hervorgebrachte Erdkrume gleichfalls zu Tage befördert werde. Das Eggen geschieht jetzt wieder so gut als möglich, und zwar ein für zwei Mahl. Bei dem Pflügen zur Saat muß vorzugsweise Rücksicht auf die Bestellung und den Dünger, weniger auf die Wucherblume genommen werden, damit kein Mist oben auf zu liegen kommt und keine todte Erde zum Vorschein gebracht wird.

Der

Der Anfang zur Ausrottung der Wucherblume ist jetzt gemacht. Dieser erste Theil wird nur mit Winterfrüchten zur Ruhe gelegt, und die Reihe kommt an den zweiten Theil, mit welchem das eben aufgestellte Verfahren ganz dasselbe ist.

**Wenn ich gerathen habe, 5 Mahl zu pflügen, so geschah das lediglich um der Wucherblumen willen, in andern Fällen mag 4 Mahl genug seyn, und auch für unsern Zweck mag diese Quote hinreichen, wenn es zu einer größern an Zeit fehlt, oder das Jahr für die Vegetation des Wuchersamens nicht besonders günstig ist; nur darf mit dem Eggen durchaus nichts verändert werden.**

**Die reine Braache geht, wie schon bemerkt worden ist, bei weitem dem Reinigungs-Mittel durch die Braachfrüchte vor. Da indeß kleine** Leute, die nur wenige Morgen Land haben, und auch Pächter von wenigen Morgen, denen die reine Braache nicht contraktmäßig zur Pflicht gemacht ist, doch von jedem Stücke alljährlich gern einige Früchte erndten, so kann von diesen die Braachfrucht gewählt und dann gleichfalls die Oberfläche zwischen den Früchten regelmäßig und oft genug angerührt und verändert werden, z. B. bei den Kartoffeln, die man billig schon im Herbst düngen, und zwar recht gut düngen muß, gleich durch eine scharfe Egge, sobald das Kraut der Kartoffeln sichtbar geworden ist, nachdem durch das Bereihen, späterhin wieder durch das Behäufen und von der Zeit an durch Wühen oder Aushacken. Ich wiederhole es indeß: das erste Mahl sollte man billig nur rein braachen, und kümmere mich deswegen im Verfolge meines Plans um die Braachfrüchte gar nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Verfertigung eines Alkohol-Firnisses zu hölzernem Geräthe.

Man gießt in ein gläsernes Gefäß 20 Unzen Alkohol, und schüttet 3 Unzen Sandarak und 2 Unzen Platt- oder Schellack hinzu. Hat sich alles aufgelöst, so setzt man noch 6 Unzen venetianischen Terpentin zu. — Sollen die hölzernen Möbeln von diesem Firniß aber eine rothe Farbe erhalten, so nimmt man mehr Gummilack und setzt auch etwas Drachenblut hinzu.

Hannoversches Magazin.

45tes Stück.

Montag, den 11ten November 1811.

## Die Wucherblume.

Fortsetzung.

2) Bestelle den ersten Theil mit Rocken, Weizen und Wintersaat, und füge den erstern beiden Saaten im Frühjahr, am besten kurz vor einem Regen, Klee hinzu, der alsdann fein eingeegget wird, um damit schon jetzt ein zweites Ruhejahr für den Wuchersamen vorzubereiten, und dem Lande doch in der Fruchtfolge einige Abwechselung zu verschaffen. Wenn dein Land nicht ganz schlecht ist, wenn du gut, d. h. den Morgen wenigstens mit 6 vierspännigen Fudern speckartigen Mistes gedünget hast, und die Witterung einigermassen die Saaten begünstigt, so wird die Winterfrucht für dies Jahr den in der Erde noch befindlichen Wuchersamen zurückhalten, und dir für das Mal keine Mühe verursachen. Indeß achte doch auf die Aecker, und nimm diejenigen Pflanzen weg, welche etwa einzeln zum Vorschein kommen, damit sie sich nicht besamen. Das zweite Jahr ist vollendet. Die Reihe zu reinigen kommt jetzt an den 3ten Theil.

3) Besäe das Wintersaat-Land mit Rocken, erfrische aber den Boden desselben vorher mit etwas Dünger oder mit Erde, und besorge und verpflege deinen Klee mit kurzem Mist, mit guter Erde, mit Asche, Pottasche, Pfannenstein, Dux, Kalk u. s. w., damit er einen möglichst guten Wuchs bekommt, keine Wucherblumen durchläßt, das Land nicht verunkrautet, sondern es noch mehr reinigt und erquickt, und für dein Haus eine Wiese und einige Sommerfrüchte erspart.

Ein Unglück wäre es, wenn dieser Klee mißriethe, welches bisweilen, aber doch bei gutem Lande sehr selten ist. Allein gesetzt es geschähe, so wäre kein anderer Rath, als sofort eine halbe Braache mit Futterwicken, Kartoffeln, Runkelrüben u. s. w. eintreten zu lassen, und die reinsten Stücke mit Bohnen und Gersten zu bestellen, die dann freilich sehr bewacht, und durchaus rein gehalten werden müßten. Wir gehen indeß über diese Ausnahme hinweg, und folgen unserm einmal gewählten Turnus nach. Das dritte Jahr ist vorbei, es folgt nun der letzte und vierte Theil zur Reinigung durch die Braache, der zuletzt bloße Sommerfrüchte getragen hat.

4) **Brich deine Kleestücke mit dem dritten Wuchse**, nachdem sie zweimahl früh genug gemähet worden sind, um, und zwar so tief, daß der Klee nebst den Wurzeln hinreichend mit Erde bedeckt ist, um die Fruchtkrume regelmäßig eggen zu können, und säe ohne weitern Dünger Rocken, Weizen und Wintersaat, welches in dem gebrachten Lande diesmal nicht Statt findet, wieder hinein. In die Stoppel des Rockens nach dem Wintersaate kömmt abermals Rocken.

Nummer 2. ruhet in diesem 4ten Jahre unter Klee; Nummer 3. hat Rocken und Weizen mit Klee, ohne Wintersaat, und Nummer 4. wird rein gebraachet. Aber woher für dieses Jahr und noch für zwei folgende Jahre die Sommerfrüchte? Auf unserm Hauptwege können und sollen sie jetzt nicht gewonnen werden, es muß also nothwendig auf Nebenwegen geschehen, die ich hier, um unsern Faden nicht aus den Augen zu verlieren, nur berühre. Man braache irgend eine Wiese oder einen Hudekamp um, und bestelle diesen während des mit Sommerfrüchten, oder man nütze besonders zu Flachs und Kartoffeln einzelne Nebenstücke, die minder den Wucherblumen ausgesetzt sind, und erhalte sie fortwährend rein mit der Hacke und mit den Händen; oder man verkaufe Rocken und Klee, so viel man übrig hat, und schaffe Sommerfrüchte dafür an; oder man behelfe sich für seine Person und sein Vieh mit Klee und Rocken, welches auch recht gut geht, und zwar bis dahin, daß der erste den ganzen Kreislauf durchgeführte Theil noch einmal gebraachet und mit Winterfrüchten wieder bestellt gewesen ist, wo dann Bohnen und Gerste der Rockenstoppel wieder folgen können.

Unser erster Turnus gegen die Wucherblume ist also beendigt, und wir beginnen ihn nun noch einmal ganz mit demselben Fleiß und derselben Aufmerksamkeit, als das erstemal, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt ein viermaliges Pflügen auf jedem Fall genug ist, und daß nach dem Braachrocken des zweiten Turnus nun jeder wieder bestellen und som-

sommern mag, wie er Lust hat. Dagegen tritt jetzt das Geschäft des Wühens oder Jätens der Sommerfrüchte an die Tagesordnung, welches schlechterdings nicht unterlassen werden darf; aber auch höchst wahrscheinlich, wenigstens bei den ordentlichen Hauswirthen, ein sehr leichtes Geschäft seyn wird, indem nun sicher bloß stellenweise und einzeln die Blumen sich noch zeigen werden. Daß die ausgerauften Blumen nicht unter freien Himmel hingeworfen werden dürfen, ist schon gesagt; man vergrabe sie entweder tief in die Erde, oder man nehme sie mit nach Hause und verbrenne sie, weil sie sich im Freien nicht anders würden verbrennen lassen, als nachdem man schon ein Feuer mit Holz in Bereitschaft hätte, wozu denn nicht immer Gelegenheit ist.

Unsere Aufmerksamkeit für die Reinigung des Landes von Wucherblumen war bisher bloß auf unsere Felder, und zwar vorzugsweise auf die Braache gerichtet. Damit ist aber erst die eine Hälfte des obigen Grundsatzes, nämlich die Verminderung der Wucherkörner vermittelst einer künstlichen Hervorlockung und Entwickelung derselben erreicht worden; die zweite Hälfte, nämlich die Verhinderung einer neuen Besaamung ist noch nicht, wenigstens nur zu einem kleinen Theile, erfüllt. Dies soll denn jetzt geschehen.

B. Aller Wucherblumen-Saame, der einmal vom Lande weg ist, muß nie wieder auf dasselbe zurückgeführt werden.

Dies würde im Allgemeinen vermöge des Düngers geschehen, und das muß nun vermieden werden. Folgende Regeln machen dies möglich, und im Ganzen sogar leicht.

1) Alle deine Früchte von dem noch nicht gebraachten und gereinigten Lande halte von den übrigen völlig abgesondert und lege sie allein. Daß dies nicht bloß vor dem Dreschen, sondern auch nach demselben mit dem Stroh der Fall seyn müsse, versteht sich wohl von selbst.

2) Streue nichts wie reines Rocken- und Weizenstroh, und laß alles dein Sommerstroh für dein Vieh, für die Pferde und Kühe, schneiden, nachdem dasselbe vorher von den Wucherblumen-Stängeln möglichst gereinigt worden ist. Gutes Haberstroh ist ja ohnehin zum Schneiden das beste Stroh, und Rockenstroh ohne Ausnahme die beste Streu.

3) Der Häckfel für die Kühe sowohl als für die Pferde muß vorher, ehe man ihn dem Vieh in die Krippe giebt, gesichtet werden. Diese Mühe ist gar nicht schwer, und pflegt ja um der Reinlichkeit

des Futters willen auch ohne dies: Rücksicht zu geschehen.

4) Laß die ausgeschütteten Wucherblumen-Stängel nebst dem jedesmaligen Kehrig von der Diele nie in einem Stall, nie auf eine Miststäte, sondern sämmtlich und ohne Ausnahme in eine Rottkuhle werfen, dergleichen billig jeder Hauswirth eine oder mehrere auf seinem Hofe haben muß, um darin allerlei Abfälle und Unkräuter zu sammeln und zu nutzen, und auch das Regenwasser und die Ahle, wenn sie anders nicht in der Nähe auf Anger und Wiesen geleitet werden kann, nicht umkommen zu lassen.

5) Alles ausgedroschene Sommerkorn wird, nachdem es geworfen und von dem gröbsten Schmutze befreiet ist, vorher gesichtet, ehe es auf den Boden kommt. Dies Sichten wird mit demjenigen Korn, welches zur Saat genommen werden soll, den Tag vor der Bestellung wiederholt; und das Uebrige, welches den Pferden zum Häckfel gemischt werden soll, wird gleichfalls vorher noch einmal gesichtet. Was hiebei durch das Sieb fällt, kommt in die Rottkuhle.

6) Nur der reine aus den Ställen vermittelst des Winterstrohes gewonnene Mist wird in die Braache gefahren; der Dünger aus der Rottkuhle kömmt, nachdem alle Substanzen desselben vermittelst des ungelöschten Kalkes hinlänglich zur Fäulniß gebracht sind, und derselbe ausgeschlagen, wenigstens ein Jahr der freien Luft ausgesetzt, und mehrere Male umgestochen worden ist, in die Hudekämpe und die Wiesen.

Ich gehe zu dem dritten Grundsatze einer systematischen Ausrottung der Wucherblume über.

C. Wende neben dem ordinairen Mist für dein Wucherblumen-Land auch diejenigen Düngerarten an, welche diesem Unkraute von Natur entgegen wirken, und dem Acker wohlthun. Dahin gehört

1) der ungelöschte Kalk, welcher neben der Eigenschaft aus der Luft eine Menge Nahrungsstoffe, besonders Kohlensäure, zum Besten der Früchte in sich zu saugen, noch das zweite sehr wohlthätige Vermögen hat, alle vegetabilische und animalische Substanzen, die er in dem Lande vorräthig findet, aufzulösen, und sie in Dünger zu verwandeln. Wir wissen schon aus dem Vorhergehenden, daß die Wucherblume ein Feind des kalkhaltigen Bodens ist. Dieser Wink der Natur muß also in unserm Reinigungsplane befolgt werden. Wenn du daher des Kalkes für ein Billiges habhaft werden kannst, so befahre damit einen Theil

Theil deiner Braache, und zwar gleich 14 Tage vor der zweiten Pflügung. Funfzehn bis siebenzehn Himten für jeden Morgen sind genug. Man fährt ihn in kleinen gemessenen Haufen reihenweise auf, bedeckt ihn mit Erde, die von Zeit zu Zeit nachgesehen, und wenn sie stark gerissen ist, wieder zugedeckt werden muß, streuet ihn nach 14 Tagen bei trockenem Wetter dünne auseinander, egget ihn nun erst durch, und pflüget ihn dann das erste mal äußerst flach unter, hierauf wird er tiefer eingepflügt, und so bis zur Einsaat dergestalt mit dem Boden verarbeitet, daß er überall und durch und durch vertheilt, und mit jedem Partikelchen Erde in Verbindung gebracht ist. Wer dem Kalke im Junius den Düngerwagen nachführen kann, steht sich um so besser; wer es nicht kann, dem wird auch schon der bloße Kalk eine gute Erndte geben, und so einen Theil des Düngers ersparen.

2) Mergel. Dies den meisten Hauswirthen schon bekannte, aus Kalk, Thon und Kieselerde bestehende Mineral ist gleich dem reinen Kalke ein vortrefflicher Düngungsförderer, indem er gleichfalls die Unkräuter zerstört, den Boden lockert und die Fähigkeiten desselben erhöhet, alle Düngungsstoffe der Atmosphäre in sich um so leichter aufzunehmen, und indem er jeden nachfolgenden Dünger um so wirksamer macht.

3) Pottasche, oder vielmehr die nach dem Seifensieden übrig gebliebene Aschenerde. Sie muß, wie die beiden vorhergehenden Mineralien, früh genug im Sommer aufgefahren, und mit dem Boden innigst verbunden werden. Sie bedarf keines Zusatzes von Mist, weil sie allein schon einen so außerordentlichen Grad von Düngkraft hat, daß leicht Lagerkorn darnach folgt, zumal wenn man nicht gewohnt ist, sein Land tiefer, wie gewöhnlich geschieht, herumzubrechen und zu verarbeiten.

Es ist noch der vierte und letzte Grundsatz übrig.

D. Verpflege und verarbeite dein Land ohne Ausnahme so gut es dir möglich ist.

Unter der Pflege der Felder versteht man gewöhnlich die Alimentation derselben, oder die Versorgung mit hinreichendem und gutem Dünger. Sie faßt aber mehr in sich. Auch die Anwendung guter Erdarten, die Benutzung der verschiedenen Witterungen und atmosphärischen Feuchtigkeiten zu rechter Zeit und am gehörigen Orte, die Sorge für eine auserlesene und gesunde Saat, und für einen dem Locale angemessenen Fruchtwechsel, überhaupt die vernünftige Wahl und der Gebrauch alles dessen, was die Fruchtbarkeit des Bodens erhalte und hebe, gehört dahin. Die Verarbeitung begreift

greift dagegen alles dasjenige in sich, was mit den Ackerinstrumenten zu thun möglich ist, besonders mit dem Pfluge, mit der Egge und der Walze, als den gemeinsten Werkzeugen der meisten Hauswirthe.

Der Pflug mache egale Furchen von gleicher Tiefe und gleicher Breite. Vier bis sechs Zoll ist tief genug. Die Egge wird nur zu solchen Zeiten angewandt, wenn das Land in dem Mittelzustande von Trockniß und Feuchtigkeit ist. Der Zweck der Walze ist, die von dem Eggen unzermalmt gebliebenen Erdklöße zu zertrümmern, oder doch so in den Erdboden einzudrücken, daß sie durch ein mehrmaliges Eggen sich leicht vertheilen. Mit Hülfe dieser drei Ackerwerkzeuge sucht man also zunächst eine gehörige Lockerung und Pulverung des Bodens zu beschaffen, so daß keine verballte Erdklöße darin bleiben. Denn je gleichartiger die Erdtheile sind, desto ebenmäßiger verbreiten sich die Pflanzenwurzeln. Zu gepulvert und gelockert kann der Boden nie seyn, nur muß er keine leere Zwischenräume haben. Dann eine genaue Mengung der Bestandtheile des Bodens, besonders bei Veränderung der Ackerkrume von unten oder von oben. Wer hiemit von Zeit zu Zeit, vorzüglich im Herbst, noch die Heraufbringung einer andern neuen Erdlage verbindet, um diese den Einwirkungen der Atmosphäre und des Lichts auszusetzen, und die besten Zeiten zu treffen weiß, die auf den Boden niederschlagenden Feuchtigkeiten gehörig zu nutzen, der verarbeitet sein Land gewiß gut, und wirkt allen Unkräutern desselben, folglich auch den Wucherblumen, die mit allen übrigen Kräutern nicht wohl ohne eine vollkommene Pulverung des Bodens vegetiren können, am mächtigsten entgegen, und setzt alle Früchte, besonders das Sommergetreide in den Stand, leicht und schnell zu keimen, und den Boden so dicht zu überziehen und zu beschatten, daß die Wucherblumen weder Raum noch Licht, und Luft und Wärme behalten, um sich zu entwickeln, und die Saaten zu zerstören.

Hiemit ist meiner festen Ueberzeugung nach alles gethan, was irgend möglich ist, um auf dem kürzesten und sichersten Wege die Wucherblume zu zerstören. Erst reine Braache, dann Ruhe für dies Unkraut, und hierauf noch einmal Braache. — Nachdem bestelle man, wie man wolle, das Land übertrifft an Reinheit und Sauberkeit den besten Gartenboden, und kann von nun an immer tragen, ohne je wieder rein gebraacht zu werden, und man kann im Großen wie im Kleinen unbedenklich jede Braachfrucht bauen, man kann drillen, schaufeln und pferdehacken, so viel man Lust hat. Ohne jene vorhergegangene Reinigung und Befruchtung des Bodens aber

aber wäre die Anschaffung englischer Ackerinstrumente Verschwendung, und die Nachahmung englischer Landwirthschaft Thorheit. In dieser Schule der Säuberung des Landes lernt jeder Hauswirth zugleich eine Menge nützlicher Erfahrungen, und wird dem Verstande nach aufgeklärt und gebildet; in dieser Schule erwirbt er sich eine herrliche Summe von Tugenden: Ordnung, Fleiß, Betriebsamkeit, Uneigennützigkeit, Gemeinsinn u. s. w., die bei der Oekonomie eben so wenig vergessen und verachtet werden sollten, als alle die hochgepriesenen Mittel zum Gewinnen und Wiedergewinnen. Wahrlich, die moralischen Prinzipien sollten bei den Grundsätzen einer rationellen Oekonomie nicht aus den Augen gesetzt seyn. Der gute Thaer ist in seinen Urtheilen über die Motive und den Zweck der Landwirthschaft in dieser Hinsicht oft nicht vorsichtig genug.

Wer also den hier vorgeschlagenen Weg zur Vertilgung der Wucherblume treu und redlich wandelt, der zerstört eine Pflanze, die ihm schlechterdings nichts nützte, sondern in aller Rücksicht nur schädlich war; er verbessert den Boden und veredelt seinen Ackerbau, er erhöhet den Ertrag, und folglich den ganzen Werth seines Landes; er verschafft seinem Viehe ein gesundes und nahrhaftes Futter, und wird zugleich eine andere Menge von Unkräutern los, als da sind: Disteln, Quecken, Hederich, Kornblumen, Rahel, Sauerampfer, Fuchsschwanz, Schwindel, wilder Spörgel u. s. w.

Um uns übrigens von dem Werth und der Vorzüglichkeit unsers Verfahrens noch mehr zu überzeugen, so laßt uns einen Blick auf diejenigen Methoden werfen, die bisher theils versucht, theils bloß vorgeschlagen worden sind.

Die Fortsetzung folgt.

---

## Sind die Spechte den Bäumen schädlich?

Ehedem glaubten Forstleute und Gärtner, daß die Spechte Verwüster der Bäume wären, und manche glauben es noch, und verfolgen sie. Man giebt ihnen nehmlich Schuld, daß sie Löcher in die Bäume hacken, weswegen sie auch hie und da Baumhacker genannt werden, und dadurch das Verderben der Bäume herbeiführen. Allein wenn auch das erstere wahr ist, so thut man diesen Vögeln doch unrecht,

recht, wenn man sie deshalb für Verwüster der Waldungen und Baumgärten hält. Die Spechte lassen die gesunden Bäume; wenn sie auch zuweilen daran hinauf und hinablaufen, mit ihren Schnäbeln unangetastet, sie hacken nur ungesunde und wurmfaule an, welchen ein Spechtloch nicht schaden kann, indem ihnen ihr scharfer Geruch die Gegenwart von Maden, Käfern u. dgl. verräth, die sie sich alsdenn zur Nahrung hervorführen. So weiß man z. B. von dem Grünspechte, daß er mit großer Geschäftigkeit dieses Anhacken treibt, und wenn er acht bis zwölf Mal gehackt hat, um den Baum herumläuft, aber nicht, wie die Jägerfabel sagt, um zu sehen, ob das Loch bald durchgehe, sondern ob Maden und Insekten durch sein Pochen zwischen der Schale hervorgekrochen sind; denn diese fürchten sein Pochen eben so, wie die Regenwürmer das Graben und Aufwühlen des Maulwurfs, und suchen sich durch die Flucht zu retten. Der große Bundspecht, der sich im Sommer in Wäldern, im Winter aber in Gärten aufhält, ist beiden vorzüglich nützlich. Er vertilgt viele schädliche Holzwürmer, Puppen und Maden, die er unter der Schale und dem Moose der Bäume hervorsucht. Es verdienen also diese Vögel keinesweges verfolgt zu werden.

---

## Mittel,

### die Hülsenfrüchte vor Wurmfraß zu verwahren.

Um Erbsen, Linsen und andere Hülsenfrüchte, die für die Küche bestimmt sind, vor dem Wurmfraß zu verwahren, thut man wohl, wenn man sie, ehe sie auf Böden oder in Säcke geschüttet werden, in Backöfen, nachdem das Brot herausgezogen ist, etwas dörret. Oder man kann sie auch eine Minute lang in siedendes Wasser thun, und darauf wieder an der Sonne trocknen. Diese beiden Behandlungsarten der Hülsenfrüchte, zur Verhütung des Wurmfraßes sind in Italien schon seit langer Zeit gebräuchlich.

Hannoversches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 18ten November 1811.

# Die Wucherblume.

(Fortsetzung.)

## Beurtheilung einiger bis jetzt versuchter Methoden zur Ausrottung der Wucherblume.

Verschiedene ökonomische Schriftsteller wollen statt 4 Jahre lieber 5 gewählt haben, theils weil die Ausrottung der Wucherblume innerhalb dieser Zeit für die Menschen bequemer, theils für den Haushalt angemessener ist. Man macht also mit dem fünften Theile seiner Länderei den Anfang und braacht ihn. Dieser wird das erste Mahl gleichfalls mit Rocken, Weizen und Wintersaat bestellt, und die übrigen Theile tragen während des die übrigen Früchte, so gut wie sie es in dem einmaligen Wuste von Wucherblumen vermögen. In dem dritten Jahre soll ein Drittel mit Stoppelrocken, ein Drittel mit Gerste und Klee, ein Drittel mit Bohnen und Klee bestellt werden. Nummer 2. hat Winterfrüchte, Nummer 3. wird gebraacht, Nummer 4. trägt Hafer und Nummer 5. Gerste, Bohnen, Kartoffeln und Flachs. Mit dem 4ten Jahre hat Nr. 1. zwei Drittheile Klee, und in die Rockenkoppel kommen Bohnen, Kartoffeln und Flachs; Nr. 2. hat Stoppelrocken, nebst Gerste und Bohnen mit Klee; Nr. 3. hat Rokken, Weizen und Wintersaat; Nr. 4. wird gebraacht und Nr. 5. hat Hafer. Mit dem 5ten Jahre hat Nr. 1. Hafer, Nr. 2. Klee, Bohnen, Kartoffeln und Flachs, Nr. 3. Stoppelrocken nebst Gerste und Bohnen mit Klee, Nr. 4. Winterkorn und Nr. 5. ist braach. Das nächste Jahr geht der Turnus wieder von vorn an.

Mehr gesorgt wird hiebei allerdings für die einzelnen zum Haushalt nöthigen Fruchtarten, aber die Ausrottung der Wucherblume wird sehr erschwert. Die beiden Theile mit Gerste und Bohnen in dem dritten Jahre müssen durchaus gewühet werden, und wer weiß, ob vielleicht nicht die Wucherblume noch in solcher Menge zum Vorschein komme, daß das Ausjäten gar nicht möglich ist. Dann bleibt kein anderer Ausweg, als die Früchte abzumähen oder sie nebst den Wucherblumen vor dem Eintritt derselben in die Blüthe niederzumähen und unterzupflügen, womit doch offenbar der ganze Plan in Unordnung geräth und diese Länderei keine Erndte giebt. Dieselbe Gefahr kann in dem 4ten Jahre mit den Bohnen in dem Stoppelrocken eintreten, ohne einmal zu gedenken, daß diese Frucht das Wühen auch um ein ganzes Drittheil vermehr. Und wie sauer würde endlich das 5te Jahr werden, wenn man mit den Wucherblumen kämpfen sollte auf der Braach, in den Bohren der Winterfrüchte, in der Gerste, in den Bohnen, in den Kartoffeln und in allem Haferlande!

Der deutsche Arthur Young, unser bekannter Albrecht Thaer, der seine erste Oekonomie bei Celle trieb, und jetzt das Gut Mögelin in der Mittelmark im Besitz hat, und in seinen ökonomischen Schriften öfterer der Wucherblume erwähnt, weil er zu Celle viel von ihr leiden mußte, und ganze Dorfschaften leiden sah, verfuhr mit der Ausrottung dieses Unkrauts auf folgende Weise:

Er fieng an

1) mit Kartoffeln und andern zu behackenden Braachfrüchten. Sein Hauptgeschäft war hier, die Früchte oft und genau mit dem Schaufelpflug und der englischen Pferdehacke, die er in mancher Rücksicht vervollkommnet hat, der Länge und der Quere nach reinigen und verarbeiten zu lassen. Auf diese Frucht folgte
2) Gerste mit Klee, wozu er schon 3 Wochen vorher die Saatfurche pflügen und sehr fein durcheggen ließ. Zur Zeit der Saat selbst war denn schon, wie er sagt, der in der Oberfläche liegende Wuchersame gelaufen und wurde nur bei dem Eineggen der Gerste zerstört. Nachdem sollen sich nur wenige Wucherblumen gezeigt haben.
3) Klee und Wickenfutter. Die jetzt erscheinenden Wucherblumen wurden mit dem Klee und den Wicken abgemähet.
4) Winterkorn. Hier ruhete die Wucherblume gänzlich.
5) Hafer. Hier zeigte sich das Unkraut nur mäßig.

Thaer hält bei dieser Bestellungsart die Ausrottung der Wucherblume für eine Kleinigkeit, wenn nur, wie er hinzufügt, die Nachbarn helfen wol-

wollen, und behauptet, daß sie innerhalb 6 bis 7 Jahren ohne besondern Aufwand vollendet seyn könne.

Diese Methode hat nach meinen Erfahrungen mehr Schein als Wahrheit, und ich möchte keinem rathen, sie nachzuahmen. Man lese und urtheile. Durch Braachfrüchte und die dazu erforderlichen Maschinen kann die reine Braache nur dann erst entbehrt werden, wenn das Land schon vom Unkraute rein, tief genug durchgearbeitet und hinreichend befruchtet ist. Das ist aber in der Regel da, wo die Wucherblume noch herrscht, gewiß nicht der Fall. Dann wird bei der Verarbeitung der Braachfrüchte die Wucherblume nur größtentheils, nicht ganz, nämlich da nicht, wo die Früchte stehen, hervorgelockt und zum Keimen gebracht. Dieser Mangel ist besonders auf den Kartoffelnstücken sehr groß und bedeutend. Und dann können ohnehin nicht alle Wucherblumen durch die künstlichen Ackerwerkzeuge weggenommen und zerstört werden, sondern das Jäten muß hinzukommen, wie Thaer an mehreren Orten selbst gestehe. Diese Mühe ist nun leicht geschehen in dem ersten Jahre des Turnus; aber wie, wenn erst Gerste und Hafer hinzukommen, da möchte doch schwerlich das Jäten durch Menschenhände allein noch thunlich seyn.

Bei Nr. 2. sind die Bedenklichkeiten noch größer. Es ist in der Regel zuvörderst schon zweifelhaft, daß vor der Gerstensaat, wenn sie auch erst gegen das Ende des Monats Mai geschähe, die Wucherblume über der Erde hervorgekeimt ist; ein Jahr, wie das vergangene, ausgenommen —, welches aber, meines Bedünkens, eine große Seltenheit in den Phänomenen der Natur ist. Gesetzt aber auch, sie wäre schon gekeimt, wie dies in dem leichten und warmen Boden um Celle der Fall wohl seyn mag, glaube man denn, daß sie durch die Egge dergestalt vernichtet werden könne, daß sie nicht, wenigstens zu einem großen Theile, unmittelbar nachdem sich wieder erhole und von neuem fort vegetire? Aber wenn das auch möglich wäre, so würde der nächste Regen die Wurzelfasern wieder mit Erde bedecken, und die Wucherblume schon deshalb sich bald wieder richten und fortwachsen. Und diese Pflanzen, die dann schon vor der Gerste einen Vorsprung hätten, würden doppelt gefährlich werden. Und sollte selbst nicht die Gerste, die eine lockere und möglichst fein pulverisirte Krume liebt, bei dieser spätern Bestellung nach dem Pflügen und dem ersten Eggen an Kraft und Fähigkeit zum Keimen verlieren? Auch dann nicht, wenn innerhalb der Zwischenzeit starke Regenschauer erfolgt wären? Auch kann ich es mir gar nicht als möglich denken, daß die Wucherblume in diesem zweiten Jahre des Turnus wenig erschienen sey, da sie doch in dem ersten

 sten

sten an vielen Stellen noch gar nicht zur Entwickelung und an den übrigen nur sehr oberflächlich hervorgelockt worden ist. Diese Erfahrung kann also nur wohl da Statt finden, wo die Wucherblume überall erst in kleiner Anzahl vorhanden ist. Eben so wenig stimmt die Behauptung von Nr. 5 zu meiner Erfahrung. Der Wuchersame pflegt vielmehr, wenn er ein oder zwei Jahre durch Klee oder Rocken zurückgehalten war, um so stärker und zahlreicher von allen Seiten hervor zu kommen, woraus eben das unumgängliche Bedürfniß entsteht, nach dem Ruhejahre erst eine Braache wieder eintreten zu lassen. Und wie harmonirt endlich mit diesem Allen die Meinung, daß das ganze Geschäft mit 6 oder 7 Jahren, und zwar ohne besondern Aufwand an Zeit, an Gelde und an Kräften abgethan seyn könnte, wenn am Ende des ersten Turnus von 5 Jahren wirklich noch Wucherblumen in dem Hafer vorhanden sind, und jetzt und bei dem zweiten Turnus wenigstens 3 Fünftel der ganzen Feldflur gewühet werden müssen? Ich wiederhole mein obiges Urtheil: Diese Methode hat mehr Schein als Wahrheit.

Der verstorbene Hofrath Beckmann thut in seinen Schriften — ich habe vergessen zu bemerken, wo? — den Vorschlag, man soll 1) braachen, 2. und 3) Winterkorn und 4) Sommerkorn säen. Diese Methode hat mit der meinigen Aehnlichkeit, weicht aber in Nr. 4. ab, wo ich wenigstens bei den Bohnen und bei der Gerste fürchte, daß es in dem ersten Turnus noch nicht möglich sey, die Wucherblume schon zu wühen. Nach noch andern Vorschlägen, namentlich von Münchhausen und neuerlich in der am 1ten Mai d. J. im Fürstenth. Schaumb. Lippe gegebenen sehr zweckmäßigen Anweisung über die Vertilgung der Wucherblume, S. 15 bis 18, soll man 1) braachen, 2. und 3) früh Winterfrüchte säen, 4) Braachfrüchte und 4. und 5) wieder Winterkorn bestellen. Oder 1) Braache, 2) Rocken, 3) Stoppelrocken mit Klee, 4) Klee, 5) Rokken, 6) Rocken oder Wintersaat. Diese Methoden stimmen beide zur Aussetzung der Sommerfrüchte, ohne eines Ersatzes oder eines Ausweges dafür zu erwähnen; und dehnen überdies den Turnus etwas zu weit hinaus, so wie denn auch die zu öftere Folge des Rockens auf Rocken den Boden gleichfalls gar zu einseitig erschöpft.

Einige Oekonomen haben geglaubt, die Vertilgung der Wucherblume müsse durch das Jäten geschehen, und mehrere fleißige Hauswirthe, die so weniges Land haben, daß sie zu braachen nichts erübrigen können, bringen im Sommer mit ihrer ganzen Familie in der That manche Stunde sehr mühselig damit hin. Allein hiezu ist durchaus erforderlich, daß die Zahl der Wucherblumen schon

schon bis zur Möglichkeit des Wühens vermindert ist, welches weder nach einem, noch nach zwei Jahren geschehen kann, sonst nimmt man vielleicht eine Million Blumen weg, indeß von den übrig bleibenden mehr als eine Trillion wieder eingesäet wird. Zu dieser Möglichkeit verhilft nichts, als eine zweimalige Braache, vielleicht schon eine, je nachdem dies Unkraut mehr oder weniger herrschend geworden ist. In den hiesigen Feldfluren des Fürstenthums Schaumburg-Lippe z. B. sind über tausend Morgen dergestalt inficirt, daß selbst die zweite Braache noch genug zum Wühen übrig lassen wird. Denn man drehe und wende das Land das erstemal so viel man wolle, aus allen Winkeln und in allen Schichten kommt die Entwickelung doch noch nicht zu Stande. Und dann ist das Wühen wahrlich kein leichtes Geschäft. Der Rücken thut dabei bald sehr wehe, eben so der linke Arm, in dem man die Last tragen muß; und gewöhnlich entsteht, besonders bei einiger Wärme, von den starken Ausdünstungen der Blume, ein sehr heftiges Kopfweh, welches bei vollblütigen Menschen sehr leicht Nasebluten und Schwindel erregt. Die Wärme und das Bücken sind hier nach meiner öftern Erfahrung nicht die einzigen Ursachen; sondern die Wucherblume hat in der That in ihren Ausdünstungen etwas Betäubendes, wie schon ihrer Vollsaftigkeit und die Menge der Blumen vermuthen läßt. Daher kam es vielleicht, daß unsere Vorfahren sie Stinkblume nannten, wie dies in einigen alten Verordnungen gegen dieselbe aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts der Fall ist. Ueberdies hilft ein einmaliges Wühen wenig oder nichts, es muß alle 14 Tage bis 3 Wochen von Anfang Junius an bis zur Erndte wiederholt werden. Die Wucherblumen kommen nach und nach, so wie die Wärme des Sommers zunimmt und immer tiefer in die Oberfläche der Erde einwirkt. Meine Kartoffeln, die ich bis jetzt beständig in Wucherblumenland gepflanzt habe, werden ausser dem Eggen, dem Bereihen und dem Behäuten, welches letztere so spät als möglich geschieht, noch viermal gewühet und die spätesten Blumen werden beim Aufnehmen der Kartoffeln mit der Schute zerstört. Auch ist das Ausziehen der Pflanze aus der Erde, wenn der Regen nicht folgt, gleichfalls schwer. Bei einiger Trockniß reißt sie leicht ab, und dann kommt sie gleich aus dem zurückbleibenden Stammende wieder hervor, und ist nachher um so mühseliger aufzuziehen. Der Schaden, welcher bei dem Gehen in den Früchten geschieht, ist auch nicht zu vergessen, besonders wenn das Geschäft von Kindern verrichtet wird, die im Ganzen dazu am meisten geeignet sind.

Man rechne also auf das Wühen nicht anders, als nach eingetretener Ver-

Verminderung der Wucherblume. Indeß rathe ich unbedenklich allen kleinen Hauswirthen, Handwerkern, Häuslingen, Tagelöhnern, Brinksitzern u. s. w., die nur sehr weniges Land, etwa 6 Morgen oder nicht viel darüber haben, die Wucherblume bloß mit Kartoffeln auszurotten, aber der Art dazu zu düngen, daß das Land unmittelbar darauf guten Rocken mit Klee, dann wieder Rokken, jetzt Flachs oder Rüben und Sommersaat nach erneuerter Düngung, und zuletzt noch einmal Rokken trägt, und dann sofort aufs neue mit Kartoffeln bestellt und verarbeitet wird; wenn nur diese Classe von Menschen Zeit, oder bisweilen selbst nur Lust genug hätte, dem einen Morgen durch Wühen zu Hülfe zu kommen, oder ihnen die Kartoffeln von einem ganzen Morgen nicht viel zu viel wären. Indeß ist hier immer der Ausweg möglich, einem andern geringen Menschen die Hälfte oder den dritten Theil des Stückes zu Kartoffeln gegen Dünger für ein Jahr zu überlassen. Die Menschen haben im Ganzen nicht Gemeinsinn und Pflichtgefühl genug, einem solchen Uebel, so groß und schrecklich es auch ist, freiwillig entgegen zu arbeiten; und wenn sie auch den Anfang machen, so fehlt es ihnen doch gewöhnlich an Kraft und Neigung, die dazu erforderliche Zeit zu beharren. Deswegen ist bloße Belehrung und Ermahnung hiezu selten hinreichend, es muß vielmehr höhere Wirksamkeit von Seiten des Landesherrn und der Regierung durch Befehle und gerichtliche Veranstaltungen hinzutreten. Es scheint mir deshalb nothwendig zu seyn, hier noch, um meiner Abhandlung Vollständigkeit zu geben, einige Winke und Vorschläge für die Landes-Obrigkeiten hinzuzufügen.

Daß ein Theil der Unterthanen bei dem schädlichen Einflusse der Wucherblume auf den Ackerbau verarmet und ausser Stand gesetzt wird, sich und sein Vieh zu nähren und die Staatsabgaben zu leisten, kann dem Landesherrn unmöglich gleichgültig seyn. Hält man es doch für seine Schuldigkeit, Epidemien unter Menschen und Thieren entgegen zu arbeiten und vor Gift zu warnen, warum sollte man denn gegen das Gift und die Epidemie der Wucherblume schweigen? Wer bürgt uns dafür, daß dieses so scheusliche Unkraut, wenn es nur erst in einigen Communen überhand genommen hat, nicht bald die benachbarten Dorfschaften angreife und so schnell von der einen Gegend zu der andern übergehe? Wie leicht ist nicht die Mittheilung dieses allen Ackerbau zerstörenden Saamens durch den Handel? Kam nicht die Wucherblume in dem Jahre 1737 durch auswärtiges Getreide in die ehemaligen Aemter Blumenau, Wunstorf und Limmer und mehrere andere Gegenden des sonst hannoverschen Chur-

für-

fürstenthums? Theilte nicht das Brandenburgsche dieses Gift den Früchten der Dänischen Provinzen mit? wo diese Blumen noch immer die Brandenburger genannt werden, — und ward es nicht von dort aus nach Norwegen verpflanzt? Wie die Wucherblumen in das Schaumburg-Lippische gekommen seyn mögen, ist zwar nicht historisch erwiesen, ich finde aber die Vermuthung derer nicht unwahrscheinlich, welche sagen, daß sie zuerst in der Sülbecker Feldflur in der Nähe der Steinkohlenbergwerke durch das Futter und den Mist der Pferde fremder Kohlenfuhrleute entstanden seyen, so wie sie laut einer Urkunde aus dem vorigen Jahrhundert in die Länderei des herrschaftlichen Cammerhofes durch die Dienstpferde gebracht sind.

Will man aber diesem Uebel gesetzlichen Widerstand leisten, so geschehe es ausser der nothwendigen Strenge und Beharrlichkeit auch mit Menschlichkeit und Billigkeit. Man gönne den Unterthanen die zur Ausrottung dieses Unkrauts erforderliche Zeit, man gebe ihnen eine leichte und vollständige Anweisung unentgeldlich in die Hände, man erleichtere ihnen durch einige Verminderung der Abgaben die Cur dieser Felderkrankheit, oder komme ihnen durch pecuniäre Unterstützung zu Hülfe und halte übrigens mit Ernst auf die Befolgung des Befehls und sey unerbittlich im Strafen wegen verschuldeter Versäumung des festgesetzten Termins.

Vor allen Dingen muß man bei gesetzlichen Aufforderungen der Unterthanen zur Vertilgung der Wucherblume wissen, welche Methode dabei zu wählen ist, oder was für Mittel und Plane vorzuschlagen und wie viele Jahre als Termin zum gleichzeitigen und gleichmäßigen Braachen und nachdem zum Wühen festzusetzen sind, um den Eigenthümern solcher leidenden Aecker durch eine zu kurze Zeitfrist keine unnöthige Beängstigungen und keine vergebliche Kosten zu verursachen, und auf der andern Seite durch einen zu weit hinausgesetzten Termin sie nicht in ihrer Gleichgültigkeit und Saumseligkeit zu bestärken.

Eine einmalige Braache, sie mag nun alle 4 oder alle 6 Jahre eintreten und so künstlich angestellt werden, wie sie wolle, ist noch nicht hinreichend. Ja ich bin sogar fest überzeugt, daß bei einem Boden, der einmal durch und durch mit Wucherblumen geschwängert ist, selbst nach der zweiten Braache noch nichts weiter, als höchstens die Möglichkeit zu wühen erlangt ist, und folglich auch dann noch allerlei Versuche durch reine Braache und Braachfrüchte, durch Winterkorn und Klee, so wie mit Asche, Kalk und Mergel wiederholt und fortgesetzt werden müssen, um das Geschäft und die Mühe des Jätens zu erleichtern und abzukürzen.

Un-

Unter allen Methoden zur Ausrottung der Wucherblume scheint mir diejenige, die ich oben angenommen und nach allen ihren Theilen durchgeführt habe, nämlich der Turnus von 4 Jahren, die kürzeste und dem Haushalte zugleich die angemessenste zu seyn. Man könnte zwar auch nach dem System der Dreifelderwirthschaft, die indeß mehr nach der Wiederholung des Düngers, als nach der eigentlichen Ruhe des Landes bei reiner Braache und mit Zuziehung der Braachfrucht-Cultur genommen wird und gemeint ist, einen Turnus von drei Jahren annehmen und 1) braachen, 2) Rocken und wieder Rokken bestellen, und so von vorn wieder anfangen; aber wie viel Dünger würde hiezu gehören, wie viele Früchte würde man entbehren, und welch ein beträchtlicher Theil der Feldflur läge dann nicht ungenützt!

Zu einer doppelten Braache von einem vierjährigen Turnus gehören 8 Jahre. Dies ist also nach meiner Meinung der kleinste Termin, den man Unterthanen zur Vertilgung der Wucherblume erlauben muß. Ich würde indeß rathen, noch einen Turnus zuzusetzen und den Termin bis 12 Jahre hinauszusetzen, damit die Humanität bei dieser Verordnung um so mehr einleuchte, dann aber auch keine Nachsicht weiter hegen.

Die Hauptsache ist, daß die Verordnung von der Zeit an, wo sie in Kraft tritt, **und dies ist schon der erste Herbst nach ihrer Erscheinung**, nicht nach so oder so vielen Jahren, wirklich befolgt werde. Um diesen Zweck, auf den alles ankommt, zu erreichen, müssen von dem Augenblicke an, da die Verordnung gegeben ist, vermittelst der Aemter oder der Mairien sachverständige Leute für jede Dorfschaft gesetzt werden, welche die Morgenzahl jedes Eigenthümers und Hauswirths, in dessen Aeckern die Wucherblumen herrschen, genau kennen, und die dafür bei persönlicher Verantwortung sorgen, das jeder Ackermann sofort mit dem 4ten Theile seiner inficirten Länderei den Anfang zum Braachen macht. Wer dagegen handelt, muß schon gleich das erste Jahr, und zwar im Frühling, unmittelbar bei dem Versuche, den zur Braache bestimmten Acker, oder die Aecker, mit Sommerfrüchten zu bestellen, gestraft und zwangsmäßig davon abgehalten werden.

(Der Schluß folgt.)

Neues
Hannoversches Magazin.
47tes Stück.
Montag, den 25ten November 1811.

# Die Wucherblume.

(Schluß.)

Man setze hiebei genau die Zeiten nebst der Art und Weise fest, wann und wie bei der Braache verfahren werden soll. In den ersten 14 Tagen nach der Erndte muß das Braachland gepflügt und geegget seyn; vom 1ten bis 14ten Mai wird wieder gepflügt und geegget; vom 1ten Junius bis zum 14ten wird bloß geegget; vom 1ten Julius bis zum 14ten wird abermals geegget und gepflügt, und in den letzten 14 Tagen dieses Monats bloß geegget; in der Mitte Augusts wieder gepflügt und geegget. So bleibt das Land liegen bis zur Saat. Wer in den festgesetzten Zeiten zu pflügen oder pflügen zu lassen fehlt, bezahle à Morgen 12 Mgr., die mit jedem Tage um 6 Mgr. steigen, damit die Ordnung des Ganzen schlechterdings nicht gestört wird. Ferner, es darf nur gerade das gesäet werden, was verordnet ist; in die Braache Winterfrucht mit Hinzufügung des Klees im Frühjahr; in den dritten Kleewuchs wieder Winterfrüchte, und so fort. Wer gegen die gesetzliche Bestellungsart handelt, zahle à Morgen 2 Thl., und muß unmittelbar nachdem wieder Rocken nehmen. Alle Strafgelder haften auf der Frucht des Landes und müssen vor der Erndte abgetragen seyn.

Ich bin fest überzeugt, daß, wenn man gleich bei Erscheinung der Verordnung mit diesem gerichtlichen Ernst und dieser Genauigkeit verfährt, die Wucherblumen ganz gewiß schon vor Ablauf des Termins von 8 bis 12 Jahren so weit getilgt seyn werden, daß man dann ohne viele Mühe sie jäten kann. Und gesetzt, es gäbe hie und da noch einzelne Stücke mit zu vielen Wucheeblumen, weil der Pflugmann während des Braachens in der successiven Herausbrin-

gung der Erdflächen zu saumselig oder zu ungeschickt gewesen wäre, so würde die Aufsicht der Feldgeschwornen für diesen Theil verdoppelt, und es würde den Eigenthümern desselben noch ein Turnus angesetzt. Ueberläßt man hingegen während des Termins die Befolgung des Gesetzes und die Art und Weise des Verfahrens der Willkühr der Leute, und sucht bloß durch Drohungen, deren Erfüllung aber noch 8 bis 10 oder 12 Jahre hinausgesetzt ist, den Willen der Menschen in Thätigkeit zu bringen, so wird aus der ganzen Sache bestimmt nichts. Der gemeine Mann ist nicht gewohnt, in die Zukunft hinauszusehen und für dieselbe zu handeln: kommt Zeit, kommt Rath; bis dahin kann sich noch vieles ändern; diese und ähnliche einfältige Sentenzen wirken viel zu stark auf ihn. Unter allen Drohungen, die bei dergleichen gerichtlichen Versuchen gegen die Wucherblume als Motive gebraucht werden, scheinen mir diejenigen die unstatthaftesten zu seyn, vermöge deren nach einem gewissen abgelaufenen Termine jede Blume einzeln gezählt und mit Pfennigen oder Groschen bezahlt werden soll. Denn hier fällt jedem Saumseligen beides, die Unmöglichkeit zu zählen und die Unmöglichkeit zu bezahlen, gar zu klar in die Augen, und er rechnet ganz bestimmt auf Nachsicht seiner Obern. Diese Drohungen sind auch bis jetzt noch nie vollzogen worden.

Eine Hauptschwierigkeit bestände vielleicht jetzt noch darin, woher und wovon die Aufseher für ihre Mühe die 8 bis 12 Jahre hindurch bezahlt werden sollen? Ihnen Strafgelder dafür anzuweisen, ist nach dem nun angelegten Plane gar nicht rathsam, weil auf dergleichen Gelder nicht mit Gewißheit zu rechnen ist, wenn die Aufsicht anders reell und ernstlich genug geschieht, und das muß sie doch. Dann dürfte auch eine solche Verweisung Aufseher von zweideutigem Charakter leicht mißleiten, daß sie durch anfängliche zu große Nachsicht im Handeln und Sprechen die Menschen erst sicher machten, um nachher zu ihrem Vortheil desto schärfer zu seyn. Sicherer und besser wäre es also, wenn man jedem Feldgeschwornen ein fixes Gehalt auf die Zeit festsetzte, welches er spielend an Sonntagen verdienen könnte, und wenn man die dazu erforderliche Summe auf die Morgenzahl, die unter seiner Aufsicht stände, vertheilte. Dies würde jedem Eigenthümer nur eine Kleinigkeit betragen. Wollte man dies aber nicht, so würde die Cammer wohl handeln, dieses Geld vorzuschießen, wie dies in dem Jahre 1778 von der ehemaligen hannoverschen Cammer geschah, und sich in der Folge durch die etwa eintretenden Strafgelder schadlos zu machen.

Ausser der Aufsicht auf die Felder müßte aber auch nothwendig eine po-

lizeiliche Aufmerksamkeit auf die Scheunen, auf das Futter und auf die Miststätten der mit Wucherblumen inficirten Hauswirthe verwandt werden, sonst würde dem Uebel nur zur Hälfte gesteuert. Es müßte also auch dahin gesehen werden, daß jeder Hauswirth sein Sommerkorn durchaus allein banfete, nur es verfütterte, ohne je davon zu streuen, und alles Futter, es sey Heckfel, oder Kaff, oder reines Korn, vor dem Einwerfen in die Krippe sichtete, so wie gleichfalls kein Korn auf den Boden ungesichtet gebracht werden dürfte, und kein Dielen- oder Hauskehrig auf den Mist, sondern in eine zu diesem Zweck ausgegrabene Rottkuhle. Es muß daher den Feldgeschwornen frei stehen, mit der Vollmacht eines Feueraufsehers oder jedes Polizeidieners die Häuser und Höfe der Leute von Zeit zu Zeit zu visitiren, und jeder Hauswirth müßte schuldig seyn, ihnen unverweigerlich seine Scheure, seine Ställe, das Futter, das Sieb, die Miststätte, und die Rottkuhle zu zeigen, und die hiebei bemerkten Vergehungen würden zu Bruche geschrieben und die daraus hervorgehenden Gelder giengen entweder in die Casse der Cammer, als Entschädigungsgebühr oder in die Casse der übrigen Brüche über.

Wollte man diesen landesväterlichen Bemühungen noch etwas hinzufügen, so lasse man auf der Grundfläche einer Dorfschaft oder Commüne durch die Beamten oder Maires nachsehen, ob nicht Hudekämpe, Wiesen oder Weideplätze vorhanden sind, denen eine Umbrechung zu Sommerfrüchten auf zwei oder drei Jahre wohlthäte, damit diejenigen, die für ihr Vieh der Sömmerung nothwendig bedürfen, während der Zeit der bloßen Winterung ihres Landes einigen Ersatz ihres Verlustes finden; oder man erlaube, diejenigen Stücke, welche nur stellenweise mit Wucherblumen behaftet sind, mit Hafer oder andern Sommerfrüchten zu bestellen, halte aber unabbittlich streng auf das Wühen derselben. Ja, es scheint mir sogar nicht unmöglich, daß in der nächsten Stadt von der Wucherblumen-Flur ein Magazin errichtet werde, in dem man aufgekaufte Sommerfrüchte niederlegt, die gegen Rocken in verhältnißmäßigen Maassen ausgetauscht werden, wie dergleichen Magazine in Zeiten der Theurung sonst gewöhnlich waren.

## Anhang.

Schließlich trage ich hier noch eine Anzeige von einigen Versuchen nach, die man zur Vertilgung der Wucherblume hie und da gemacht hat, und die zum Theil nicht ohne Erfolg geblieben sind, obgleich dieser Erfolg mehr auf die Rechnung einiger thätigen Menschenfreunde, als auf das Verdienst der Verordnungen gebracht werden muß. Eins der merkwürdigsten Beispiele giebt hier



das

das ehemalige Amt Herzberg in dem sonstigen Fürstenthum Grubenhagen, wohin die Wucherblume durch Hafer vom Harz geführt war. Den Anfang machte man schon 1767, und eine Verordnung über diesen Gegenstand war bereits 1737 den 18ten Nov. ergangen, welche die Vertilgungsmittel und einige namhafte Strafen enthielt, wie man in Beckmanns Sammlung auserlesener Landesgesetze von 1784, 6tes Alphabet, S. 300 nachlesen kann. Man ließ braachen, drang auf Einschränkung der Sommerfrüchte und machte jedem Hauswirthe das Ausjäten der Wucherblumen von Julius bis zur Erndte und das Verbrennen derselben zur Pflicht. Die Sache gieng auf diesem Wege sehr langsam und blieb ohne allen merklichen Erfolg. Die Ursache hievon lag in der Verkehrtheit des Verfahrens und der zu großen Abhängigkeit der Sache von den Grundeigenthümern.

Mit dem Jahre 1775 wurde das Geschäft ernstlicher betrieben. Man setzte drei Wucherblumen-Aufseher an, die zum Wühen anhalten und für das Verbrennen und Vergraben des Unkrauts sorgen mußten. Sie bekamen 6 mgr. Denunciantengebühr, 3 mgr. von jedem Morgen mit Wucherblumen und 9 mgr. täglich fürs Verbrennen und Verscharren des Unkrauts. Statt der 6 pf. und des doppelten Preises bei wiederholter Visitation, die nach Ablauf eines gewissen Termins für jede Blume verordnungsmäßig bezahlt werden sollten, wurde für jeden inficirten nicht gewüheten Morgen im Braachfelde 2 Thl. und für jeden Morgen im Sommerfelde 1 Thl. Strafe festgesetzt. Späterhin wurde verboten, Braachfelder überall nicht mehr, bei 5 Thl. Strafe, zu sömmern, sondern höchstens mit Braachfrüchten zu bestellen, und man war mehrere Male sogar geneigt, alle Sämerei auf neun Jahre gänzlich zu untersagen. Da die Eigenthümer der inficirten Aecker im Jäten der Sommerfrüchte sich zu saumselig bewiesen und die Strafgelder über das Vermögen der Menschen hinausgiengen, so ließ man mit der Zeit blos von Amtswegen das Geschäft, und zwar in den Monaten Junius und Julius, verrichten, und da hiebei die Sache am sichersten und schnellsten fortgieng, so wurden ordentliche Tagelöhner zum täglichen Wühen angeordnet. Die Cammer schoß dazu 60 Thl. vor, die sie in der Folge schenkte. Ueber Einnahme und Verwendung der Strafgelder mußte alle Martini Rechnung abgelegt werden. Die inexigibeln Straffälligen wurden zum öffentlichen Wühen angehalten und einigen derselben wurde ihr Getreide nebst den Wucherblumen grün abgemähet. Dieser Plan wurde auf 18 Jahre angelegt, und 1794 waren die Wucherblumen wirklich aus dem Amte Herzberg vertilgt. Der Grund davon lag in der gewissenhaften Thä-

tig-

tigkeit, mit welcher die dortigen Beamten die Sache betrieben.

In dem ehemaligen hannoverschen Amte Ilfeld wurde mit der Ausrottung der Wucherblume 1790 der Anfang gemacht und durch das Verdienst des damaligen Herrn Beamten Lüder glücklich zu Stande gebracht. Er gebrauchte zum Wühen die Schulkinder nach geendigtem Unterrichte, unter der beständigen Aufsicht eines alten Invaliden. Jedes Kind bekam täglich 2 ggr. Die Feldbesichtigungen geschahen in Gegenwart eines Beamten den 4ten, 14ten und 24ten Julius.

Im Fürstenthum Schaumb. Lippe, wo die Wucherblume schon ins 3te Jahrhundert fürchterlich wüthet, sind oft und mancherlei Versuche gemacht worden, sie zu vertilgen, aber sämmtlich ohne Erfolg geblieben. Das erste Rescript darüber, welches ich habe auffinden können, dem aber bereits ein früheres vorausgegangen seyn muß, ist vom 30ten Mai 1716 datirt. Es verlangt Braache in Verbindung mit Wühen. Dieses Rescript wurde mit vielem Ernst erneuert den 2:ten April 1767 und eine sehr vollständige Anweisung des Verfahrens hinzugefügt. Die Wucherblumen-Feldfluren jeder Gemeine sollen in 4 Flagen oder Flächen getheilt werden und alles Usuelle dabei wegfallen. Wer in solcher Fläche vielleicht sein gesammtes Land hat, soll während der Ausrottungszeit etwas Land umsetzen oder miethen. 1) Braache, die im Herbst gefelget, im Frühling tief gepflügt und geeget, nachdem im Mai gedünget und wieder gepflügt werden soll. Als der beste Dünger werden Schaaf- und Schweinemist vorgeschlagen. Nun müsse man dem Kraute Zeit lassen, bis es Knospen zur Blüthe ansetze, jetzt es abmähen (!!), hierauf wieder pflügen, die Wucherblume abermals wachsen lassen, sie von neuem abmähen, und dies Geschäft fortsetzen bis zur Erndte. 2) und 3) Winterfrüchte. 4) Sommerfrüchte, doch keine Gerste, sondern Erbsenzeug oder Hafer, und noch besser Taback. Nach diesem einmaligen Turnus soll blos gewühet werden, und zwar vom 25ten Mai an bis zur Erndte. Das Stroh soll nicht gefüttert, auch nicht gestreuet, sondern, wenn letzteres geschieht, nur für Gärten und Wiesen gebraucht werden. Der Kaff dürfe blos für Schweine gefüttert werden, bei denen der Wuchersamen wegen ihrer innern Hitze vergehe. Dieser Verordnung folgten andere von demselben Zwecke und demselben Inhalte, nebst lauten Klagen über bisherige Saumseligkeit von Seiten der Untergerichte sowohl, als der Hauswirthe: den 17ten Mai 1775, den 7ten Junius 1783 und den 7ten Mai 1797.

In dem gegenwärtigen Jahre ist ein neuer Versuch eingeleitet worden. Die deshalb ergangene Landesverordnung ist vom 27ten April 1811 und die

die derselben hinzugefügte Anweisung zur Vertilgung der Wucherblume vom 1ten Mai datirt. Beides enthält 19 Seiten in Quart und ist jedem Hauseigenthümer unentgeldlich mitgetheilt. Pächter sowohl als Eigenthümer werden darin §. 1. verpflichtet, der Anweisung gemäß sich zu bemühen, ihre Aecker von den Wucherblumen zu befreien. Es wird ihnen hiezu §. 2. ein Zeitraum von 6 Jahren, als die hier gewöhnliche Landes-Braachzeit, von Johannis 1811 bis dahin 1817 festgesetzt, nach dessen Verlauf die angeordneten Strafen in Wirkung treten werden. Die Beamten sind nach §. 3. schuldig, auf die Befolgung der Anweisung innerhalb dieses Termins zu achten. Es sollen aus jeglicher Gemeine nach §. 4. einige verständige Männer ausgehoben und eidlich verpflichtet werden, alljährlich den 10ten Junius, den Tag vor Johannis, den Tag nach Mariä Heimsuchung, den Tag nach Jacobi und dann alle 14 Tage, bis das Sommerkorn gemähet seyn wird, die Feldfluren zu besichtigen und darauf zu halten, daß die Wucherblumen ausgejätet werden und hierüber nach §. 5. den Beamten Besichtigungs-Annotationen einreichen. Ist dies nach der ersten Besichtigung — gleich des ersten Jahrs — nicht geschehen, so sollen die Beamten sofort auf Kosten der Besitzer oder Pächter Veranstaltung treffen, daß die inficirten Stücke entweder ausgejätet oder abgemähet und, §. 7. für jeden Morgen 12 mgr. Besichtigungsgebühr bezahlt und dieselbe Strafe nach §. 8. bei allen nachfolgenden Besichtigungen wiederholt werde *). §. 9. wird erklärt, daß die Wucherblume innerhalb sechs Jahren so weit vertilgt seyn könne, daß man im Stande sey, die Ausrottung der noch übrig gebliebenen Spuren derselben durch fleißiges Ausjäten zu vollenden, welches Geschäft vom 25ten Mai 1818 an fortgesetzt und alljährlich beachtet werden soll. Es haben daher die Feldsbesichtigungen dem 4ten §. gemäß ihren Fortgang. Die Besichtigungstage müssen §. 11. des Sonntags vor der Kirche, und zwar nach dem Gottesdienste, angezeigt werden. Die Besichtigungen erstrecken sich nach §. 12. auf alle innerhalb eines Amts be-

*) Anmerk. Die angedroheten Strafen §. 6. bis 8. sind durch eine spätere Verordnung vom 25ten Junius d. J. noch auf 2 Jahre, nämlich bis Johannis 1813 suspendirt. Auch sollen bis dahin noch keine Feldbesichtiger angestellt werden, sondern nur von den Beamten Aufsicht und Ermahnungen Statt finden, daß durch die in der Anweisung enthaltenen Mittel, wobei es hauptsächlich auf Aussetzung der Sommerfrüchte in einem noch unreinen Felde ankommt, es während der zwei Jahre dahin gelange, daß es demnächst des Abmähens der Früchte ferner nicht bedürfe.

befindliche Grundstücke ohne Ansehen der Besitzer. Die Annotationen der Feldbesichtiger sollen nach §. 13. die Wucherblumenstücke, die Namen der Eigenthümer oder Pächter und die Anzahl der darin gefundenen Blumen enthalten, und eine Columne für den Strafansatz offen lassen. Für jede darin bemerkte Wucherblume soll nach §. 14. ohne weitere Besichtigungsgebühren zu Johannis 2 pf., zu Mariä Heimsuchung 4 pf., zu Jacobi 6 pf. und so fort mit Erhöhung von 2 pf. bezahlt werden. Die Beamten sind §. 15. gehalten, die Strafansätze in die Besichtigungs-Register einzutragen, sie von den Schuldigen beizutreiben und die Annotationen alljährlich zu Martini an die Regierung einzuschicken. Die Strafgelder gehen §. 16. zur Hälfte an die Besichtiger, zur Hälfte in die Landschulen-Verbesserungs-Casse. Es findet nach §. 17. kein Nachlaß an diesen Strafgeldern Statt. Ueber die richtige Verwendung dieser Gelder muß §. 18. von den Beamten berichtet werden. Für die Partheilichkeiten und Saumseligkeiten der Feldgeschwornen werden diese nach §. 19. wie die straffälligen Eigenthümer der übersehenen Aecker angesehen und behandelt. Die Bekanntmachung dieser Verordnung soll außer den gewöhnlichen Wegen nach §. 20. auch alljährlich am Sonntage nach dem 1ten Mai von den Kanzeln wiederholt werden.

Was die der Verordnung hinzugefügte Anweisung über die Vertilgung der Wucherblume, die man mit Ausnahme einiger Veränderungen schon in dem Landes-Calender von 1796 und 1806 abgedruckt findet, betrifft, so wird darin eine kurze Anzeige von der Natur, von der Verbreitung und Schädlichkeit dieses Unkrauts gegeben, und zugleich werden die Mittel bemerkt, wie man sich gegen dasselbe theils verwahren, theils wie man es ausrotten könne. Die vorgeschlagene Bestellungsart der Länderei innerhalb 6 Jahren ist oben schon erwähnt worden. Uebrigens ist jedem Hauswirthe überlassen, welches Ackersystem und welche Fruchtfolge er anwenden will, wenn beides nur so beschaffen ist, daß der Zweck dadurch erreicht wird. Diese Anweisung ist mit Fleiß ausgearbeitet und sehr populair vorgetragen.

Stadthagen den 12ten October 1811.

---

## Beantwortung
der in dem 42sten Stücke des diesjährigen Magazins enthaltenen Anfrage:

### Wie die Entwendung und das Abschneiden der Koffer von einem Reisewagen zu verhindern steht.

Statt der gewöhnlichen Stricke von Hanf leisten dauerhafte Ketten, die eben nicht so sehr dick zu seyn brauchen, aber nicht von einem spröden Eisen gemacht seyn dürfen, so wie das Anschrauben der Koffer noch wohl die meiste Sicherheit; inzwischen können auch diese beiden Vorsichtsmaaßregeln durch geschickte und ausgelernte Diebe vermittelst des Gebrauchs der Feile und Nachschlüssel vereitelt werden. Der Herr Zoll-Revisor Preuß zu Linden, ein geschickter Mechanikus, hat aber kürzlich zu diesem Ende einen Apparat erfunden, welcher sich sowohl durch seine Simplicität, als Unfehlbarkeit vortheilhaft auszeichnet, wovon ich mich durch den Augenschein zur Gnüge überzeugt habe, und scheint er mir auch zur Sicherung von andern Sachen von Werth in den Wohnhäusern sehr zweckmäßig angewandt werden zu können. Er findet es jedoch wegen des leicht daraus zu entstehenden Mißbrauchs bedenklich, die Beschaffenheit seiner Erfindung öffentlich darzustellen, ist aber sehr gern bereit, einem geschickten Ouvrier solche gegen eine billige Remuneration bekannt zu machen, und läßt sich übrigens dieser Apparat für wenige Thaler an jedem Reisewagen anbringen.

H. F. L. D.

---

## Anfrage.

Verschiedene Maschinenwärter haben den Gebrauch, daß sie um die Wasserradswellen, da, wo Nässe und Trockenheit an ihnen wechseln, ein dickes Strohseil winden, und behaupten, die Welle werde dann bei dem Wechsel der Nässe und Trockenheit nie faul, und breche nie an der Stelle, wo herum das dicke Strohseil liege.

Ist dieses Vorgeben der Maschinenwärter gegründet oder nicht, und welches sind die Ursachen, die das Faulwerden und den Bruch der Welle verhindern?

# Hannoversches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 2ten December 1811.


## Ueber die Cultur und den Nutzen des chinesischen Oel-Rettigs.

Dieses in hiesiger Gegend noch wenig bekannte ergiebige Oelgewächs verdient vorzüglich unter allen schon bekannten Oelgewächsen angebauet zu werden.

Der Oelrettig stammt aus China her, und ist ein Sommer-Gewächs, welches in dem nemlichen Sommer, da der Same gesäet worden ist, wieder reifen Samen, der zum Oelschlagen dient, aber keine zum Essen brauchbare Rettige, liefert. Es läßt sich in unserm Klima recht gut und mit Vortheil bauen. Ich habe zwar nur im Kleinen auf 20 Quadratruthen ordinairen und zum Theil magern Sandlande meine Versuche gemacht, und doch vier Himten reinen Samen gewonnen. Ein Morgen kann also 24 Himten liefern.

Die Behandlung dieser Oelpflanze, von der Aussaat an bis zum reinen eingeerndteten Samen, ist nach der Art und Weise, wie ich meine Versuche gemacht habe, welche gut ausgefallen sind, folgende. Ich ließ, nachdem ich das Land hatte pflügen und eggen lassen, den Samen im Anfange April in Reihen legen. Später darf es nicht geschehen, weil sonst der Same nicht vollkommen reif wird. Er kann auch schon im März gesäet werden, denn die Nachtfröste thun den jungen Pflanzen keinen Schaden. Am besten säet man den Samen in Reihen, weil man dann zwischen den Reihen mit leichter Mühe durch Schaufeln das Unkraut vertilgen kann, welches, wenn der Same wie Mohnsamen ausgestreuet wird, ausgejätet werden muß, welches nicht mit so leichter Mühe geschehen kann. Die Reihen werden auf zwei Fuß weit auseinander mit einer Hacke und Rillen, wie zu den Virsbohnen, gemacht, und der Same sehr dünne, ungefähr eine Hand breit, in die Rillen ausgestreuet.

Ihn dicker zu legen, ist überflüßig. Weil jede Pflanze die Größe von zwei Fuß im Durchmesser bekömmt, und die Pflanzen die Zwischenräume von einer Seite zur andern beziehen, so ist es nachtheilig, wenn man die Reihen enger als zwei Fuß von einander macht. Auf einem Morgen Land können zwei Menschen in einem Tage die Rillen machen und den Samen legen. Es ist aber besser, wenn man mehrere Leute zugleich zu dieser Arbeit anstellet, damit der Same sogleich, wenn das Land gepflügt ist, in die frische Erde kömmt. Zwei bis drei Pfund Samen zur Einsaat, wovon man das Pfund zu 12 ggr. erhalten kann, sind hinreichend auf einen Morgen Land. In Sandgegenden, wo der Erdfloh nicht so viel Schaden als auf Marschboden anrichtet, sind zwei Pfund Einsaat auf einen Morgen Land genug. Weil man auf den Fraß des Erdflohs etwas mit rechnen muß, so rathe ich, auf Marschboden drei Pfund zu nehmen. Auf magerm Sandboden geräth der chinesische Oelrettig vortrefflich. Er nimmt mit jedem, nur keinen zu nassen Boden vorlieb. Auf gar zu geiles Land darf man ihn nicht säen, weil er sonst zu stark wächst, und sodann der Same nicht frühzeitig genung reif wird.

In Ansehung der Rillen kann man sich die Arbeit durch einen dazu eingerichteten Zug sehr erleichtern, um vier Rillen auf einmal zu machen, wenn man anstatt der runden Pflöcke dreikantige Hölzer darin macht; diese müssen die Form eines spitzen Winkels haben, welcher durch die Erde schneidet und dieselbe nach beiden Seiten wirft. Diese spitzwinklichten Hölzer müssen von den Seitenkanten an gerechnet drei Zoll breit seyn, und der vorstehende spitze Winkel vier Zoll halten; die Hinterseite wird rund, und die Hölzer unten schräg spitzig gemacht, damit sie in die Erde eindringen können. Mehr als vier solcher Hölzer müssen in einen solchen Zug nicht angebracht werden, weil einer mit mehreren Hölzern zu beschwerlich seyn würde. Die Hölzer können vorn auch mit dünnem Eisen beschlagen werden, welches in schwerem Boden nothwendig ist.

Die Behandlung, wenn der Same seine Reife erlangt hat, welche von der Beschaffenheit des Sommers abhängt und ungefähr im Anfange oder der Mitte des Septembers eintritt, ist folgende: Man läßt dieses Gewächs, wie andere Getreide, zum Beispiel wie Feldbohnen, abmähen, und in egale sogenannte Wellen niederlegen, läßt selbige 8 bis 12 Tage liegen, und dann umwenden, dann wieder eben so lange unangerührt liegen, damit die Samenknoten oder Hülsen durch Regen und Sonnenschein etwas mürbe werden. Am Tage, wenn man einfahren lassen will, läßt man

des

des Vormittags, wenn der Thau abgetrocknet ist, die Wellen umwenden, und Nachmittags, kurze Zeit vor dem Einfahren, 2 bis 3 Wellen zusammenbinden. Wenn das Dreschen sogleich, den selbigen Nachmittag, wenn eingefahren ist, verrichtet werden kann, so gehen die Knoten, weil sie recht trocken sind, um so viel leichter entzwei, als wenn man es bis den folgenden Tag, da sie wieder etwas schmeidig geworden sind, anstehen läßt. Bei großen Quantitäten würde man das Dreschen auch wohl bis zur Winterzeit aufschieben und bei Frostwetter verrichten können, womit ich aber noch keinen Versuch gemacht habe. Wenn das Dreschen verrichtet ist, so wird der abgedroschene Haufe, weil noch mancher ganzer Samenknote darunter bleibt, wie die Gerste, nochmals gedroschen, und dann durch Siebe, durch welche nur der Same fällt, gesiebet; das übrige Reinigen des Samens geschieht am besten durchs Stäuben mit einer Mulde. Hat man große Quantitäten, so würde es auch wohl, wie anderes Getreide, durchs Werfen und Malen auf einer Staubmühle verrichtet werden können.

Aus einem gestrichenen Himten Samen erhält man 14 Pfund gutes wohlschmeckendes und besonders fettes Oel. (Ich muß aber hiebei bemerklich machen, daß ich dreimal den Samen unter die Presse bringen ließ, und daß ich aus dem dritten Schlage noch $1\frac{1}{2}$ Pfund erhielt.) Dieses Oel ist fetter wie alle andere bekannte Oelarten, und zur Speise auf mancherlei Art zu gebrauchen. Das frisch geschlagene Oel hat einen etwas heißen rettigartigen Geschmack, welcher aber, wenn es ein halbes Jahr gestanden hat, sich verliert. Das Oel muß wie das Mohnöl eine Zeitlang in offnen Gefäßen stehen, daß es ausdünstet und sich klärt. Wenn es ein Jahr alt ist, wird es dem Nußöle im Geschmack ähnlich. Zum Brennen ist es auch vorzüglich gut; es brennt helle ohne viel zu qualmen. Eine Lampe voll chinesischen Rettigöls brennt zwei Stunden länger als das gewöhnliche Rüböl. Wegen seiner außerordentlichen Fettigkeit kann auch der trübe dicke Bodensatz davon zu Wagenschmier gebraucht werden, und die Stelle des Theers, welchen der Landmann kaufen muß, vertreten. Ich kann also den Anbau des Oelrettigs, wegen seines großen Nutzens in der Landwirthschaft, sehr empfehlen.

Linden.

Joh. Poske,
Königlicher Gärtner.

# Nachtrag

## zu dem im 40sten Stücke des neuen Hannov. Magazins von diesem Jahre befindlichen Aufsatze: Ueber Verfertigung des Birnen- und Wurzeln-Syrups.

Dieser Aufsatz hat ganz meinen Beifall, und dies um so mehr, da auch in hiesiger Gegend beinahe dieselbe Procedur vorgenommen wird, um den Birnen und Wurzeln den köstlichen Syrup zu entlocken, und dadurch den theuren Zucker und die nicht minder kostbare Butter einigermaßen zu ersetzen. Doch sey es mir erlaubt, hier als Nachtrag noch den einen oder den andern Punkt zu berühren, der dem Herrn Verfasser entweder unbekannt war, oder von ihm übersehen ward.

Um nicht eine zu große Masse von Flüssigkeit zu erhalten und Feurung zu ersparen, thut man wohl, wenn man nur den ersten Kessel mit Birnen in Wasser, die folgenden aber bloß in dem bereits ausgepreßten, und nicht etwa, wie der Herr Verfasser räth, von selbst ausgelaufenen Saft, kocht und nun gar kein Wasser hinzugießt.

Wir bedienen uns zum Pressen keiner Wachs- sondern einer sehr einfachen Presse, wie sie in meiner Gemeine fast in jedem Hause zu finden ist, und die sich jeder Bauer selbst verfertigt, oder für einen Gulden von einem Zimmermann oder Rademacher verfertigen läßt. Man wählt nemlich einen festen Kloß von Eichen-Holz, ungefähr 3 Fuß lang, höhlt ihn anderthalb Fuß in der Länge und einen Fuß in der Tiefe aus, und durchbohrt den Boden ein oder auch mehreremal; der Deckel muß das ganze Loch ausfüllen, und allenfalls noch etwas hervorragen; er wird oben mit 2 Pflöcken versehen, damit der Baum, den man über selbigen legt, nicht heruntergleitet. Wenn man nun die gekochten Birnen nicht mit Linnen, sondern mit bloßem Stroh umschlagen, und in die Presse gethan hat, legt man den Deckel darauf, stellt die mit vier Füßen versehene einfache Presse an die Wand neben der Küchenthür, steckt einen langen Baum in den Thürpfosten, in welchem mehrere Löcher dazu angebracht sind, legt ihn über die Presse, setzt sich auf das andere Ende desselben, und hängt noch mehrere große Steine daran. Manche bedienen sich auch statt des Baums einer gewöhnlichen Wagenwinde, setzen sie auf die Presse, und stemmen sie oben gegen einen Thürriegel. Dieß ist freilich bequemer, greift aber natürlich die nicht wohlfeile Winde sehr an, weil sie lange angespannt stehen muß.

Der

Der Herr Verfasser sagt am Schlusse seiner Abhandlung: „zumal da der Abfall, besonders von Birnen, ein treffliches Futter fürs Vieh giebt.“ — Dieß ist wahr, aber der Oekonom giebt den Abfall in der Haushaltung erst dann dem Viehe, wenn er für Menschen gar keinen Nutzen mehr daraus ziehen kann. Daher nimmt man in hiesiger Gegend den Abfall von den Birnen, aus welchen die edelsten Säfte ausgepreßt sind, giebt ihn in einen reinen Tubben, gießt reines kaltes Wasser — allenfalls auch dasjenige, womit man den Kessel ausgespült hat — dazu, läßt diese Masse 8 bis 14 Tage stehen, preßt sie aufs neue, und benutzt die herausgelaufene Flüssigkeit entweder sogleich als Hausgetränk, oder — was vortheilhafter ist — gießt sie in eine Stanne, läßt sie einige Wochen in einer eingeheitzten Stube hinter dem Ofen stehen, und man hat einen trefflichen Birnessig oder ein schmackhaftes und scharfes Sauer, wie der Landmann sich hier ausdrückt.

Nach diesem zweiten Pressen giebt man erst den Abfall den Kühen, die ihn auch dann noch mit großer Begierde fressen.

Der Herr Verfasser sagt, der Saft werde gerührt, damit er nicht anbrenne. Dies Rühren aber ist lästig, und schadet leicht dem erhitzten Kessel; man unterläßt es hier daher gänzlich, und wirft bloß, sobald der Saft zu kochen beginnt, den starken Boden einiger zerbrochenen Biergläser — die fast in jeder Haushaltung zu haben sind — in selbigen; die dadurch verursachte stete Bewegung verhindert gleichfalls das Anbrennen.

*Saluis melioribus.*

B.... B..r, Pastor.

---

## Etwas über Raupen oder Würmer, die auf dem Schnee wahrgenommen sind.

Vor nicht langer Zeit las man in mehreren öffentlichen Blättern, daß sich am 5ten Februar d. J. um Hainspitz bei Eisenberg eine Menge Raupen auf dem Schnee habe sehen lassen. Diese Nachricht von einer Erscheinung, die nicht oft wahrgenommen, und daher von Unmterrichteten, die das Wunderbare lieben, leicht irrig gedeutet wird, veranlaßte

bald

bald mehrere Erklärungen, wie man sie von unserm Zeitalter erwarten konnte. Wenn auch diese Erklärungsversuche, welche mir aus einigen öffentlichen Blättern bekannt geworden sind, nicht völlig mit einander übereinstimmen, so sind sie doch auf dem richtigen Wege der Beobachtung und des naturgemäßen Nachdenkens gemacht, und hinlänglich, den Verstand des großen Haufens, der an seltene Erscheinungen so gern übernatürliche und unbegreifliche Ursachen und Wirkungen knüpft, vor Irrthümern zu verwahren. Vielleicht ist es nur wenigen Lesern dieser Blätter bekannt, daß vor mehr als hundert Jahren ein gleiches Ereigniß in Ungarn viel Aufsehen erregte. Man findet Nachricht davon in einem kleinen Buche, betitelt: *Dan. Gu. Molleri* meditatio de Insectis quibusdam Hungaricis prodigiosis, anno proxime praeterito ex aëre una cum nive in agros delapsis. Ad Amicum. MDCLXXIII. Francof. ad M. 8. In dieser lateinisch geschriebenen Meditation finden sich zwei Berichte in deutscher Sprache, die an der Wirklichkeit des Ereignisses nicht zweifeln lassen, wiewohl es nicht ohne Einmischung irriger Vorurtheile, wie man leicht bemerken wird, aufgefaßt und erzählt ist. Ich will einige Stellen daraus wörtlich hersetzen.

„Anno 1672 den 20sten November ereignete sich bei Neusoll gegen Windisch Lipsch in Ungarn, wie auch um Empories, ein sehr heftiges Schneewetter, da dann unter demselben eine unzählige Menge allerhand abscheulicher, gelber und schwarzer, mit ziemlicher Größe begabter Würmer continuirlich aus der Luft auf die Erde gefallen, womit das weit und breit herum liegende Land, zum Schrecken und Erstaunen der Einwohner, bedeckt worden. Besagte Würmer haben an drei Tage continuirlich gelebt, sind häufig hin und wieder gekrochen, haben einander feindlich angefallen, also, daß endlich die um ein merkliches größere gelbe den Kürzern gezogen, von den schwarzen überwältigt, zerbissen und gar aufgefressen worden. Beiderlei Arten sind nach Wien gebracht, und daselbst, als etwas recht Sonderbares, in Augenschein genommen worden. Was nun Gott mit solchem Gewürme uns armen Leuten andeuten wolle, darüber haben Manche unterschiedliche Gedanken; müssen aber doch alles ihm und der Zeit heimstellen, und geduldig erwarten, was etwa über uns im Himmel beschlossen ist."

Der andere Bericht ist aus einem Briefe, der an einen vertrauten Freund Moller's von Neusoll aus geschrieben war.

„Be-

„Benebst berichte dem Herrn, daß verwichenen Sonntag, den 20sten November, früh Morgens, ein sehr wunderlicher und schrecklicher Schnee bei uns gefallen ist, indem es von dem kleinen Meyerhöfel an bis in die Stadt, und wiederum auf der großen Wiese vor dem Silberthor, während dem Schneien, unter den größten Schneeflocken, mehr als hunderterlei Arten allerhand Gewürmer aus den Wolken mit herabgeschneiet hat, und auf und unter dem schon auf Erden liegenden Schnee es ganz schwarz von Ungeziefer gewesen ist, welches durch sein abscheuliches Gewimmel und Durcheinanderkriechen mir einen recht kalten Schauer in den Leib gejagt hat; und ist solches gleich nach der Frühpredigt von Jung und Alt gesehen und aufgefangen worden. Auch haben der Herr Stadtrichter mit den Rathsherrn dergleichen mit ihren Händen aufgeklaubet. Etliche sind, und zwar die meisten, ganz schwarz, wie Raupen, etliche wie röthlich grüne Ohrwürmer, etliche wie Spinnen mit langen Schnäbeln, etliche wie Fliegen und große Mücken, etliche anders gestaltet und gefärbt. Wie denn der Herr hiebei auch etliche zu sehen hat, welche ich schon den vierten Tag in einem Gläschen halte, und gleichwohl noch leben. Am meisten ist zu verwundern, daß kein einziger Wurm in die Stadt gefallen, sondern nur vor den zwei Stadtthoren auf die Wiesen.“

Bei dem ersteren Berichte findet sich ein Kupferstich, worauf diese Insekten abgebildet sind, aber so wunderbar und gräßlich, daß jeder Unbefangene gleich beim ersten Anblick an der Wahrheit der Darstellung zweifeln wird. Auch Moller selbst spricht nicht rühmlich von diesem in Nürnberg verfertigten Kupferstich, und hat deshalb noch einen andern seiner Schrift beigefügt, wozu er, wie er selbst sagt, die Zeichnung in Ungarn machen ließ. Wenn man diese letztere richtigere Abbildung ansieht, und dabei die Beschreibung liest, die Moller von diesen Insekten liefert, so überzeugt man sich bald, daß diese vermeintlichen Wundergeschöpfe nichts mehr und nichts weniger waren, als Arten von Bastartraupen, Afterraupen, oder, wie sie gewöhnlicher genannt werden, Maden, die der Sturm, der den Schnee herbeiführte, von Bäumen mochte mit fortgeschleudert haben. Auch konnte es leicht geschehen, daß die Bürger von Neusoll und ihre Rathsherrn, da einmal ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Schneewürmer hingezogen wurde, einige Käfer und Spinnen entdeckten, die das stürmische Wetter aus der Erde hervorge-

gejagt hatte, und die nun ihre von Schrecken und Staunen erschütterte Imagination ebenfalls zu Wunderdingen umschuf. Was vermag der Mensch nicht zu sehen, wenn der Kopf mit dem Glauben an Gespenster, Vorbedeutungen u. dergl angefüllt ist! und welchen Unrath trägt er alsdann in die Natur über, der ihr nicht angehört! Moller hält sich lange bei der Untersuchung der Frage auf, ob und wie dergleichen Insekten im Schnee erzeugt werden können, und führt dabei den Strabo, Aristoteles, Plinius und viele andere Schriftsteller an, die darüber Meinungen äußerten. Aber wir wollen seine Vorurtheile ihm und dem Zeitalter lassen, für das er zunächst schrieb.

G. F. B.

---

## Aufbewahrung des Spargels für den Winter.

Man kocht in einem breiten irdenen Tiegel, oder in einem wohlverzinnten Kasserol Flußwasser. Sobald es kocht, legt man den wohlgewaschenen Spargel, von welchem aber das Holzige unten weggeschnitten worden ist, hinein, nimmt das Gefäß vom Feuer, bedeckt es mit einem vielfach zusammengeschlagenen Küchentuche, und läßt es so eine Stunde stehen. Hierauf legt man den Spargel in einen Durchschlag oder in ein Sieb, damit das Wasser ablaufe, thut ihn dann wieder in ein Tuch, bringt ihn an einen Ort, wo keine Sonne hinscheint, und läßt ihn hier kalt und trocken werden. Während dieser Zeit kocht man eine etwas starke Salzlake in Flußwasser, läßt sie kalt werden, und gießt sie dann über den Spargel, nachdem man diesen ordentlich in Gläser oder steinerne Töpfe gethan, und am Ende beschwert hat. Um die Luft abzuhalten, übergießt man zuletzt die Oberfläche mit geschmolzenem Schöpsentalg. Will man im Winter diesen Spargel verbrauchen, so wässert man ihn erst, und richtet ihn dann wie gewöhnlich zu.

Hannoversches Magazin.

49tes Stück.

Montag, den 9ten December 1811.

## Ueber die Construction der Landgebäude aus Lehmziegeln.

Die immer sichtbarer werdende Abnahme des Holzes, vorzüglich des Bauholzes, machte es nothwendig, auf Ersparung bedacht zu seyn. Eine unglaubliche Menge Holz ist bisher bei den Bauen, besonders der Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Landleute, verschwendet worden. Sie werden größtentheils von Fachwerk aufgeführt, und die Fächer der stehenden Holzwände werden ausgestockt und mit Lehmstroh umwunden. Wie wenig dauerhaft diese Gebäude sind, wie viel Holz die unaufhörlichen Reparaturen derselben erfordern, wie leicht sie vom Feuer verzehrt werden, lehrt die traurige Erfahrung zur Genüge. Auch können sie wegen der sehr dünnen Wände im Winter der eindringenden Kälte nicht widerstehen, und erfordern also ungleich mehr Holz zur Heizung, zumahl da der Landmann glaubt, sich durch eine heiße Stube recht gütlich zu thun.

Die Wohn- und Wirthschaftsgebäude des Landmanns müssen nicht kostbar, so viel möglich feuersicher, im Winter warm seyn, und ohne besondere Reparaturen eine lange Zeit dauern. Alle diese Eigenschaften haben die von getrockneten Lehmziegeln erbauten Gebäude, oder können doch wenigstens erreicht werden.

1) Sie kosten wenig. Der Landwirth kann zu gelegener Zeit den benöthigten Lehm in die Gegend des vorzunehmenden Baues nach und nach selbst anfahren. Stroh hat er auch selbst, und ein einziger in dieser Arbeit abgerichteter Mann kann gar bald sein Gesinde oder die Tagelöhner so weit bringen, daß sie bei müßigen Tagen, und wenn sonst nichts Erhebliches zu thun vorfällt, die Lehmziegeln und Schindeln verfertigen. Bloß die Steine und

und der Kalk zu den Fundamenten machen eine besondere Ausgabe; doch giebt es in vielen Gegenden auch Feldsteine, die bloß zusammen zu bringen und anzufahren sind, und an hohen Orten, wo dem Wasser ein leichter Abfluß zu verschaffen ist, können auch die Grundmauern statt des Kalks mit Lehm aufgemauert, und die Ausgabe für Kalk erspart werden.

2) Daß von Lehmziegeln ohne Holz aufgeführte Wände und mit Lehmschindeln gedeckte Dächer gegen das Feuer mehr Sicherheit geben, als unsere hölzernen mit Stroh und Rohr gedeckten Dächer, fällt von selbst in die Augen.

3) Da die Wände der von Lehmziegeln aufgemauerten Gebäude mehr als einmal so dick sind, als die Wände von Fachwerk, in welche, wegen der sich darin hervorthuenden kleinen Spaltungen an dem eingetrockneten Holze die Kälte leicht eindringen kann; so ist begreiflich, daß die Wohnzimmer in jenen wärmer seyn müssen, und folglich ungleich weniger Heizungsmaterialien erfordern.

4) Alle neuern Erfahrungen haben es bestätiget, daß der Lehm, wenn er nur nicht von stehender, oder allzulange wirkender Nässe leidet, gegen alle andere Einwirkungen der Luft von außerordentlich langer Dauer sey, und daß man bei gehöriger Vorsicht mit diesem Materiale die festesten Gebäude aufführen kann.

Alle diese Vortheile sollten billig den Landmann bewegen, von seiner gewohnten schlechtern Bauart abzugehen, und die bessere zu erwählen, die sich durch so viele Vorzüge empfiehlt.

Der beste Lehm ist der, der, wenn er geknetet, in einen Klumpen gebracht und gebrannt wird, eine ziemliche Festigkeit erhält; Lehm, der zu gebrannten Ziegeln tauglich ist, taugt auch zu Lehmziegeln. Nur der sehr magere und mit vielem Sande vermischte Lehm ist nicht so sicher dazu zu gebrauchen, als der fettere.

Es ist zwar nicht nothwendig, aber doch gut, daß der Lehm zu den Lehmziegeln im Herbste ausgegraben werde, damit er den Winter hindurch auswittern kann. Nachdem er gehörig mit Wasser erweicht worden, mischt man Roggenstroh, welches etwa 3 Zoll lang auf der Häckselade geschnitten worden, und vorzüglich Flachs- oder Hanfscheben, doch von jedem nicht gar zu viel, darunter, and läßt es gut durcheinander kneten. Alsdann werden von dieser Masse in einen hölzernen Form, wie

wie die gewöhnlichen zum Ziegelstreichen, Ziegel gestrichen, die getrocknet 11 Zoll lang, und $5\frac{1}{2}$ Zoll breit, und 6 Zoll hoch sind, weshalb die Form etwa $\frac{1}{2}$ Zoll länger, und $\frac{1}{4}$ Zoll breiter und höher seyn muß, als das vorgedachte Maaß, weil der nasse Lehm nach dem Austrocknen schwindet. Diese Lehmziegel legt man auf einen mit Sand bestreuten Platz, ein Paar Zoll weit aus einander zum Trocknen, und stellt sie, wenn sie etwas getrocknet sind, auf die hohe Kante, damit auch die andere Seite trockne. Hierauf stellt man sie auf zwei neben einander auf die Erde gestreckte Latten, einige Zoll auseinander, damit die Luft auf allen Seiten durchstreichen kann. So setzt man acht bis zehn Reihen Ziegel auf einander, und wenn man sie nicht unter einem auf allen Seiten offenem Schuppen aufstellen kann, so breitet man über die Lehmziegel Stroh dergestalt aus, daß die Enden desselben auf beiden Seiten herüberhängen, und legt ein mit Steinen beschwertes Brett darauf. Auch müssen die Reihen der Ziegel so weit auseinander stehen, daß das von dem Strohe herablaufende Regenwasser einer Reihe nicht die andere erreiche.

Der Frühling und Anfang des Sommers ist die beste Jahrszeit zur Verfertigung der Lehmziegel. Bei trockner Witterung sind die Lehmziegel in 3 bis 4 Wochen durchaus trocken, und erhalten, wenn gehacktes Stroh und besonders Flachsscheben in gehöriger Menge dazu genommen werden, eine solche Festigkeit, daß man nicht im Stande ist, mit dem Hammer stückweise etwas davon loszuhauen, sondern die zum Verbande nöthigen kleinern Stücke müssen mit einer Säge geschnitten werden, daher man wohl thut, dergleichen absichtlich formen zu lassen. Sie können auch auf dem unebensten Wege, ohne Besorgniß des Zerbrechens, gefahren werden. Es ist daher vortheilhaft, wenn Wasser in der Nähe der Lehmgrube vorhanden ist, die Ziegel gleich bei selbiger zu machen, und hernach getrocknet zur Baustelle zu fahren.

Das Fundament eines von Lehmpatzen aufzuführenden Gebäudes muß so tief gelegt werden, als es die Beschaffenheit des Grundes erfordert. Da man Landgebäude vernünftiger Weise nicht auf nassem Boden aufführt, so ist eine Tiefe des Fundaments von anderthalb bis zwei Fuß hinreichend. Ueber der Erde muß es wenigstens anderthalb Fuß hoch seyn; die Breite desselben richtet sich nach der Dicke der aufzuführenden Wände, so daß es außerhalb etwa zwei Zoll vorspringt. Innerhalb kann es mit der Wand gleich seyn. Hat man Feldsteine, so führt man das Fundament damit auf, wo nicht, so werden gebrannte Steine dazu genommen, auch müssen

 auf

auf den Feldsteinen die zwei obersten Schichte ebenfalls von gebrannten Steinen seyn, damit die Feuchtigkeit, welche sich an den Feldsteinen anhängt, die Lehmwand nicht erreichen könne.

Um Kosten zu ersparen, kann das Fundament mit Lehm statt des Kalks aufgemauert werden, jedoch ist letzterer in allem Betracht besser dazu. Die Dicke der Aussenwände eines einstockigen, mäßig breiten Wohngebäudes kann 1½ Stein betragen; bei Scheuren aber muß sie 2 Stein seyn; Scheidewände brauchen nur einen Stein stark zu seyn; doch ist es gut, der Mittelwand, wo die Balken aufliegen und den größten Druck ausüben, die Stärke von anderthalb Stein zu geben. Uebrigens werden diese Wände eben so mit Lehm im Verbande gemauert, wie man die von gebrannten Steinen mit Kalkmörtel aufführt, und ist dabei auf möglichst schmale Fugen und dahin zu sehen, daß sie überall mit Lehm ausgefüllt werden; doch läßt man die Fugen an der äussern Fläche der Wände wegen mehrerer Haltbarkeit des anzutragenden Kalkbewurfs offen.

In den Oeffnungen werden gefalzte Zargen zum Einschlagen der Thüren von vier Zoll starken Bohlen eingesetzt, und über dieselben müssen die Steine bogenförmig gestellt, oder Gewölbe geschlossen werden. In die Fensteröffnungen können auch dergleichen Zargen kommen; es ist aber besser, wenn man die Fenster eben so mit einem Anschlag mauert, wie die massiven, an welchen der Fensterrahm zu stehen kommt, und mit Bankeisen befestiget wird. Die Fensteröffnungen werden inwendig mit einem flachen Bogen, auswendig aber mit einem scheidrechten Gewölbe gemacht; Scheiben und Stege dürfen nicht eher herausgenommen werden, als bis alles völlig troken ist.

Das Dach wird auf Mauerlatten aufgerichtet, theils um die Balken in ihrer richtigen Lage aufzubringen, theils aber auch, um den Druck der Balken auf die Wände gleichförmiger zu vertheilen, weshalb es auch gut ist, Mauerlatten auf der Mittelwand anzubringen. Das Dach muß anderthalb bis 2 Fuß übergebauet werden, um die langen Wände der Gebäude gegen den anschlagenden Regen zu schützen.

Vom innern Ausbau der Lehmhäuser ist weiter nichts anzumerken, als daß die Fugen in den Zimmern glatt ausgestrichen, die Wände mit reinem Lehm abgerieben, und mit einer Kalkschlemme überzogen werden. Daß man auch mit Lehmsteinen eben so sichere und feste Gewölbe machen kann, als mit Mauersteinen, hat die Erfahrung unbezweifelt bestätigt.

Noch ist der äußere Ueberzug oder der Abputz der Lehmhäuser übrig, um

um sie gegen die Einwirkungen der Nässe zu schützen. Man reiniget die Lehmpatzen und Fugen mit einem alten abgestützten Besen von allem Staube, feuchtet sie an, wirft sie mit Lehm, worunter weiches und kurzes Stroh gemengt ist, aus, und reibt alles unter wiederholtem Ansprengen mit Wasser gerade. Wenn der Lehm etwas übertrocknet, aber noch weich ist, stößt man mit dem abgestützten Besen überall dicht nebeneinander Löcher ein, wirft einen mit recht grobem Sande bereiteten Kalkmörtel an, und reibt ihn in die Löcher ein. Wenn dieser Ueberzug trocken ist, weißt man ihn nachmals mit Kalk an.

H. J. E. D.

---

## Behandlung des reifen Tabacks in Maryland.

In Maryland in Amerika, wo bekanntlich sehr viel Taback gebaut wird, ist die Behandlungsart dieser Pflanze nach der Reife, und ihre Zubereitung zu Kaufmannsgute, von der, die in Deutschland gebräuchlich ist, verschieden. Man pflegt dort die Pflanzen nicht, wie bei uns, auf dem Acker abzublatten, sondern schneidet sie dicht über der Wurzel ab, und läßt sie einige Stunden in freier Sonne liegen, damit die Blätter ein wenig welken, und dadurch weniger in Gefahr kommen, beim Wegbringen vom Lande zerrissen oder auf andere Art verletzt zu werden. Nun bringt man sie nach dem Schwitzhause, und breitet sie da auf einer Diele aus, so daß nicht mehr als etwa drei Pflanzen über einander zu liegen kommen. Haben sie so ungefähr 12 Stunden gelegen, so wird von unten in jede Pflanze eine starke Spreissel gesteckt. Hierauf bindet man zwei und zwei zusammen, hängt sie in dem Hause über hinlänglich starken Latten auf, doch so, daß eine die andere nicht drückt. Auf diesen Latten oder Stangen läßt man die Pflanzen so lange hangen, bis sie recht trocken werden, und die grüne Farbe ganz verlieren. Wenn nun feuchte Witterung eintritt, wodurch die Blätter ihre Sprödigkeit verlieren, und sich binden lassen, ohne zu brechen, so nimmt man die Pflanzen von den Latten herunter, schneidet die Blätter von den Stängeln, und bindet sie in Bündel. Jedes Bündel enthält zehn oder zwölf Blätter, und wird mit einem Tabacksblatt umbunden.

den. Werden die Bündel zum Einbinden in Ballen noch etwas zu feucht gefunden, so breitet man sie noch einmal auf den Latten aus, und läßt sie nachtrocknen. Man ist dabei vorsichtig, daß sie nicht zu dicht über einander zu liegen kommen, damit sie sich nicht erhitzen; auch werden die Enden, wo die Stängel zusammengebunden sind, und welche am längsten und meisten Feuchtigkeit zu haben pflegen, gegen die Seite gekehrt, von wannen die Luft herstreicht. Findet man nun die Blätter zum Einpacken geschickt, so legt man sie in große Tonnen, die den Zuckerfässern ähnlich sind, oder in eichene Fässer. Ein solches Faß pflegt so weit zu seyn, daß ein Mann hinein steigen kann. Dieser legt die Bündel schichtenweise hinein, so daß kein leerer Raum im Faß übrig bleibt, und wenn es voll ist, wird es zugeschlagen. Hat man keine Fässer zum Einpacken vorräthig, so legt man den Taback in Haufen zusammen, ungefähr von der Größe eines Fasses, bedeckt solche mit Brettern, die man mit Steinen beschwert. Alsdann breitet man Matten darüber her, um den Zutritt der äussern Luft abzuhalten. Auf diese Weise erhält sich der Taback nicht nur lange Zeit, sondern wird auch immer besser.

* * *

Anmerk. Es ist in Ansehung des einheimischen Tabacksbaues wichtig, nicht bloß auf die Menge und das Gewicht der Blätter, sondern auch auf ihre Güte die Aufmerksamkeit zu richten. Die Güte der Tabacksblätter hängt aber nicht einzig und allein vom Boden und Klima, sondern auch großentheils von der Behandlungsart derselben ab. Es ist keinesweges gleichgültig, wo, wie und wie lange die Blätter zum Trocknen aufgehängt, ob sie früh oder spät eingepackt werden. Selbst das Einbinden der Bündel mit Strohseilen ist nicht so gut, als mit Tobacksblättern. Auch ist es nicht gleichgültig, ob die Blätter auf Fäden oder Ruthen, wie es in Holland geschieht, gereiht, und so zum Trocknen aufgehängt werden. In jeder Hinsicht ist die Bekanntschaft mit mehreren Behandlungsarten des Tabacks für die Anbauer desselben nützlich. Sie führt zum Nachdenken, zu Versuchen, und so endlich zu der zweckmäßigsten, und für die hiesigen Gegenden besten Methode.

---

Bir-

# Birnen einzumachen,
## so wie es in Thüringen üblich ist.

Man macht unter den Birnen zu diesem Zweck eine erprobte Auswahl, und dieser zufolge hat nur eine einzige Sorte, als vorzüglich hiezu brauchbar, den Vorzug erhalten. Man nennt sie die gelbe **Kuhlbirne**, vielleicht richtiger **Kugelbirne**, da sie der Form einer Kugel nahe kommt.

Gegen Michaelis, auch schon in der Mitte des Septembers, werden diese Birnen reif. Sie werden dann bei schönem hellem Wetter gebrochen, und in ein luftiges Behältniß geschüttet, und so der Zeitpunkt erwartet, in welchem sie zum Einlegen geschickt werden. Dieser Zeitpunkt ist, wenn sie anfangen gelb zu werden, und es schadet auch nichts, wenn sie etwa am Kerne teigig sind; weiter aber darf sich das Teigigseyn nicht erstrecken. Zum Einlegen bedient man sich der Fässer, und vorzüglich der Weinfässer; diese aber müssen ganz rein seyn, und nicht den geringsten Modergeruch haben. Ist der Wein erst kurz zuvor von ihnen abgezogen, desto besser. Sind sie alt, so müssen sie mit siedendem Wasser bestmöglichst gereinigt werden. Denn auf Reinlichkeit kommt hiebei sehr viel an.

Die gebrochenen Birnen werden alsdann nochmals hiezu ausgesucht, und alle baumfleckige und sonst beschädigte ausgemerzt. Dann wird der Boden des zum Einmachen bestimmten Fasses einen Zoll hoch mit Fenchelstroh, welches in Stückchen, die eines Fingers Länge haben, geschnitten wird, bestreuet. Dieses Fenchelstroh muß noch frisch, grün, auch rein seyn, und durchaus keinen Moder- oder sonst unangenehmen Geruch haben. Die Birnen setzt man alsdann auf ihre Blumen auf den Boden des Fasses herum, und fährt so lange fort, bis derselbe bedeckt ist. Die zweite Schicht setzt man dann mit den Stielen zwischen die Stiele der ersten Schicht. Die dritte Schicht wird wieder mit den Stielen zwischen die Blumen der zweiten Schicht gesetzt, und nun fährt man in diesen schichtweisen Lagen fort, bis das Faß voll ist. Sind vier bis sechs Schichten gesetzt, so streuet man wieder etwas Fenchelstroh dazwischen, und ist das halbe Faß voll, so pflegt man Anis dazwischen zu streuen; dies giebt den Birnen einen lieblichen und süßen Geschmack. Ist das Faß voll, so wird oben darauf wieder Anis und Fenchelstroh gestreuet.

Das

Das ganze Faß wird hierauf mit Brunnenwasser angefüllt, und, um das Eindringen der Luft zu hindern, mit einem Deckel, welcher aber auf dem Fenchelstroh aufliegen muß, bedeckt, und mit Gewicht beschwert. Das Wasser muß beständig darüber stehen. Nach vier Wochen sind sie brauchbar, und erhalten sich bis Pfingsten. So wie die Birnen herausgenommen werden, muß man auch Wasser abnehmen; jedoch müssen die Birnen, wie schon gesagt, beständig damit bedeckt bleiben.

---

# Mittel,

## der Wolle ohne Schwefeln durchs Waschen die beste Weiße zu geben.

Auf ein Pfund gesponnene Wolle nehme man zwei Pfund Kreide, schabe dieselbe klein, und mache sie mit kaltem fließendem Wasser zu einem dünnen Brei, reibe dann die Wolle fleißig damit durch, als wenn sie mit Seife gewaschen wird. Wird diese Arbeit wiederholt, so wird die Wolle desto weißer. Auf jeden Fall aber muß die Wolle mit der Kreide 24 Stunden infundirt liegen. Alsdann wird sie in kaltem Flußwasser so lange gespült, bis man nichts Kreidiges mehr in ihr bemerkt. Diese Methode ist neben ihres sichern Erfolgs zugleich die unschädlichste und wohlfeilste.

---

# Anfrage.

Welche sind die Hauptursachen der Verschiedenheit des Biers an verschiedenen Orten?

Neues
Hannoversches Magazin.
50tes Stück.
Montag, den 16ten December 1811.

# Nachrichten von der Insel Nukahiwa im Südocean.

Nukahiwa ist die größte jener merkwürdigen Inselgruppen des südlichen Oceans, die man Washington-Inseln nennt, und die sich von 9° 30′ bis 7° 50′ südlicher Breite und 139° 5′ 30″ bis 140° 13′ westlicher Länge erstrecken. Sie wurden 1791 von Ingraham, dem Capitain eines amerikanischen Kauffartheischiffes, entdeckt. Herr von Krusenstern, gegenwärtiger Inspector des Kaiserlichen See-Cadettencorps zu Petersburg besuchte die Insel Nukahiwa auf seiner Entdekkungsreise um die Welt im Jahre 1804. Es war der 6te Mai des Nachmittags um 5 Uhr, als er sie zuerst erblickte, und den folgenden Tag geschah die Landung.

Um 11 Uhr des Morgens, sagt Herr von Krusenstern, sahen wir in Westen ein Canot auf und zu rudern. Es hatte einen Balancier und wurde von 8 Insulanern gerudert. Eine weiße Flagge, die es aufgezogen hatte, fiel uns sehr auf. Dies europäische Friedenszeichen ließ uns einen Europäer im Canot vermuthen. Unsere Vermuthungen bestätigten sich auch. Ein Engländer war darin, den wir dem ersten Anblicke nach für einen Eingebohrnen der Insel halten mußten; denn sein Anzug war ganz der Landessitte gemäß, und bestand in nichts, als einem Gürtel, den er um die Hüften trug. Er bot uns seine Dienste an, welches mir sehr willkommen war, weil ich hoffen durfte, an ihm einen guten Dolmetscher zu finden, mit dessen Hülfe ich die besten Nachrichten von diesen fast ganz unbekannten Inseln erhalten konnte.

Dieser Engländer, welcher Roberts hieß, erzählte uns, daß er sich seit 7 Jahren hier aufhalte, nachdem er 2 Jahre früher auf der Insel Santa Christina gelebt hatte. Auf diese letztere Insel sey er von den Matrosen eines englischen Schiffes ausgesetzt worden, welche gegen ihren

Capitain revoltirt hatten, und Roberts nicht bewegen konnten, zu ihrer Partei überzugehen. In Nukahiwa habe er kürzlich eine Verwandtin des Königs geheirathet und stände daher hier im größten Ansehen.

Um Mittag ankerten wir im Port Anna Maria. Kaum hatten wir unsere Anker fallen lassen, als das Schiff von mehreren hundert Insulanern umringt war, die Cocosnüsse, Brotfrucht und Banquen zum Verkauf brachten. Das einzige, was wir ihnen verkaufen konnten, bestand in 4 bis 5 Zoll langen Stücken alter eiserner Reifen, auf die sie indeß einen hohen Werth setzten, ob ihnen gleich Beile und Aexte lieber seyn mochten. Mit triumphirender Freude und lautem Lachen zeigten sie jedes Stückchen Eisen den weniger glücklichen, die um das Schiff herum schwammen.

Um 4 Uhr Nachmittags kam der König mit seinem Gefolge an Bord. Sein Name war Tapega Kettenower. Er war ein sehr starker wohlgebildeter Mann, mit einem dicken Speckhalse, von ungefähr 40 bis 45 Jahren. Sein Körper war von dunkler, fast schwarzer Farbe, ganz tätuirt. Er zeichnete sich durch nichts von den geringsten seiner Unterthanen aus; denn er war bis auf einen Gürtel um die Hüfte ganz nackt. Ich führte ihn nach meiner Cajüte und beschenkte ihn mit einem Messer und mit einem Stück rothen Zeuges von ungefähr 20 Ellen, welches er sogleich um seine Hüften band. Als er wieder aufs Verdeck kam, fielen ihm einige kleine brasilianische Papagaien auf, über die er sein Erstaunen und seine Freude in nicht geringem Maaße zeigte. Ich schenkte ihm einen dieser Vögel und erhielt am folgenden Morgen dafür ein Schwein.

Mit Untergang der Sonne giengen alle Männer ohne Ausnahme aus Land. Mehr als 100 vom weiblichen Geschlechte blieben aber noch in der Nähe des Schiffes, um welches sie schon seit 5 Stunden herumschwammen. Während dieser Zeit hatten sie alle Künste, deren sie Meister waren, aufgeboten, den Zweck ihres Besuchs anzudeuten. Allein die Arbeiten auf dem Schiffe, welche nicht unterbrochen wurden, waren Ursache, daß man sie keiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und ich hatte den Befehl gegeben, daß ohne meine besondere Erlaubniß keiner weder von dem einen, noch dem andern Geschlechte, die königliche Familie allein ausgenommen, an Bord kommen sollte. Kaum aber fieng es an dunkel zu werden, so baten diese armen Geschöpfe in einem so jämmerlichen Tone, ins Schiff kommen zu dürfen, daß ich endlich die Erlaubniß dazu gab Ich konnte auch um so eher in diesem Stücke nachsichtig seyn, da ich auf dem Schiffe nicht einen einzigen Kranken hatte, und Roberts mir die Versi-

chung

cherung gab, daß die venerische Krankheit auf dieser Insel ganz unbekannt wäre. Indeß setzte ich dieser Gefälligkeit ihre Grenzen, und nach 2 Tagen ward niemand mehr vom weiblichen Geschlechte während unsers ganzen Aufenthalts an Bord gelassen, obgleich selten weniger als 50 jeden Abend um das Schiff herumschwammen, und es nicht eher verließen, als bis man einige Flinten über ihre Köpfe abgefeuert hatte.

Den folgenden Morgen kamen mehrere hundert Insulaner mit Früchten an das Schiff, und auch die königliche Familie unterließ nicht, schon um 7 Uhr an Bord zu seyn. Ich führte alle, die zu ihr gehörten, in meine Cajüte, um jedem ein Geschenk zu machen. Das in Oelfarbe gemahlte Portrait meiner Frau fiel ihnen besonders auf. Lange standen sie vor demselben und bewunderten es mit allen Kennzeichen von Wohlgefallen und Erstaunen. Auf das gekräuselte Haar, welches sie für eine große Schönheit halten sollen, machte einer den andern aufmerksam. Der Spiegel war nicht weniger ein Gegenstand ihres Erstaunens. Mehrere Male dreheten sie ihn um, ihr Bild hinter ihm zu suchen. Der König gefiel sich besonders darin, und Eitelkeit oder Neugierde führten ihn bei jedem Besuche sogleich nach meiner Cajüte gerade vor den Spiegel, wo er oft ganze Stunden zu meinem großen Verdruß zubrachte.

## Herr von Krusenstern macht dem König auf Nukahiwa seinen Gegenbesuch.

Um 10 Uhr des Morgens fuhr ich ans Land, von dem größten Theile meiner Officiere begleitet, nachdem ich, um mein Schiff in Respekt zu setzen, eine Kanone hatte abfeuern lassen. Ob ich gleich auf eine sehr friedliche Aufnahme am Lande rechnen konnte, so hielt ich es doch der Vorsicht gemäß, nicht anders als gut bewaffnet zu erscheinen. Eine sehr große Menge Volks beiderlei Geschlechts waren am Ufer versammelt, wo wir ans Land stiegen. Alle betrugen sich höflich und ehrerbietig. Ungefähr 500 Schritte von der königlichen Wohnung kam uns der Oheim des Königs, welcher auch zugleich sein Stiefvater ist, entgegen. Obgleich ein Greis von 75 Jahren, schien er dennoch einer vollkommenen Gesundheit zu genießen. Er führte in der Hand einen langen Stab, mit dem er, wiewohl vergebens, die uns nachlaufende Menge abzuhalten suchte. Er faßte mich bei der Hand und führte mich nach einem langen schmalen Gebäude, in welchem die königliche Mutter nebst allen Verwandten ihres Geschlechts in einer Reihe saßen und uns zu erwarten schienen. Kaum waren wir zu ihnen getreten, so kam uns auch der König entgegen und bewillkommte mich mit vieler Zutraulichkeit und Freundschaft. Hier blieb

auch das Volk stehen und zertheilte sich, weil die Wohnung des Königs heilig, oder in der Sprache der Insulaner Tabbu, ist. Ich mußte in der Mitte der königlichen Frauenzimmer sitzen, die mich alle mit vieler Neugierde betrachteten. Sie hielten wechselsweise meine Hand fest in der ihrigen und ließen sie nur los, um meiner Kleidung, die Stickerei der Uniform, meinen Hut u. s. w. zu besehen. Es schien so viel Herzensgüte in allen ihren Gesichtern zu seyn, daß ich auf das vortheilhafteste für sie eingenommen ward. Ich beschenkte sie mit Knöpfen, Messern, Scheeren und andern Kleinigkeiten.

Die Tochter des Königs, ein junges Weib von ungefähr 24 Jahren, und seine Schwiegertochter, die einige Jahre jünger zu seyn schien, sahen beide sehr wohl aus, und man würde selbst in Europa ihnen dies nicht abgesprochen haben. Sie waren alle in gelbgefärbtes Zeug eingehüllt. Ihren Kopf zierte nichts als ein schwarzes, stark mit Kokosöl eingeriebenes Haar, das in einen Zopf dicht am Kopf gebunden war. Ihr Körper, den die gelbe Hülle nicht ganz bedecken konnte, war weder gefärbt noch tätuirt. Nachdem wir hier ausgeruhet hatten, führte uns der König nach dem Speisehause, wo wir uns auf ausgebreiteten Matten niederließen. Unsere Wirthe schienen so froh zu seyn, daß sie nicht wußten, wie sie uns ihre Freude beweisen sollten. Der eine holte uns Kokosnüsse, der andere Bananen, der drite Wasser, mehrere setzten sich nahe zu uns und fächelten uns mit ihren Fächern. Nach einer halben Stunde kehrten wir zu unsern Böten zurück, begleitet von einer unzähligen Menge Volks.

Dieser Besuch wurde einige Tage nachher, den 13ten Mai, wiederholt, um dem Könige neue Beweise von Freundschaft zu geben, weil sich unter dem Volke das Gerücht verbreitet hatte, daß man sich seiner Person bemächtigen wolle. Ehe wir jetzt die Wohnung des Königs verließen, zeigte man uns seine Großtochter, die, wie alle Kinder und Großkinder aus des Königs Familie, für Etua, oder ein göttliches Wesen, angesehen wird. Sie war 8 bis 10 Monate alt. Ich erkundigte mich, wie lange hier die Mütter ihre Kinder zu säugen pflegen. Man sagte mir, daß mit sehr weniger Ausnahme die Mütter ihre Kinder nie selbst säugten, sondern, sobald ein Kind gebohren wird, die nächsten Verwandten, unter denen gewöhnlich ein Wettstreit darüber entsteht, wer die Pflegemutter des Kindes werden soll, es sogleich von der Mutter und mit sich nach Hause nehmen. Also nicht durch Muttermilch wird das Kind ernährt, sondern man erhält es mit Früchten und rohen Fischen, und doch sind die Nukahimer von colossaler Natur. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir auch

in

in Roberts Gesellschaft einen Moray, oder Begräbnißplatz. Er liegt auf einem ziemlich hohen Berge, und besteht aus einem dicken Gebüsche, welches mit Lianen durchwebt und fast undurchdringlich ist. Wir sahen hier auf einem Gerüste einen offenen Sarg. Von der Leiche selbst war bloß der Schädel sichtbar. In der Nähe standen einige hölzerne Bildsäulen, welche menschliche Figuren vorstellen sollten. Neben dem Moray, deren jede Familie ihren eigenen hat, war die Wohnung des Priesters. Nicht weit hievon entfernt in der Mitte eines Kokoswaldes hatte Roberts seine Wohnung. Auf der einen Seite floß ein kleiner Bach und auf der andern Seite befand sich, in der Mitte von Felsen, eine Quelle mineralischen Wassers. Roberts Frau, ein junges hübsches Weib von 18 Jahren, schien einigermaßen von den Gebräuchen ihres Landes abzugehen; sie hatte nämlich ihren Kürper nicht mit Kokosöl eingerieben. Sie war kürzlich Mutter von einem Sohne geworden, und Roberts lebte an ihrer Seite so glücklich, daß er sich bei unserer Abreise von der Insel nicht von ihr trennen wollte.

## Eine Beschreibung der Nukahiwa-Insulaner.

Der Nukahiwer ist durchgängig von großem Wuchs und sehr wohl gebauet. Er hat starke Muskeln, einen schönen langen Hals, äusserst regelmäßige Gesichtszüge, in denen man etwas Gutes vermuthet, welches sich auch wirklich im Umgange mit ihnen äussert; wenn man aber weiß, welcher Grausamkeiten diese schönen Menschen gegen ihre Feinde fähig sind, so verschwindet das gute Vorurtheil von ihrem Menschenwerthe, zu welchem man so leicht durch die schöne Form des Körpers geleitet wird, und man entdeckt in ihren Gesichtszügen nur stumpfe Gleichgültigkeit. Ein feuriges Auge fehlt ihnen durchgängig. Das sehr starke Tätuiren, so wie auch das Einreiben mit einer dunkeln Farbe, giebt ihrem Körper ein schwärzliches Ansehen; sonst ist ihre natürliche Farbe sehr helle, wenigstens bei Kindern und Weibern, die sich nicht tätuiren. Sie steht selbst der Farbe der Europäer an Weiße wenig nach, höchstens nur in so weit, daß sie ein wenig ins Gelbliche fällt. Diese Insulaner zeichnen sich auch noch sehr dadurch aus, daß man bei ihnen keine Verwachsene oder mit körperlichen Gebrechen behaftete findet, wenigstens hat niemand von uns einen gesehen; auch ist ihr Körper vollkommen rein, ohne Geschwüre oder Ausschläge. Dies haben sie wohl ihrer Mäßigkeit zu verdanken. Die Nukahiwer sind überhaupt in dem Besitz einer nicht zu zerstörenden Gesundheit. Sie kennen keine Art von Krankheit, folglich auch keine Arzneien. Die ganze Heilkunde der Insulaner besteht da-

her

her bloß im Verbinden der Wunden, worin der König eine besondere Geschicklichkeit besitzen soll.

Unter den sehr vielen schönen Leuten dieser Insel zeichneten sich besonders zwei aus, die allgemeine Bewunderung auf sich zogen. Der eine war in Tayo-Hoan, da, wo wir gelandet waren, ein großer Krieger, zugleich auch, nach der Sprache des Landes, Feuermacher des Königs. Er hieß Mau-ha-u, und ist vielleicht einer der schönsten Männer, die je gewesen sind. Seine Höhe betrug 6 Fuß 2 Zoll; jeder Theil seines Körpers war vollkommen schön. Der andere, Bauting, König von dem Thale Schegua, war ungeachtet seines Alters, das sich auf nicht weniger als 50 Jahre belaufen konnte, dennoch ein vollkommen schöner Mann.

Die Frauenzimmer sehen durchgehends sehr wohl aus, wenigstens läßt sich an ihren Gesichtszügen nicht viel aussetzen. Ein wohl proportionirter Kopf, ein mehr rundes als längliches Gesicht, ein großes funkelndes Auge, ein blühender Teint, sehr schöne Zähne, gekräuseltes Haar, welches sie mit einer weißen Binde geschmackvoll zu zieren wissen, das ihnen ungemein gut steht, und eine sehr helle Farbe ihres Körpers mag ihnen vielleicht einige Vorzüge vor den Bewohnern der Sandwich-, Societäts- oder Freundschafts-Inseln geben. Indes findet der Unpartheiische an diesen Insulanerinnen auch manches zu tadeln. Ihr Körper, der gewöhnlich von kleiner Statur ist, hat gar keine Haltung; diese fehlt selbst bei einem Mädchen von 18 Jahren. Ihr Gang kann daher nur schleppend und schwankend seyn. Dabei haben sie einen unverhältnißmäßig dicken Unterleib, den sie durch ein Stück Zeug von mittelmäßiger Größe, so wie manche andere Mängel, schlecht zu verbergen wissen. Den Ausdruck von Sanftmuth und Gefühl, welcher den Otaheiterinnen, und selbst den Landsmänninnen von Waine *), in deren Blikken er sich nicht verkennen läßt, eigen seyn soll, würde man hier vergeblich suchen. Statt seiner zeichnen sie sich durch Frechheit aus, (denn Coquetterie wäre ein viel zu milder Ausdruck) die auch den Reiz ihrer wenigen körperlichen Vorzüge für jeden nicht ganz rohen Menschen vernichtet.

Sobald die Nukahiwer die Jahre der Mannbarkeit erreicht haben, tätuiren sie ihren ganzen Körper. Nirgends

*) So hieß ein Mädchen von den Sandwichinseln, das Madame Berkley aus Owaihi mit sich genommen hatte, um sie nach Europa zu bringen, allein in China zurückließ. Sie sollte nachdem in ihr Vaterland zurückgeführt werden, starb aber auf der Reise. Man findet das Portrait dieser schönen Wilden in Meares Reise S. 27. der Original-Ausgabe.

gends hat man wohl diese Kunst auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, wie auf diesen Inseln. Es ist eigentlich eine Malerei verschiedener Figuren auf den Körper, bei welcher die durch feine Striche zum Bluten aufgeritzte Haut mit einer beliebigen Farbe eingerieben wird. Gewöhnlich nimmt man schwarze Farbe dazu. Je vornehmern Standes jemand ist, desto mehrere Figuren findet man bei ihm angebracht, z. B. bei dem Könige und dem Hohenpriester. Die Frauenzimmer tätuiren sich nur Hände, Arme, Ohrenspitzen und Lippen. Es giebt eigene Leute, welche dieses Geschäft kunstmäßig treiben. Einer derselben hatte seinen Wohnsitz auf dem Schiffe aufgeschlagen, wo er hinlänglich zu thun fand, indem fast ein jeder Matrose sich tätuiren ließ.

Die Mannspersonen gehen durchgängig nackt, und selbst der König macht hierin keine Ausnahme; denn ich rechne ein schmales grobes Stück Zeug aus Maulbeerrinde, welches sie um die Hüften gürten, für keine Kleidung. Der schöne Ma ha - u machte auch selbst von diesem Gürtel keinen Gebrauch. Auf dem Kopfe, um den Hals und in den Ohren haben Manche besondere Zierrathen von Federn, Schweinszähnen und rothen Bohnen. Der Bart wird rasirt, aber am Kinn bleibt ein kleiner Büschel von Haaren stehen.

Die Kleidung der Frauenzimmer besteht aus einem Gürtel, den sie wie die Mannspersonen zwischen den Schenkeln durchziehen, und aus einem Stücke Zeug, welches den Körper nur dürftig bedeckt, und bis an die Waden herabgeht. Beim Schwimmen werfen sie jedesmal diese Decke ab, und oft auch ihren Tschiabu oder Gürtel. Ihren Körper reiben sie täglich mit Kokosöhl, welches ihnen zwar einen starken Glanz, aber auch einen unangenehmen Geruch mittheilt. Man sucht sich dadurch gegen die Sonnenstrahlen und die Insekten zu schützen, wogegen man sich auch der aus Gras geflochtenen Fächer bedient. Ihr Haar ist schwarz, stark mit Oel eingerieben, und in einen Zopf dicht am Kopfe zusammengebunden.

Die Wohnungen der Nukahiwer bestehen aus einem langen schmalen Gebäude, das aus Bambusrohr und dem Fau-Baum aufgeführt, und mit Kokosblättern und Farrenkraut durchflochten ist. Das Haus hat nach hinten zu eine höhere Wand als nach vorn; daher das Dach, das einen halben Fuß dick mit trocknen Blättern des Brodtfruchtbaums belegt ist, immer nach einer Seite zugeht. Das Innere dieser Wohnung wird durch einen Balken, der auf der Erde der Länge nach durch das ganze Haus geht, in zwei Theile gesondert. Der vorderste Theil ist mit Steinen belegt, der hintere hingegen mit Matten, auf welchen die ganze Familie mit ihren Hausgenossen, ohne Unterschied des Geschlechts oder der Verwandtschaft, schläft. An der einen Seite sieht man noch eine kleine Abtheilung, wo sie ihre kostbarsten

sten Geräthschaften halten. Unter dem Dache hängen ihre Waffen, Beile, Trommeln u. s. w. In einiger Entfernung vom Wohnhause ist überall bei den Vornehmen ein besonderes Gebäude zum Essen, worin geschlossene Gesellschaften gemeinschaftliche Mahlzeiten zu verzehren pflegen. Hieran nimmt nie das weibliche Geschlecht Theil, wiewohl es im Wohnhause beständig mit den Mannspersonen zu essen pflegt. 10 bis 15 Schritte von der Wohnung entfernt sind die Speisebehälter in der Erde. Die Nahrungsmittel bestehen aus gebakkenen Fischen und aus Sauerpudding, das heißt, einem Teige, der aus Tarowurzel und Brodtfrucht gemacht wird, welche sich in diesen Kellern mehrere Monate erhalten. Sie essen ausserdem Yam, Bananen und Zuckerrohr. Ihr liebstes Fleisch ist Schweinefleisch. Ihr Gesäß beim Essen ist die Erde, und ihre Instrumente sind die Finger. Ihre Arbeits- und Werkzeuge sind Beile aus Steinen, oder Eisen und scharf zugespitzte Steine zum Bohren. Zu Hausgeräthen haben sie Kokosnußschalen, ausgehöhlte Kürbisse, Angeln und Angelschnüre und Zähne von Haifischen, die sie als Rasirmesser gebrauchen. Ihre Waffen bestehen aus Streitkolben, Spiessen und Schleudern.

Die Regierungsform ist nichts weniger als monarchisch Der König gilt bloß als Anführer zur Zeit des Krieges. Es findet daher auch keine Gerichtsbarkeit Statt. Das Stehlen ist kein Verbrechen, und der Ehebruch ist es nur in der königlichen Familie. Todtschlag wird von den Verwandten gerächt.

Ob die Nukahiwer Religion haben? Diese Frage habe ich mir oft aufgeworfen, aber auf der Insel nichts gefunden, womit ich sie hätte bejahen können. Auch Roberts wußte hierüber keine bestimmte Auskunft zu geben. Nach dem moralischen Charakter dieser Insulaner zu schließen, bei dem periodischen Hange zu den fürchterlichsten Grausamkeiten gegen ihre Feinde und selbst gegen ihre Verwandte zur Zeit der Hungersnoth, bei der pflanzenartigen Lebensart, überhaupt bei dem Leben aus bloßem Instinkt läßt sich allerdings wohl einige Form, aber kein Wesen von Religion annehmen. Es giebt indes Priester auf Nukahiwa, die tahbu oder heilig sind, und die Gewalt besitzen, diese Heiligkeit und Unverletzlichkeit Oertern und Menschen mitzutheilen. Dies Tahbu setzt eine gewisse Achtung vor etwas Unsichtbaren und Höhern voraus, die aber bis jetzt noch bloße polizeiliche, durchaus keine moralische Kraft hat.

St. Ch. D.

Hannoversches Magazin.

51tes Stück.

Montag, den 23ten December 1811.

## Noch etwas über den chinesischen Oelrettig, nebst Empfehlung zwei anderer Oelpflanzen.

Man sehe das 48te Stück dieses Magazins von diesem Jahre.

Da der chinesische Oelrettig (Raphanus chinensis oleiferus *Linn.*) jetzt wieder an der Tagesordnung steht, aufs neue ununterbrochenen Untersuchungen unterworfen wird, und berufene und unberufene Männer dessen Anbau empfehlen, so ist es vielleicht nicht überflüssig, die schon früher über diese Pflanze und deren Nutzen von erfahrnen Landwirthen angestellten Versuche hier wieder in Erinnerung zu bringen.

Der chinesische Oelrettig wurde zuerst in Schweden bekannt, und man findet über dessen Anbau in den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften XXVI. S. 335 f. und in dem leipziger Intelligenzblatt vom Jahre 1768 S. 146 f. eine ausführliche Nachricht.

Der verstorbene Herr Hofrath Beckmann behauptet aus eigener Erfahrung: dieser Rettig liefere eine weit reichere und sichere Ernte, als der gemeine Rübesamen.

Keine Nachricht über den Bau und die Oelpressung aus dem Samen dieser Pflanze ist so Genüge leistend, als des Magister Weiß Abhandlung, die er aus einer neuern in Italien herausgekommenen Schrift übersetzt, und unter dem Titel: vollständiger Unterricht über den für Deutschland wichtigen Anbau des chinesischen Oelrettigs und über die Bereitung des Oels aus demselben; aus dem Italiänischen des Franciscus de Grandi, mit Kupfern, Leipzig, bei J. C. Hinrichs, 1802, herausgegeben, mit Zusätzen und Anmerkungen versehen, und der leipziger ökonomischen

schen Gesellschaft zugeeignet hat. Der königliche Hofgärtner, Herr Seidel in Dresden, hat der leipziger ökonomischen Gesellschaft folgendes Gutachten ertheilt, welches in deren Anzeigen von der Ostermesse des Jahrs 1802 Seite 74 f. abgedruckt ist:

„Der chinesische Oelrettig wird und kann bei uns um so weniger im Großen angebauet werden, weil er zu sehr dem Erdflohe unterworfen ist, und dadurch zu viele Mißernten entstehen, sobald er nur als Sommergewächs erzogen wird. Wenn er aber zur Winterfrucht bestimmt werden kann, wie von mehreren angestellte und wohlgerathene Versuche lehren, dann wird er hiedurch gehärtet seyn, wenn der Erdfloh erscheint. Alle Sommerrettige haben das Schicksal, sehr vom Erdflohe geplagt und dergestalt geliebt zu werden, daß man längst schon Sommerrettige unter den Sommerrübsen, dem der Erdfloh auch nachstellt, in kleinen Portionen mit ausgesäet hat, aus Ursache, weil dann zur Zeit der Erdflohbrut nur diese Rettige, der Rübsen aber nicht gefressen, sondern verschont wird. Sogar hat man dies Verfahren lang, besonders in England, geheim gehalten; bis vor einiger Zeit die **Gesellschaft des Ackerbaues** in London einem Gärtner, der sein Geheimniß ihr offenbart hat, 200 Guineen ausgezahlte und es bekannt machte, um mehrere Rübsen gewinnen zu können. Auf einen jeden Morgen Rüben- oder Rübsensaat rechnet man zwei Pfund Radiese oder Monatrettigsamen."

Der Kriegscommissair **Rieben** zu Tharand sagt über **Franciscus de Grandi** Unterricht über den Anbau des chinesischen Oelrettigs ꝛc.: Es wäre nur Schade, daß wir in Deutschland nicht das italiänische Klima hätten, um dieses chinesische Produkt aller Orten ins freie Feld mit Nutzen über Winter und Sommer erbauen zu können. Als vor etwa dreißig Jahren zuerst die Rede von dem großen Ertrage und von dem feinen Oele dieser Pflanze gewesen, habe er sich einige Samenkörner davon verschafft, sie im Garten gepflanzt, und der Ertrag sey im Verhältniß mit dem Samen sehr groß gewesen. Das folgende Jahr habe er seinen Samen auf ein sehr gut zugerichtetes Krautland in der Mitte des Maimonats ins Freie gepflanzt und kaum seinen ausgestreueten Samen wieder erhalten, obgleich die Witterung günstig gewesen und weder Erdflöhe noch andere Insekten Schaden daran gethan hätten. Der Boden, worauf Herr Kriegscommissair Rieben den Versuch machte, war mit Sand vermischter Lehm, und mit gutem Kuhmist den Herbst vorher gedüngt, auch fünfmal geackert. Er fand nun sowohl im Blatte als Samen viele Aehnlichkeit mit unserm deutschen Rettige, besonders mit den Monatradiesen, welche auch vielen Sa-

Samen liefern. Um zu erfahren, ob der Radiesesamen nicht eben so vielen Samen und feines Oel gebe, als der chinesische Oelrettig, so wählte er in drei Jahren in seinem Garten zwei Beete neben einander, welche rojolt, gut gedüngt und von gleicher Grösse waren; er pflanzte auf beide gleich viele Körner, das eine Beet mit Radisen, das andere mit jenen Oelrettigen. Nachdem beiderlei Samen zu gleicher Zeit reif waren, machte er die Schoten sorgfältig auf und fand, daß er mehr Radies, als chinesischen Oelrettigsamen erbauet hatte. Mittelst einer starken Handpresse erhielt er von zwei Pfund jeder Sorte beinahe ein halbes Pfund Oel, welches sich an Güte gleich war. Alles Oel zu erlangen, war wegen Untauglichkeit der Presse nicht möglich. Aus dieser seiner Erfahrung im freien Felde, glaubte er berechtigt zu seyn, schließen zu dürfen, **daß der Anbau des chinesischen Oelrettigs, wenigstens in Norddeutschland, im Freien nicht zu empfehlen sey**; schwerlich würde der Ertrag im Großen den Dünger und die Arbeit bezahlen, die darauf verwendet werden müssen, wenn man nicht mehr erbauete, als er erbauet habe. Er ist überzeugt, daß im Großen Niemand die Mühe und Sorgfalt anwenden könne, als er auf diesen Versuch verwendet habe.

Der Professor **Lampadius** zu Freiburg ließ im März 1804 ein sechszehntel Scheffel Haferstoppelfeld mit einem zweispännigen Fuder Kuhdünger bedüngen, und den Dünger unterhaken, eggen und zur Saat pflügen. Hierauf säete er drei Pfund chinesischen Oelrettigsamen, den er von Erfurt erhalten, aus. Die Aussaat erfolgte im Mai 1804; die Saat gieng schön auf und wurde nicht von den Erdflöhen beschädigt. Am 23ten Julius stand das Feld in voller blauer Blüthe, und den 17ten August fiengen die Schoten an ein wenig zu gelben. Den 2ten September waren die untern Schoten gelb, und er ließ mit der Sichel das Beet abschneiden, auch das Geschnittene in kleine Bunde bringen, und bei Frostwetter nach Weihnachten dreschen. Die Körner sprangen gut aus, und er erhielt 52 Pfund wieder, also etwa das 17te Korn. Herr Lampadius sagt: „dieser Versuch beweise vor der Hand, daß man den chinesischen Oelrettig in Gebirgen völlig zur Reife bringen könne, und er glaube, daß er als Winterfrucht zu ziehen sey, weil auf dem Beete, wo er das Jahr vorhin den Oelrettig erbauet, das Jahr darauf Sommerkorn, und als Unkraut unter diesen durchwinterter, im Herbst ausgefallener Oelrettig gestanden." Mit 42 Pfund des erbaueten Samen versprach Lampadius der leipziger ökonomischen Gesellschaft den Versuch zu machen, Oel daraus schlagen zu lassen, und den Erfolg sowohl von der Güte des Oels,

Oels, als auch von der Menge desselben der Societät anzuzeigen, allein, ob solches geschehen ist, habe ich nicht erfahren.

Der sogenannte englische Oelsenf, der eigentlich der deutsche weiße Senf des Linnee (Sinapis alba *Linn.*) ist, kann wegen seiner Vorzüge vor dem Rübesamen nicht genug empfohlen werden, weil darin die Pfeifer nicht kommen, und er gute Ausbeute liefert. Das Oel davon ist allem ausländischen gleich. Das Mösel, oder 30½ Loth Samen davon kostet beim Herrn Stadtschreiber Kürbs zu Cölleda, einem Städchen an der Unstrut, im Amte Weissensee, im Thüringischen Kreise, vier gute Groschen. Von sechs Möseln hat man 3½ dresdner Scheffel (190 dresdner Pfund) Ernte. Die Blätter dieser Pflanze können wie Salat gegessen werden. Das Stroh davon giebt gutes Brennmaterial. Was dem englischen Senfe einen großen Vorzug vor dem chinesischen Oelrettige giebt, ist, daß er gar nicht mißräth, und dabei dem Erdflohe, nicht so, wie dieser, unterworfen ist, ferner, daß da, wo weißer Oelsenf steht, mehrere Gewächse vom sogenannten Pfeifer verschont werden. Der Herr Commissionsrath Möller zu Hamm hat einen öffentlichen Unterricht über den weißen Oelsenf vor einigen Jahren herausgegeben. Auch der schwarze Oelsenf (Sinapis nigra *Linn.*) liefert ein eben so gutes Oel zum Verspeisen, nur nicht so reichlich wie der weiße.

Auch der Same der Maternalviole (Hesperis matronalis *Linn.*) der Mutterpflanze unserer veredelten schönen Nachtviole, verdient wegen seiner Reichhaltigkeit an gutem wohlschmeckenden Oel näher, wie bisher geschehen, untersucht zu werden. Ein halbes Pfund dieses Samens, giebt in einer mäßig erwärmten Presse, 1½ Loth Oel, das grünlich von Farbe, und sehr wohlschmeckend ist. Die Maternalviole wächst in Frankreich, in Italien, in der Schweiz, Oesterreich u. s. w. auf den Wiesen, in den Weinbergen u. s. w., ist ausdauernd, kommt ohne Bedeckung leicht durch unsere Winter, und es dürfte daher rathsam seyn, sie im Großen zu Oel anzubauen.

Hannover. G. F. v. Wehrs.

# Ueber den Anbau des Süßholzes.

Das Süßholz, auch Lackrize genannt, lat. Glycyrrhiza und liquiritia, pflegt in einem dazu passenden Boden die Mühe, die dessen Anbau erfordert, gut zu belohnen. Da es sehr lange Wurzeln treibt, und gerade die Länge derselben seinen größern Werth ausmacht, so darf es in kein zu festes und bindendes, auch nicht mageres Erdreich gepflanzt werden. In einem leichten, lockern, jedoch nicht kraftlosen Boden, und auch in gehörig zubereitetem und gedüngtem Sandlande gedeiht das Süßholz am besten, weil die Wurzeln darin leicht tief eindringen, und zu ihrer Vollkommenheit gelangen können. Der Mist zur Düngung muß ein Jahr vorher in das Land gebracht werden, damit er, wenn zur Pflanzung gegraben und gepflügt wird, schon verrottet ist. Der noch frische Mist würde dem Wachsthum der Wurzeln hinderlich seyn. Im Sandboden ist auch der Teichschlamm ein vorzüglich guter Dünger für das Süßholz. Das Land muß recht tief gegraben oder gepflügt werden, damit die Wurzeln, welche mehrere Fuß lang werden, sich desto leichter in den Boden hinabstrecken können. Auf Ackerlande ist es daher gut, wenn jede Furche zweimal mit dem Pfluge ausgefahren wird. Wer dreimal pflügt, und egget, und dadurch das Land recht lockert, kann sich die reichste Ernte versprechen.

Die Zeit der Pflanzung wird von der Witterung bestimmt. Sie kann gegen die Mitte des März, und auch noch im April vorgenommen werden.

Auf gute Setzlinge kommt sehr viel an. Sie müssen frisch, 10 Zoll lang, und mit einem guten Treibauge oder Knospen versehen seyn, weil die Pflanzung sonst leicht mißräth. Läßt man diese Setzlinge von entfernten Orten kommen, oder will man sie dahin versenden, so ist dafür zu sorgen, daß sie in Sand eingelegt werden, weil sie dann nicht so leicht unter Weges verderben.

Hat man nun gute Setzlinge, so wird über das zubereitete Land eine Gartenschnur gezogen, und daran heraus mit einem langen besonders dazu verfertigten Pflanzstecken von anderthalb zu anderthalb Fuß ein Loch in die Erde gestochen, und darin ein Pflänzling so tief eingesetzt, daß das Auge desselben 1 Zoll tief unter die Erde kommt. Die Erde wird dann mit dem Pflanzholz angedrückt, doch so, daß dadurch der Setzling keine schiefe Richtung erhält. Ist die erste Reihe bepflanzt, so wird die Schnur 2 Fuß davon wieder über das Land geschlagen und so weiter fort, bis das ganze Stück bepflanzt ist.

Die

Die Ernte von diesen Pflanzen hat man freilich erst nach drei oder auch wohl vier Jahren; denn so lange muß das Süßholz in der Erde bleiben, aber es bedarf auch in dieser Zeit nicht sehr vieler Wartung. Man hat nur dafür zu sorgen, daß das Unkraut weggeschafft werde. Im ersten Sommer kann man das Land zugleich noch auf eine andere Art nützen, indem man Zwiebeln, Spinat und andere Gewächse, die keine langen Wurzeln haben, darauf säet. Nur muß man vorsichtig seyn, daß das aufschießende Süßholz nicht verletzt werde; auch muß man die den Setzlingen zu nahe stehenden Zwiebeln oder andere Pflanzen wegziehen. Wenn nachher die reifen Zwiebeln, Spinat ꝛc. vom Lande entfernt sind, so thut man wohl, wenn man mit der Hacke etwas lockert, und alles Unkraut fortschafft. Zur Stärkung der Setzlinge ist es gut, wenn im October etwas wohl verfaulter Mist über das Stück gestreut, und dieser im folgenden März alsdann zwischen den Pflanzen, jedoch ohne sie zu verletzen, mit dem Spaden untergegraben wird. Dieses Nachdüngen ist jedoch nicht durchaus nöthig, wenn das Land vor der Pflanzung gehörig zubereitet ist.

Das Süßholz darf nach Verlauf von drei oder vier Jahren nicht eher zum Gebrauch oder Verkauf ausgegraben werden, bis seine Stängel verwelkt sind. Der Herbst ist die beste Zeit dazu. Das im Frühling aus der Erde genommene ist nicht so fest, hat nicht so dicken und süßen Saft, und keine so schöne Farbe, und behält auch nicht so viel Gewicht, als das, welches man im Herbste ausgräbt. Die größten und stärksten Wurzeln, welche öfters einige Schuh lang und über einen Zoll dick sind, werden alsdann von aller Erde gereinigt, getrocknet und nach dem Gewichte verkauft. Die kleinern und schwächern können zu einer neuen Anpflanzung gebraucht werden.

Der verstorbene Hofrath Johann Beckmann sagt in seinen Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft: „Da man diese Pflanze in England, wo doch das Land wenigstens noch einmal so hoch, als in den meisten Theilen von Teutschland, genutzt werden kann, mit großem Vortheile bauet, und der Preis des Süßholzes bei uns und in England einerlei ist; so sollten auch wir diese Pflanze nicht ganz ausser Acht lassen. In Franken, und besonders in der Gegend von Bamberg, wird sie auch wirklich gebauet.“

Mahl-

# Mahlzeiten der Tonkinesen.

Die Bewohner von Tonkin *) essen oft zusammen, und während ihrer Mahlzeiten reden sie gewöhnlich von ihren Angelegenheiten und Geschäften. Statt der Gabeln bedienen sie sich kleiner Stäbchen von Elfenbein oder Ebenholz, welche vorne mit Gold und Silber beschlagen sind. Nie rühren sie etwas mit den Fingern an, und waschen sich daher auch weder vor, noch nach dem Essen die Hände. Wenn man eine Gesellschaft von Tonkinesen bei Tische sieht, glaubt man ein Orchester zu sehen; sie scheinen nach dem Takte zu essen, und alle Bewegungen der Hände und der kauenden Kinnbacken werden nach bestimmten Regeln abgemessen. Auf ihren Tafeln sieht man weder Tischtücher noch Tellertücher: sie sind blos mit gestickten, tief herabhängenden Teppichen umgeben. Jeder Gast hat seinen besondern Tisch, wenn nicht etwa so viele Gäste zugegen sind, daß sich ihrer zwei an einen Tisch setzen müssen. Jeder Tisch wird auf gleiche Weise mit vielen kleinen Schüsseln besetzt. Die Tonkinesen ziehen Mannigfaltigkeit der Gerichte unnütz beladenen Schüsseln vor. Will man Jemand zum Essen bitten, so sendet man ihm Tages vorher ein kleines Einladungsheft, worin der Küchenzettel geschrieben steht. Z. B. „Char-Ting hat ein Mahl von diesen und jenen Küchenkräutern bereitet, seine Gläser ausgespült und sein Haus gereinigt, damit Se-Tong zu ihm komme, und ihn durch die Reize seiner Unterhaltung und seiner Beredsamkeit erfreue; er bittet, seine göttliche Geneigtheit ihm zu gewähren.“ — Auf dem ersten Blatte des Heftes steht der Ehrennahme des Eingeladenen mit allen seinem Range zukommenden Titeln. Am Tage des Festes sendet der Hausherr früh Morgens ein ähnliches Heft an den Eingeladenen, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, und naht die Stunde der Mahlzeit, so wird mit dem dritten Einladungsheft ein Diener abgeschickt, um den Gast zu geleiten, und ihm zu sagen, wie ungeduldig man ihn erwarte. So hält man es mit allen Gästen. Ehe man sich zur Tafel setzt, nimmt der Hausherr einen goldenen oder silbernen Becher, erhebt ihn, grüßt den Vornehmsten der Gäste, und geht darauf

*) Tonkin oder Tunkin liegt in Hinter-Indien, an der südlichen Grenze des sinesischen Reichs, und nördlich von Cotschintschina (Cochinchina), von welchem es abhängig ist.

darauf in den Hof seines Hauses, wo er, gegen Mittag sich wendend, den Wein seiner Schutzgöttin darbringt und als Opfer ausgießt. Dann kehrt er zurück, und jeder nähert sich dem Tische, der für ihn bestimmt ist. Ehe man sich aber setzt, bringt man fast eine Stunde mit Höflichkeitsbeweisen zu, und kaum ist der Hausherr mit Einem fertig, so muß er mit dem Andern anfangen. Wenn es zum Trinken geht, beginnen neue endlose Höflichkeiten. Der vornehmste Gast trinkt zuerst, dann die andern, und jeder bezeigt dabei dem Hausherrn seine Ehrerbietung.

Die Tassen sind nicht viel größer als Nußschalen. Sie trinken daraus langsam mit vielen Absätzen. Wenn sich unter den Freuden des Mahles ihre Gesichter aufgeheitert haben, spielen sie allerlei kleine Spiele, wobei der Verlierende trinken muß. Um die Gäste zu erfreuen, läßt der Hausherr oft während der Mahlzeit ein Schauspiel aufführen. Dabei hört man eine Musik, die für einen Europäer eine wahre Ohrenqual ist. Die Instrumente sind Becken von Erz oder Stahl, deren Ton höchst schneidend ist, eine Trommel von Büffelhaut, welche mit den Füßen oder mit Stecken geschlagen wird, und endlich Flöten, die eher einen traurigen als rührenden Ton haben. Die Stimmen der Sänger passen völlig zu dieser schreienden unharmonischen Musik. Die Schauspieler sind Knaben von 12 bis 15 Jahren. Der Inhalt der Stücke ist gewöhnlich tragisch; so schloß wenigstens der französische Missionair, von welchem diese Nachrichten herrühren, aus den häufigen Thränen der Schauspieler und den zahlreichen Leichen auf der Bühne. Die jungen Schauspieler haben ein äußerst gutes Gedächtniß. Sie wissen vierzig bis funfzig Stücke auswendig, von welchen das kürzeste gewöhnlich einige Stunden dauert. Ihre tragbare Bühne führen sie stets bei sich. Wenn sie in ein Haus gerufen werden, zeigen sie ihre Sammlung von Schauspielen vor, und spielen sogleich das ausgewählte Stück. Gegen die Mitte der Mahlzeit macht ein Schauspieler die Runde um die Tische, und bittet Jeden um eine Gabe. Die Diener des Hauses thun dasselbe, und bringen ihrem Herrn das Geld, das sie erhalten. Nach Tische zeigt man den Gästen eine neue Mahlzeit, die für ihre Diener bestimmt ist. Darauf lassen sich die vergnügten Gäste in ein umständliches Lob der trefflichen Speisen ein, und rühmen die Höflichkeit und Großmuth des Wirths, welcher, tief sich verbeugend, sie um Verzeihung bittet, daß er sie nicht nach Verdienst und Würden bewirthet habe.

Neues
Hannoversches Magazin.
52tes Stück.
Montag, den 30ten December 1811.

## Ueber einige sehr honighaltige Blumen.

In den jetzigen Zeiten, wo so manche Surrogate der Kolonialwaaren, und vorzüglich des Zuckers, erfunden und vorgeschlagen werden, ist und bleibt unstreitig der Honig eins der ersten und vornehmsten, worauf man verfallen ist. Mancher geräth jetzt auf den Gedanken, sich auf die Bienenzucht zu legen. und so seinen Zucker selbst zu gewinnen, und mancher andere denkt ernstlich auf die Vergrößerung seines schon vorhandenen Bienenstandes. Dies geschieht selbst in solchen Gegenden, die eigentlich nur wenig Nahrung für die Bienen enthalten, und in denen man also nur höchst selten eine reichhaltige Honigerndte erwarten darf. Sehr leicht können diese Gegenden mit Bienen gleichsam überladen werden, so daß sie sich einer dem andern die Nahrung rauben. Besonders hier dient es also wohl beobachtet zu werden, welche Gewächse und Blumen vorzüglich reich an Honig sind, und ob es sich nicht der Mühe verlohnt, dieselben der Bienen wegen mehr anzupflanzen. Ich darf mir daher vielleicht schmeicheln, daß meine Beschreibung und Empfehlung einiger honighaltigen Blumen, welche man oft in Gärten zur Zierde findet, aber in dieser Rücksicht vielleicht noch wenig beachtet hat, manchem Bienenwirth oder Liebhaber der Bienenzucht nicht ganz unwillkommen seyn wird. Ich will hiemit keineswegs behaupten, daß der Anbau dieser Blumen den Mangel anderer allgemein bekannter honighaltiger Gewächse, z. B. des Rübesamens, des Buchweizens, der Heide u. a. vollkommen ersetze, verlange auch nicht, daß man dieselben auf Kosten anderer ökonomischer Gewächse anbauen soll, sondern schlage nur vor, die Blumengärten vorzüglich mit solchen honighaltigen Blumen zu besetzen, und manche von ihnen, die sich dazu eignen, auch an solche Orte im Garten, auf dem Felde, an Ufern, wüste Plätze und der-

dergleichen zu pflanzen, die sonst ganz unbenutzt bleiben würden; indem mich schon eigne Erfahrung davon überzeugt hat, daß der Nutzen davon für die Bienen durchaus nicht unbedeutend ist.

Vor allen andern möchte ich den Boretsch (Borago officinalis Linn.) in dieser Hinsicht empfehlen, der schon als Küchenkraut ziemlich bekannt ist. Diese Pflanze hat eirunde, runzlige und sehr rauhe Blätter und einen hohlen sehr borstigen Stengel, welcher sich in gutem Lande in viele Nebenstengel verbreitet und fast zwei Fuß hoch wird. Die vielblühenden, am Ende stehenden Blumenstiele tragen meistentheils blaue, zuweilen auch weiße und röthliche nickende Blumen, welche fünftheilig sind, und deren Schlund mit fünf ausgeschweiften, stumpfen dunkelblauen Hervorragungen oder Klappen (Fornices) gekrönt ist, welches die Honigbehältnisse zu seyn scheinen. Der fünftheilige und zuletzt größer aufgeblasene Kelch hinterläßt vier runde, runzlige, unten kugelige Samen, die längs dem ausgehöhlten Samenbehältniß gleichsam eingewachsen sind. Schon im Junius, und manchmal schon früher, fängt dies Gewächs an zu blühen, und fährt damit bis spät in den Herbst, wenn starke Nachtfröste eintreten, fort, weswegen auch die Bienen eine beständige Nahrung auf ihm finden. Dabei muß es auch sehr honighaltig seyn; denn selbst in der stärksten Flucht, z. B. in der Linden- und Heideblüthe, lassen sie es nicht unbesucht. Ich möchte daher wohl behaupten, daß größtentheils dieser Boretsch, der in ziemlicher Menge im Garten stand, Ursache davon war, daß in einer Gegend, wo wenig Wintersamen und gar kein Sommersamen gebauet wird, wo wenig Himbeeren und Heide wachsen und die Bienen ausserdem noch dem schneidenden Ostwinde sehr ausgesetzt sind, die Bienenstöcke im vorigen Jahre 1810 dennoch sehr schwer wurden. Dies brachte mich auf die Gedanken, zu versuchen, ob nicht derselbe auch auf andern wüsten und unbenutzten Plätzen fortkomme, und ich streuete deswegen vergangenes Frühjahr theils hin und wieder Samen an solche Oerter aus, theils versetzte ich auch junge Pflanzen, welche in großer Menge im Garten, und zwar in einem fetten Boden, aufgegangen waren, dahin. Beides gelang; trotz der anhaltenden Dürre dieses Sommers hatte ich die Freude, die Pflanzen selbst in einem durchaus sandigen Boden, im Lehmboden, an steinigen Ufern und an Orten, wo das Vieh sie zertrat, aufkommen und blühen zu sehen. Freilich standen sie nicht so üppig, wie im Garten, ja viele trieben auch nur einen Blüthenstengel und starben nachher ab; allein ich schreibe vieles mit auf die diesjährige Dürre. Alle haben sich jedoch besamet, und ich hoffe daher zuversichtlich, künftiges Früh-

Frühjahr junge Pflanzen in Menge aufgehn und üppiger wachsen zu sehen, besonders da dies Gewächs in seinem Vaterlande auf sandigem Boden und Ruinen wild wächst. Im Garten besamt es sich in so großer Menge, daß man es zuletzt wie Unkraut ausjäten muß. Da es so saftige Blätter und Stengel hat, so machte ich auch den Versuch, ob es sich nicht auch als Futter fürs Vieh gebrauchen ließe, und eine Kuh fraß auch wirklich davon, kehrte aber bald zu dem wohlschmeckenden Klee zurück, weil ihr die Haare und Borsten dieses Gewächses zuwider zu seyn schienen.

Nicht minder honighaltig ist unsere gemeine wohlriechende Reseda (Reseda odorata Linn.), deren Honigbehältniß in einer flachen, aufrechten, aus dem Blumenboden hervorgehenden Drüse, die auf der obern Seite zwischen den Staubfäden und dem obern Kronenblatte befindlich ist, besteht, und bei dieser Art sehr groß ist. Die übrigen Reseda-oder Wauarten, z. B. die weiße Reseda (Reseda alba Linn.), welche man in Gärten findet, und die gelbe und gemeine Reseda (Reseda lutea et luteola Linn), welche hier wild wachsen, scheinen dagegen wenig oder gar keinen Honig zu enthalten, und werden von den Bienen nur in der größten Noth beflogen.

Die syrische Seidenpflanze (Asclepias syriaca Linn.) ist ebenfalls sehr reich an Honig. Sie hat einen ganz einfachen, zuweilen sieben Fuß hohen Stengel, und eirunde, oben dunkelgrüne und unten mit einem weißen Filze überzogene Blätter. Die wohlriechenden blaßröthlichen Blumen haben einen fünftheiligen Kelch, eine fünftheilige Krone und fünf fleischige kappenförmige Honigbehältnisse, die in der Röhre unter den Staubbeuteln angewachsen sind, und aus deren Grunde ein spitziges eingebogenes Hörnchen herauskommt. Sie stehen in großen Ballen oder Kugeln bei einander, und blühen vom Julius bis in den Herbst hinein, da sie nicht alle auf einmal hervorkommen. Die länglichen, platten und rauhen Samenhülsen enthalten mit einem Büschel langer Fasern versehene Samenkörner. Die Pflanze wurzelt tief, treibt mit der Zeit viele Nebenstengel und dauert an zwanzig Jahre. Dabei leidet sie von keiner Kälte und kommt auch ohne Wartung, wenn sie einmal angepflanzt ist, selbst in schlechtem steinigen Boden fort. Manche behaupten, sie enthalte nächst der Linde den reichsten Honigstoff. Auch in unsern einheimischen Hölzern wächst eine Art Seidenpflanze oder Aesculapie (Asclepias vincetoxicum) deren Honigbehältnisse aber gar keinen Honig enthalten und nach Skuhr auch nicht mit den oben erwähnten Hörnchen versehen sind.

Eine vierte honigreiche Pflanze ist endlich noch die Kugeldiestel (Echinops

nops sphaerocephalus Linn.), welche auch nicht selten in Gärten zur Zierde angetroffen wird. Sie erreicht die Höhe von drei bis vier Fuß und hat große fiederförmig getheilte, oben feinhaarige und unten mit einem Filze überzogene Blätter mit buchtig gezahnten dornigen Blattstücken. Am Ende der Stengel und Aeste bilden die weißen Blumen einen schönen vielblumigen Blumenkopf, der von den Bienen sehr emsig besucht wird. Sie blühet vom Julius bis in den Herbst hinein. Die Pflanze perennirt und saamt sich in großer Menge von selbst aus. Diese jungen Pflanzen habe ich ebenfalls vergangenes Frühjahr in schlechtern, zum Theil Sandboden versetzt. Sie sind zwar fast alle angegangen, allein sehr wenig gewachsen, und keine einzige ist zur Blüthe gekommen. Die diesjährige Dürre ist vielleicht mit daran Schuld.

Auch die ausländischen Gerania oder Pelargonia werden von den Bienen sehr geliebt und unter den einländischen vornemlich der Wiesenstorchschnabel (Geranium pratense L.) mit blauer Blüthe. Der Ysop (Hyosopus officinalis L.) und das Schnittlauch (Allium schoenoprasum Linn.) verdienen gleichfalls, etwa als Einfassung der Gartenbette, der Bienen wegen angepflanzt zu werden. Der Salbey und die Aurikel desgleichen. Letztere wird jedoch nur in Ermangelung anderer Nahrung, welches im Frühjahr oft der Fall ist, besucht.

B. Kr.

---

# Noch einige Notizen, den Tabak betreffend.

S. das 42te Stück dieses Magazins v. d. J.

Der türkische Kaiser, Amurat der vierte, war ein eifriger Verfolger des Tabaks. Er verbot ihn in seinem ganzen Reiche bei Lebensstrafe. Er war der Meinung, dieses Kraut müsse von allen wahren Muselmännern eben so sehr verabscheuet werden, als der Wein, da es ähnliche Wirkungen hervorbringe, und die Menschen berausche und ihrer Vernunft schade.

Auch Schah-Sophi, des Mirsa Sohn, König in Persien, ließ ein solches strenges Verbot gegen den Gebrauch des Tabaks ergehen. Aber die Gewohnheit behielt sowohl in

der Türkei als in Persien die Oberhand.

In Deutschland wurde das Rauchen anfangs von den Regierungen ebenfalls mit Ungunst angesehen. — Dies beweiset die Härte der Ausdrücke, die darüber in Verordnungen vorkommen, und auch der Strafen, die man, um Feuersgefahren in Waldungen und Häusern zu verhüten, auf die Unvorsichtigkeit der Raucher setzte. Letzteres war wohl um so mehr nöthig, da man vermuthlich den Gebrauch der Kapseln auf den Pfeifenköpfen noch nicht kannte.

Franciscus Hernandez ist vermuthlich der erste, oder doch einer der ersten gewesen, der über den Taback etwas geschrieben hat. Dieser Spanier war Leibarzt bei seinem Monarchen Philipp II., und weil er ein guter Naturhistoriker war, so sandte ihn dieser nach Amerika, um in den occupirten Provinzen dieses damals noch nicht lange entdeckten Welttheils Nachrichten von den darin befindlichen Naturalien einzuziehen, und davon Beschreibungen und Abbildungen zu liefern. Er trug also in Mexico ein weitläuftiges Werk von den amerikanischen Gewächsen, Thieren und Mineralien in lateinischer Sprache zusammen, zu dessen Ausführung der König eine sehr große Summe Geldes verwandte. Dieses Werk, das ungedruckt blieb, mußte auf Befehl des Königs dessen Leibarzt Recchius kürzer und zweckmäßiger einrichten. Aber es blieb doch dem Publikum noch lange verborgen, und wurde erst im Jahr 1649 zu Rom gedruckt. Man findet darin eine Beschreibung und Abbildung der Tabackspflanze. Wenn also gleich Hernandez einer der ersten mag gewesen seyn, der über diese Pflanze geschrieben hat, so war sie doch, ehe seine Notizen durch den Druck bekannter wurden, lange vorher von andern Kräuterkennern und Aerzten durch Schriften und Abbildungen zur Kenntniß des Publikums gebracht, und auch das Rauchen und Schnupfen schon längst im Gange. Ein spanischer Arzt Nic. Monardes lieferte schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts eine ziemlich genaue Beschreibung der Tackspflanze in seinen Schriften, und im Jahr 1587. gab ein Arzt zu Antwerpen, Egidius Everart, ein kleines Buch über den Taback heraus *). Als der große Kräuterkenner in der Schweiz, Conrad Gesner, die erste Tabackspflanze im Jahr 1567. zu Gesichte bekam, freute er sich so herzlich über ihre Gestalt, Geschmack und Geruch, daß er in seinem Briefe inniglich wünschte, ein so herrliches Gewächs möge zum Be-

*) Es führt den Titel: De herba panacea, quam alii Tabacum, alii Petum, aut Nicotionam vocant.

Besten des menschlichen Geschlechts durchgängig bekannt werden. Denn als er den Rauch von diesen Blättern vermittelst eines Trichters in sich zog, empfand er eine so seltsame Bewegung in den Empfindungswerkzeugen, daß er keine bequemen Worte solche recht zu beschreiben weiß. Auch noch mehrere diesem gleichzeitige Pflanzenkenner, als Jac. Dalechamp, Matthiolus ꝛc. gedenken in ihren botanischen Werken schon des Tabacks. Im Jahr 1622. gab Joh. Neander, ein damals berühmter Arzt in Bremen, ein Buch über diese Pflanze unter dem Titel Tabacologia in lateinischer Sprache heraus, wovon einige Jahre nachher auch eine französische Uebersetzung erschien. Es wird darin von den verschiedenen Namen, Arten, mancherlei Heilkräften, der Zubereitung und auch schon der Verfälschung des Tabacks gehandelt. Auch sind mehrere Kupfer darin, welche drei Arten dieser amerikanischen Pflanze, ihren Anbau und Zubereitung nach dem Verfahren der Indianer, so wie indianische und persische Tabackspfeifen darstellen.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts scheint das Rauchen in Deutschland, besonders auf einigen Universitäten, schon sehr überhand genommen zu haben. Unter andern sieht man dies aus einer Rede, die der Helmstädtsche Professor Tappe im Jahr 1653 drucken ließ. *) Heftiger noch eifert um dieselbe Zeit gegen das Tabackrauchen der Arzt Simon Paulli, so wie auf der andern Seite der Brandenburgische Leibmedicus Corn. Bontekoe das Rauchen und Schnupfen, so wie auch das Theetrinken als eine Universalmedicin bis an den Himmel erhebt, und sogar die Weiber zu ermuntern sucht, mit den Männern in die Wette zu rauchen.

Im Jahr 1699 wurde der Gebrauch des Tabacks in Paris der Gegenstand einer öffentlichen gelehrten Disputation. Es erschienen gedruckte Theses, worin alles zusammengetragen war, was man für und gegen das Rauchen und Schnupfen glaubte vorbringen zu können. Diese Theses sollten den 26sten März obigen Jahrs im medicinischen Collegio durch Claudius Berger aus Paris, unter dem Vorsitz des obersten Königl. Leibarztes Fagon, der Urheber jener Thesen war, vertheidigt werden. Unter andern war die Frage: Ob der häufige Gebrauch des Tabacks das Leben verkürze? Die Entscheidung fiel bejahend aus. Indessen ereignete sich bei dieser Feierlichkeit ein Umstand, der sowohl die Tabackspächter, als Raucher und Schnupfer,

*) Sie ist betitelt de Tabaco, ejusque hodierno abusu.

pfer, welchen diese Entscheidung sehr unangenehm war, etwas beruhigte. Der Königl. Leibarzt Fagon hatte nehmlich, weil er bei der Disputation nicht selbst zugegen seyn konnte, einem andern Arzte den Auftrag gegeben, statt seiner zu präsidiren. Dieser versah sein Amt so gut er konnte. Er brachte alles vor, was sich nur irgend gegen den Taback sagen ließ, so daß der Respondent nichts mehr dagegen einwenden konnte. Niemals hatte man so überzeugende Beweise von den schlimmen Eigenschaften des Tabacks gehört! Allein seine Nase war mit der Zunge nicht einstimmig; denn man bemerkte, daß er während der Feierlichkeit beständig seine Tabacksdose in der Hand hatte, und sehr oft eine Prise nahm. Dieses Beispiel schlug größtentheils die Kraft der Gründe nieder, die er gegen den Gebrauch des Tabacks vorgebracht hatte.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden wir durch den berühmten Linné noch mit zwei neuen Arten amerikanischen Tabacks bekannt gemacht. Er hatte den Samen von dem Professor Jussieu aus Paris, dem er von dessen Bruder, als derselbe sich in Peru aufgehalten, zugeschickt war, erhalten. Linné ließ diesen Samen in den upsalischen Kräutergarten aussäen, und gewann Pflanzen davon, wovon er eine Beschreibung nebst Abbildung in den Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1753. lieferte. Die eine dieser Arten, die viel Aehnlichkeit mit dem türkischen Taback hat, nannte er wegen seiner Milde und Gelindigkeit, und auch wegen seiner schmalen und spitzigen Gestalt **Jungferntaback**. Der andern Art gab er den Namen **Soldatentaback**, sowohl deswegen, weil dessen Blumen einem Helme gleichen, als auch weil er sehr stark ist, und wie das Opium bei den türkischen Soldaten, wenn sie zu Felde gehen, dienen kann.

Ungeachtet der Tabacksrauch den meisten Thieren zuwider ist, und das Tabacksöhl einige z. B. Fische, Frösche, Katzen ꝛc. sogar tödten soll, so kann man dieses doch nicht von den grünen Tabacksblättern und Stängeln sagen. Einer Nachricht zufolge, die sich in den Schwed. Abhandl. B. XI. S. 72. findet, fressen solche die Schafe, wenn sie nichts Besseres in der Nähe haben, und ihr Appetit dazu nimmt immer zu, je öfterer sie solche gekostet haben, so daß sie ihnen bald ein angenehmes Futter werden. Der Admiral Ankarkrona in Schweden, der diese Erfahrung erst bei ein Paar Hämmeln gemacht hatte, ließ nachher alle Schafmütter und Lämmer täglich eine Stunde auf Tabacksland, auf welchem noch die Stängel standen, füh-

führen. Sie verzehrten erst die kleinen Schößlinge an den Stielen, und nachher die Stiele selbst, so daß sie in drei Wochen das Land davon reinigten. Als man einige von diesen Schafen nachher schlachtete, fand man ihr Fleisch mürber, wohlschmekkender, und viel fetter, als von den andern Schafen.

G. F. B.

---

## Verstand und Gedächtniß.

Der Verstand kann bei dem Menschen so fertig und so mechanisch geworden seyn, daß er sich selbst dann noch äußert, wenn das Gedächtniß schon völlig fehlt. Hievon nur zwei Beispiele.

Der Mathematiker de Lagny hatte bereits schon seit zwei Tagen in einer völligen Sinnlosigkeit gelegen, und kannte selbst seine eignen Kinder nicht mehr. Maupertuis fragte ihn auf einmal und mit sehr lauter Stimme: Was ist das Quadrat von Zwölf? Hundert vier und vierzig, versetzte ein sehr schwacher Ueberrest seines dahin schwindenden Verstandes.

Der berühmte Arzt Chirac war beinahe in eben der Lage, und ohne alles Vermögen, sich derer zu erinnern, die sein Sterbebette umgaben. Ganz zufällig und mechanisch ergriff er mit seiner rechten Hand die linke, fühlte seinen Puls und rief aus: „Man hat mich zu spät rufen lassen. Dem Kranken ist ein Aderlaß verordnet, und es hätte eine Abführung seyn sollen. Er ist ein Kind des Todes.“ Diese Vorhersagung traf bald hernach wirklich ein.

---










Digitized by Google